

Zeitschrift

Inhalt des XIII. Bandes.

des

Vereins für Lübeckische Geschichte

und

Altertumskunde.

Band XIII.



Lübeck 1911.

Lübcke & Nöhring.

Inhalt des XIII. Bandes.

Seite

1. Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Nieder-Elbe und Oder. (Teil II.) Von Professor Dr. Wilhelm Ohnesorge 1
2. Die Diele im niederfächsischen Bauernhaus und norddeutschen Bürgerhaus. Von Dr.-Ing. F. Unglaub 181
3. Theodor Storm in Lübeck. Von Professor Dr. Friedrich Krüger 359
4. Jahresbericht für 1909 und 1910 385

Band XIII, Heft I.

Lübeck 1911.

Verlag v. Neumann, Neudamm.

Zeitschrift
des
Vereins für Lübeckische Geschichte
und
Altertumskunde.

Band XIII, Heft 1.

Lübeck 1911.
Lübbe & Röhning.

I.

Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Nieder-Elbe und Oder.

Ein Beitrag zur Geschichte der Wendenkriege, zur
Charakteristik Helmolds sowie zur historischen Topo-
graphie und Namenskunde Nordalbingiens.

Teil II.

Von

Wilhelm Ohnesorge.

Abchnitt III.

B.

Kapitel 3.

In den drei mittleren Gauen Süfel, Gutin und Plön.

§ 7. Im pagus Susle oder Süfel.

Der Umfang des von Helmold bezeugten pagus Suselensis wird sich ziemlich sicher feststellen lassen. Man wird die in der Nachbarschaft der munitio oder des castrum Susle gelegenen Ortschaften ohne Bedenken dem pagus Susle³³³⁾ zurechnen dürfen. Wie Susle an dem ziemlich großen Süfeler See, so lag das 9 km entfernte Altenkrempe an dem breiten, für die damaligen Schiffe fahrbaren Wasserlauf der Crempine, wie Helmold schreibt³³⁴⁾, oder, wie sie jetzt heißt, der Kremper Au, eines Flusses, der sich südlich von Altenkrempe haffartig erweitert. Beide Ortschaften, offenbar der Hauptort und der Hafen des Gaus, waren also in der bei den Wagiren beliebten Tief- und Wasserlage angelegt worden. Noch heute bildet der an Buchten, Halbinseln, Winkeln und Armen reiche Wasserlauf der Crempine, ehemals so recht ein Schlupfwinkel für Seeräuber, die Scheide zwischen den großen Gütern Möncheverstorf und Gölldenstein. Nachdem die Wagiren um 1143 Süfel an friesische Kolonisten hatten abtreten müssen³³⁵⁾, scheint ihnen der nordöstliche Teil des Gauses als eigener Distrikt,

³³³⁾ Helmold I, 64; bei Schmeidler S. 120, 29 und I, 84; bei Schmeidler S. 165, 3.

³³⁴⁾ Helmold I, 84; bei Schmeidler S. 165, 7. Altenkrempe selbst bezeichnet Helmold als *pyratarum familiare latibulum*, als *spelunca latronum qui habitant iuxta flumen Crempine*, ohne den Namen des Ortes selbst zu nennen.

³³⁵⁾ Helmold I, 64; S. 120, 29.

terra Crempene³³⁶), verblieben zu sein, als ein Distrikt, „dessen Mittelpunkt die Burg“ in dem von der Krempine gebildeten „Neustädter Binnensee gewesen zu sein scheint.“ Diesem Distrikte der Wagiren standen später gräfliche Bögte vor, „welche in dem vergangenen Adelsgeschlecht, das sich v. Crempen nannte, erkennbar sind.“ Noch heute heißt die ehemalige Insel, über die jetzt die Oldenburger Kreisbahn von Neustadt nach Altenkrempe führt, Burg. Sie ist, charakteristisch genug, Eigentum der Neustädter Kirche. So etwa läßt sich die an vier Stellen seiner trefflichen Topographie niedergeschriebene Ansicht v. Schröders über die terra Crempene zusammenfassen.

Allein ich vermag weder den Ausdruck terra Crempene nachzuweisen, noch die Ansicht über den Umfang derselben zu teilen. Dagegen finde ich den Ausdruck terra sive provincia Crempa in einer Urkunde von 1221 des Grafen Albert von Holstein, in welcher dieser den Nonnen in Breeß die Zehnten von allen seinen Einkünften in den Gauen — de terris sive provinciis — Plön, Lütjenburg, Oldenburg und Crempa überweist³³⁷). Nach der Zusammenstellung dieser Urkunde ist die terra oder provincia Crempa identisch mit dem alten pagus Susle sowie der Segeberger Gau früher pagus Dargun, der Distrikt von Neumünster früher pagus Falderensis, die provincia Ranzivelt, wenigstens nach meiner Meinung, früher Zupanie Liubice hieß; Schröder und Haupt dagegen halten die Begriffe pagus Susle und terra Crempa nicht für gleichbedeutend, sondern den letzteren nur für den nördlichen Teil des ersteren, andererseits identifiziert Biernatki, der verdienstvolle Herausgeber des Registers des ältesten Urkundenbuches der Provinz Schleswig-Holstein, offenbar die Begriffe pagus Susle und terra Crempa, wenn er schreibt³³⁸): „Crempa, Crempa, Crempene (Crempine),

³³⁶) v. Schröder u. Biernatki, I, S. 6, 163, 279 u. II, S. 199.

³³⁷) Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, hg. von Michelsen, Band I, Kiel, 1839—1849, Nr. 3, aus dem Diplomatarium des Klosters „Breeß“, hg. von Jessen, S. 193.

³³⁸) N. D. I, S. 561. Vgl. auch Haupt, Bau- u. Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins, B. II, Kiel 1888, S. 42.

terra sive provincia, Burgdistrikt der Burg Crempe im Neustädter Binnensee, die Kirchsp. Süssel, Neustadt und Altenkrempe.“

Aber auch ihren Besitz um die Crempine sollten die Wagiren nicht unverkürzt behalten. Die für die Schiffahrt wichtigste Strecke, die an der Mündung der Crempine, d. h. der Teil zwischen dem Neustädter Binnensee und der Neustädter Bucht, mußte später, wie 1143 schon Süssel, gleichfalls den deutschen Einwanderern eingeräumt werden. Mit Recht vermutet v. Schröder, „hier — an der günstigsten Stelle“ müsse „ohne Zweifel“ eine Kolonie gegründet worden sein, „da der ziemlich regelmäßige Plan von Neustadt, welcher dem der alten Stadt Kiel³³⁹⁾ sehr ähnlich ist, auf eine systematische Anlage, sowie der Name und der gänzliche Mangel eines Landkirchspiels auf die spätere Gründung deutet.“ Nach einer Urkunde³⁴⁰⁾ ist diese sächsische Kolonie 1244 erbaut worden, doch ist die älteste städtische Urkunde erst von 1293³⁴¹⁾ datiert. Nach der ersten der beiden Urkunden, nur einer Notiz, aber nicht einer eigentlichen Urkunde, ist Neustadt 1244 mit dem lübischen Rechte begabt worden. Diese Angabe bezeichnet Hassé als apokryph, aber ohne seine Zweifel zu begründen; über die Gründungsnachricht selbst vermeidet er es, sich auszusprechen. Man wird an ihr um so eher festhalten dürfen, als auch eine Inschrift am Neustädter Kirchturm 1244 als Erbauungsjahr bezeichnet³⁴²⁾ und als die Angaben jener Gründungsnotiz über die

³³⁹⁾ Die Ähnlichkeit des Neustädter Stadtplans mit dem von Kiel hebt auch Haupt hervor. Ich könnte seine Ausführungen, die ich aus eigener Anschauung als zutreffend erkannt habe, noch erweitern. Haupt sagt: „Die Stadtanlage ist der von Kiel nicht unähnlich, indem die Hauptstraße ebenso auf den Kirch- und Marktplatz mündet, und von diesem Platze aus die Straßen ebenfalls regelmäßig auslaufen. — In der Gegend des Klosters herrscht am wenigsten Regelmäßigkeit, da sind wohl die ursprünglichen Wohnplätze der Fischer.“ (Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins, II, S. 43.)

³⁴⁰⁾ Bei Hassé I; Nr. 643, S. 287.

³⁴¹⁾ Bei Hassé II; Nr. 826, S. 343; — vgl. I; Nr. 643, S. 288

Anmerkung.

³⁴²⁾ Hassé I, S. 288, weist hin auf die Schleswig-Holst. Provinzialberichte, 1818, Heft VI, S. 701, und auf Büschings Magazin für die neue Historie u. Geographie, Teil IV; 1771, S. 158 ff. —, zieht aber 1886 die Richtigkeit oder vielmehr Existenz dieser Inschrift in Zweifel: „eine

Anlage der Kolonie so charakteristisch sind und den Stempel des Tatsächlichen tragen, daß man, wenn vielleicht auch nicht die Ver-

Inscription, die auf einem Stein des Neustädter Kirchturms sich finden soll,“ doch der Konservator der Provinz Schleswig-Holstein, Prof. Dr. Haupt, stellt es zwei Jahre später als eine Tatsache hin, daß diese Inschrift die Erbauung Neustadts im Jahre 1244 bezeugt: „Die eine Hälfte des Süseler Gaus hatte vom Krempefluß den Namen Land Krempe.“ (Vgl. oben!) — — „Adolf IV. oder sein Sohn Gerhard, die gleichzeitig lebten, begabte einen Teil von Krempe“ — Haupt meint, der terra Krempe — „und zwar einen Platz an der schmalsten, überbrückbaren Stelle des sehr langen Hafenarms, wo Fischhütten gestanden haben sollen, mit dem lübischen Rechte und sonderte ihn als eigenes Kirchspiel aus. — — Die Turminscription von 1334 bezeugt die Erbauung von Neustadt 1244; die Erteilung des lübischen Rechtes wird jedoch auch auf 1260 herabgerückt“ (a. D. II, S. 42—43).

Da Haupt die Inschrift buchstäblich mitteilt: „año: dñi: M: cc: X l IIII: aedificata: est: civitas: ista:“ so ist ein Zweifel an der Gründung Neustadts um so weniger möglich, als in zwei Quellschriften aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, der um 1400 niedergeschriebenen Hamburg-Holsteinischen Reimchronik und dem von ihr abhängigen, zwischen 1400—1430 verfaßten Schriftstück: „De inclito Adolpho, comite Holzacie,“ die Angabe enthalten ist, daß Adolf IV. die Kirche in Neuentrempe erbaut habe. Da Adolf IV. nach eben diesen beiden Quellen und dem über diesen Fürsten wohl unterrichteten Albert von Stade am 13. August 1239 ins Kloster eingetreten ist, nach Albert in das von Adolf IV. gestiftete Maria-Magdalenen-Kloster in Hamburg, so möchte man die Erbauung der Neustädter Kirche eher vor als nach 1239 legen. Gestorben ist Adolf IV. erst 1261. Da aber Adolf IV. nach Beed von 1239—1261 teils im Hamburger, teils in dem auch von ihm gegründeten Kieler Minoritenkloster lebte, teils bei seinen Söhnen, „den Grafen Johann und Gerhard, in deren Urkunden man ihm oft begegnet,“ so ist es nicht unmöglich, daß Adolf die Kirche erst zwischen 1239—1261 erbaut hat. Die Stelle in der Schrift „De inclito Adolfo“ heißt: „ecclesiasque diversas, unam in villa, que Krempe dicitur, in honore sancti Francisci construxit“ (Quellensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holst.-Lauenb. Geschichte, Bd. IV, Kiel 1875, S. 224. vgl. S. 220, 216, 208 und 207.) Haupt sagt, die Stadtkirche in Neustadt sei „nach bestimmter Angabe 1238“ erbaut worden. Aber von dieser bestimmten Angabe führt Haupt selber nichts an: in der Fortsetzung der oben teilweise zitierten Inschrift steht nur, der Turmbau sei 1334 begonnen worden.

In dem 1889 erschienenen Band III, S. 10 findet sich folgende Angabe Haupts über die Lage der Kirche zu Altenkrempe, welche

leihung des lübischen Rechts³⁴³), so doch die Gründungsnachricht selbst für echt halten muß: „De ehrbare Vörste (Graf Gerhard von Holstein) mit seinem Rade hulpen mede leggen Straten, Deelen, Kerkhof unde Market desser Stede, unde den Crynk all ummelanges, unde bot den Husluden an desser Jegene, und an sinem Bede, dat see den Wallgraven mede hulpen graven, all se deden.“ Ich möchte an dieser Auffassung um so mehr festhalten, als ich bereits 15 Jahre später auch die ecclesia in Neustadt sicher erwähnt finde, und zwar in dem schon häufig erwähnten ältesten Kirchenverzeichnis der Lübecker Diözese, dem von 1259, aus welchem sich auch die Bedeutung des Süseler Gaus ergibt. Denn nebst dem Aldenburger, dem Plöner und dem Gau Dargun (Segeberg) ist es der Süseler, an dessen Bedeutung sich eine Erinnerung festgehalten hat in der Einteilung des Bistums Wagrien in die vier Quartan Aldenburg, Plone, Insula³⁴⁴) und Zusele. Die Süseler Quart weist die meisten Kirchen auf. Während die Quartan Warder-Segeberg und Aldenburg nur je zehn, Plön elf Kirchen zählen, besitzt die Quart Süseler zwölf, unter ihnen die beiden Kirchen: Krempa und Noua crempa³⁴⁵).

die von mir schon betonte, übliche Tief- und Wasserlage der Wagriensiedlung an der Crempine bestätigt: „Die Lage der Kirche, etwas erhöht an der Flußmündung (ein Irrtum Haupts: die Kirche liegt viel näher an der Quelle der Crempine nördlich von Logeberg als an ihrer Mündung bei dem ehemaligen Julienbad) und von sich weit dehrender Niederung fast umgeben, möchte auch mit Rücksicht auf die Sicherheit und Verteidigungsfähigkeit gewählt sein.“

³⁴³) Möglicherweise ist auch das lübische Recht Neustadt schon bei seiner Gründung 1244 verliehen worden, denn in der Urkunde von 1293 wird das lübische Recht Neustadt nicht verliehen, sondern bestätigt, und zwar als ein Recht, das bereits von den Vorfahren des Grafen Johann der Stadt verliehen worden war, eine Angabe, mit der die nach Haffe apokryphe Verleihung von 1244 wohl vereinbart ist: „libertatem Juris Lubecensis a praedecessoribus nostris seu progenitoribus ipsis datam nos favorabiliter confirmando et donando innovamus.“ Daß die Verleihung im Jahre 1244 zu dem entsprechenden Datum für Kiel besser paßt als eine erheblich spätere Verleihung, wird unten, S. 280—281 (56—57), Anm. 465, u. S. 299 (75), dargelegt werden.

³⁴⁴) Vgl. oben, S. 51—54 (=B. XII, S. 163—166).

³⁴⁵) Bei Levertus Nr. 142, S. 131.

Auch im zweiten Kirchenverzeichnis des wagriscen Bistums, dem von 1276, werden die Kirchen Krempe und Noua Krempe genannt³⁴⁶). In dem gleichfalls schon wiederholt zitierten Einkünfteverzeichnis der bischöflichen Tafel von 128.. wird neben Noua Krempe die parrochia Antiqua Krempe, ferner Krempe genannt, ein Beweis, daß für Altkrempe die Bezeichnungen Krempe und Antiqua Krempe gleichzeitig nebeneinander vorkommen. In demselben Verzeichnis ist von Antiqua Krempe et noua villa die Rede, ferner nochmals von Noua Krempe³⁴⁷). Erscheint Neustadt demnach 128.. noch als noua villa, so wird es am 23. September 1293 in der Urkunde des Grafen Johann von Holstein, in welcher ihm das lübische Recht nicht verliehen, sondern bestätigt wird und die Grenzen der Stadtmarsch beschrieben werden, als civitas nostra noua Crempa im Gegensatz zu dem gleichfalls genannten antiqua Crempa bezeichnet. Auch die insula Burg dicta wird hier genannt. Elf Jahre später³⁴⁸) heißt die Stadt nicht mehr Neuenkrempe oder noua villa, sondern bereits Neustadt: Noua Ciuitas. Doch hält sich neben dem Namen Neustadt noch einige Zeit der ursprüngliche Name Neuenkrempe³⁴⁹). Schon in der oben erwähnten Gründungsnotiz von 1244 finden sich beide Namen nebeneinander: „da ward de Nyge Cremppe, anders geheten Nyestad, darna gebuwet.“

Die Bezeichnungen Krempe, Antiqua Krempe für Altkrempe; noua villa, Noua crempa, Noua Krempe, Noua Ciuitas, Nyge Cremppe, Nyestad für Neuenkrempe scheinen hier wie in den bereits besprochenen Fällen, in denen es sich um utraque, duae, ambae villae gleichen Namens in benachbarter Lage im dreizehnten Jahrhundert handelt, zu verraten, daß auch hier die nach Wagrien eingedrungenen deutschen Kolonisten sich des besseren

³⁴⁶) Bei Leverkus Nr. 253, S. 244.

³⁴⁷) Bei Leverkus Nr. 288; S. 301, 306 und 307.

³⁴⁸) Bei Leverkus, Nr. 403, S. 480.

³⁴⁹) So in Urkunden von 1314 noua crempa (bei Leverkus Nr. 551, S. 451), von 1333 (bei Leverkus Nr. 575, S. 727 und Nr. 580, S. 734): opidum noua Cremppe, 1334 (bei Leverkus Nr. 594, S. 751). Um 1335 aber heißt die Stadt wieder noua civitas (bei Leverkus Nr. 609, S. 771), ebenso 1341 (bei Leverkus Nr. 649, S. 831).

Teiles der Gemarkung bemächtigt haben, den sie hier durch die Bezeichnung Nova von dem den Wagiren verbliebenen Teil der alten Siedlung an der Crempine unterschieden, welcher letzterer neben der alten Bezeichnung Cremppe oder Krempe³⁵⁰⁾ nunmehr

³⁵⁰⁾ Von Crempa oder Krempe = Altentrempe ist zu unterscheiden die unweit der Elbe nordöstlich von Glückstadt gelegene Stadt Cremppe in der Marsch, die in den geschichtlichen Darstellungen, selbst im Register des Hasseschen Registerwerkes zuweilen mit unserm Cremppe verwechselt wird. Die 1197 erwähnte ecclesia Crempene (so bei Hassse I; Nr. 203, S. 106) oder Crempene (so bei Leverkus Nr. 18, S. 22), ferner der 1222 genannte Wernerus plebanus de crempa (bei Leverkus Nr. 40, S. 46) beziehen sich auf Altentrempe, dagegen ist das in ein und derselben Urkunde von 1240 bald als Crempa, bald als opidum Cremppe, bald als villa Crimpensis bezeichnete Krempe, dem der rector Godescalcus angehört, die östlich von der Stör gelegene Marschenstadt Cremppe, obwohl Hassse den Ort mit unserm Altentrempe identifiziert (a. D. I, S. 345, vgl. I; Nr. 608, S. 274). Die im zweiten Band im Register bezeichneten Urkunden Nr. 95, 172, 403, 404, 421, 509, 803, 825 und 942 beziehen sich auf die Marschenstadt Cremppe, Crempa, Crimpa, Crimpen oder Crimppe, nur die schon erwähnte Urkunde Nr. 826 von 1293 gilt für nova Crempa und unser antiqua Crempa. Der 1309 genannte riuus Cremppe ist identisch mit dem flumen Crempine Helmolds.

Besonders vorsichtig muß man bei den nach Cremppe genannten Adelligen und Geistlichen sein. Wie der rector Godescalcus von 1240, so gehören auch der Volpertus de crempa von 1255, der plebanus ludolfus in crimpa von 1292, der Jacobus Scultetus de Crempa von 1293 der Stadt Cremppe in der ehemaligen Grafschaft Stormarn an. Die Zugehörigkeit der Marschenstadt Cremppe zu Stormarn behauptet ein Kenner wie H. Biernacki im Register (S. 561) zum ersten Band der Urkundensammlung der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. f. vaterl. Gesch. 1849, während v. Schröder in seiner Topographie Cremppe die kleinste Stadt in Holstein nennt (I, S. 305 u. S. 4) und behauptet, daß Stormarn im Westen nicht bis an die Elbe gereicht habe. Sicherer ist aber aus der Topographie über die Westgrenze Stormarns nicht zu entnehmen. Dagegen gehört der miles Fridericus de Crempa von 1293 (bei Hassse II; Nr. 826, S. 344), der Lübeder Dompropst Volradus dictus de crempa (der Nachfolger des prepositus Nicolaus, des Sohnes des Fürsten Johannes von Mecklenburg, vgl. Leverkus Nr. 325, S. 357) von 128. und 1294 (bei Leverkus Nr. 288; S. 306, Anm. 73), Fridericus de Krempe von 1313 (Urkundensammlung II; Nr. 176, S. 221), her Frederik van der Krempen von 1315 (Urkundensammlung II; Nr. 125, S. 144), Hinrich van der Krempen von 1376 (Urkundensammlung II; Nr. 250, S. 324) derselben Burg Cremppe im Neustädter Binnensee an,

den neuen Namen Altenkrempe erhielt, gerade so wie das alte Liubice nach 1143 Aldenlubeke genannt wurde.

Ein ferneres Anzeichen dafür, daß sich im Süsseler Gau an der Krempe auch nach 1200 Wagiren halten können, ist ein in mehreren Urkunden bezeugter Flurname der Stadt Neustadt, die doch frühestens erst 1244 angelegt worden ist. Noch ein Jahrhundert nach der Gründung der deutschen Kolonie Neuenkrempe begegnet uns im Stadtgebiete derselben der Flurname

wie der Christianus advocatus in Crempene von 1221, der ebenso gräfl. holsteinischer Vogt für den alten Gau Süssel, die terra crempe war, als der Thidericus advocatus noster in Plone Vogt für den Gau Plön und der Edelerus advocatus in Oldenborch Vogt für den alten Gau Albenburg. (Urkundensammlung I; Nr. 3 des Preeker Diplomatariums, S. 193). Das Vorkommen des Namens Crempe im Gau Süssel und in Dithmarschen beweist, daß derselbe Name slawischen und deutschen Ursprung haben kann, wie das schon oben, S. 187 (=B. XII, S. 299), Anm. 264, für zwei wagr. Dörfer Namens Kremz nachgewiesen worden ist, deren eines, Crempisz oder Kernpetze, offenbar slawischen Ursprung hat, während das zweite, das gleichfalls in der Form Krempize oder Crempze vorkommt, auch Crimeson heißt und auf das deutsche Agrimeshov zurückgeht. Ähnlich ist die Wurzel liub, auf welche der Name Liubice, Lübeck, zurückgeht, wie ich nachgewiesen habe, sowohl slawischen wie deutschen Ursprungs, vgl. Deutung des Namens Lübeck, Anm. 127 u. 218a, ferner S. 78—99. Entscheiden kann in solchen Fällen nicht der Philologe, sondern nur der Historiker oder Archäologe.

Die Marschenstadt Crempe und der Crempineort Crempe können um so leichter verwechselt werden, als das Lübeder St. Johanniskloster, dessen Besitz sonst in Wagrien und der Nachbarschaft Lübeds liegt, auch in der Marschenstadt Crempe Zehnten besaß. Aber schon 1276 verkaufte das Johanniskloster diesen decimam in Crempa dem H.-Geist-Hospital zu Hamburg (bei Hassé II; Nr. 509, S. 204). Vom 14. Jahrhundert an wird die Möglichkeit einer Verwechslung der beiden Crempe kaum noch bestehen, da der alte Wagrienort Crempe nunmehr als antiqua Crempa erscheint, während in den Formen für die Marschenstadt, wie teilweise schon vorher, nicht selten i statt e vorkommt, i, das sich meines Wissens in den Formen für Altenkrempe und Neustadt niemals vorfindet. So heißt Neustadt 1314 „in dher Nygenstad to dher Crempen“ (Urkundensammlung II; Nr. 31, S. 32), 1316 heißen Alten- und Neuenkrempe: „vnde dhesse dhorp, dhe Oldenkrempen vnde dher Nygensthat“ (Urkundensammlung II; Nr. 34, S. 37), 1397: „de stat to der Nighenstat und de Kerspele de Crempe bi der Nighenstat“ (Urkundensammlung II; Nr. 299, S. 379).

Wendensfeld: 1333 in der Form wendued, in einer zweiten Urkunde als wentveld, in einer dritten als wentvelt³⁵¹).

Das gleiche Schicksal, wie die Wagiren an der Crempine, hatten die Wagiren in dem 2½ km nördlich von Altenkrempe liegenden Sibstin sowie in dem 2 km von Sibstin entfernten Hobstin. Beide Dörfer gehören zum Kirchspiel Altenkrempe, also wohl zum alten Süsseler Gau, bildeten aber ursprünglich einen Ort, das alte Dorf Posthyn, das den Wagiren geblieben war, als 1143 Friesen einen Teil des Süsseler Gaus in Besitz genommen hatten. Das Dorf erscheint noch 1316 unter dem Namen Posthyn und 1325 als villa Postyn³⁵²). Aber den Bewohnern Posthyns erging es wie den Wagiren an der Crempine. Bei der fortschreitenden Besiedelung des Süsseler Gaus durch die Deutschen mußten sie den größten Teil ihrer Dorfgemarkung an die Deutschen abtreten: den nahe an Altenkrempe gelegenen, heute zu dem großen, schönen Gute Hasselburg gehörigen südlichen Teil, der nunmehr, zum ersten Male in dem schon oft erwähnten Einkünfteverzeichnis der bischöflichen Tafel von 128., als Pustin teutonicum und gleich darauf 1294 als dudeschen postin erscheint³⁵³), während der den Wagiren verbliebene nördliche Teil der Dorfgemarkung 128.. Pustin slauicum heißt, am 21. Januar 1304: Postyn slauicalis und am 25. Mai 1304: uilla, que wlgariter postyn slauicalis nominatur³⁵⁴). Aus diesem Postyn slauicalis ist das heutige Dorf Hobstin geworden.

Ein drittes Dorf im Süsseler Gau, in dem noch nach 1200 Wagiren sesshaft gewesen sein müssen, ist das in der Luftlinie 2½ km von Altenkrempe entfernte, zum Kirchspiele Altenkrempe gehörige Dorf Schlamin, das unmittelbar nordöstlich von dudeschen postin, dem heutigen Sibstin, liegt. Es kommt 1316 unter dem

³⁵¹) „Et in eiusdem opidi districtu infra terminos et distinctiones agrorum qui dicuntur stathued wendued westermovitzerued sitis.“ Bei Leverfus Nr. 575, S. 727; Nr. 580, S. 734; Nr. 594, S. 751.

³⁵²) Urkundensammlung II; Nr. 34, S. 36 und II; Nr. 57, S. 63. Als postyn auch 1309 (bei Haffe III; Nr. 200, S. 105).

³⁵³) Bei Leverfus Nr. 288, S. 306 und Nr. 325, S. 357.

³⁵⁴) Bei Leverfus Nr. 288, S. 306; Nr. 399, S. 472; Nr. 401, S. 475.

Namen Zlemyne vor — damals wird dhe molen tho Zlemyne erwähnt, die heutige Haffelburger Mühle, die zwischen Sibstín und Schlamin an der Crempine liegt —, 1325 unter dem Namen Slemmin³⁵⁵). Auch Zlemyne mußte bei der fortschreitenden Besiedelung des Süseler Gaus durch Deutsche einen Teil seiner Gemarkung an die deutschen Kolonisten abgeben, die es auch hier vermieden, mit den Wagiren zusammenzuwohnen, sich vielmehr gesondert ansiedelten. So erscheint in dem Einkünfteverzeichnis der bischöflichen Tafel von 128.. nebeneinander Slein paruum und Slein magnum³⁵⁶).

Da Groß-Schlamin 6 Vollhufen und 8 Rathen, Klein-Schlamin nur 5 Vollhufen und 6 Rathen aufweist, von denen noch dazu zwei ohne Landbesitz sind (v. Schröder II, S. 401—402); da ferner Groß-Schlamin zu dem riesigen Gute Mönchneverstorf, heute einem großherzoglich oldenburgischen Fideikommißgut, gehört, so dürfte Groß-Schlamin als der wertvollere Besitz von den deutschen Ansiedlern okkupiert worden sein, während den Wagiren das kleinere Lutgen-Slemmin verblieben sein wird.

So wäre noch für das dreizehnte Jahrhundert eine zusammenhängende Reihenfolge wagirischer Dörfer an der von Helmold als Sitz der wagirischen Seeräuber geschilderten Crempine nachgewiesen worden, an der von Südwest nach Nordost in der beliebten Wasser- und Tieflage aufeinander folgen die drei Dörfer: Antiqua Krempe, Pustin slauicum und Slein paruum.

§ 8. In pagus Utinensis.

Auf den an der Neustädter Bucht gelegenen Süseler Gau folgte im Westen als Binnengau der pagus Utinensis, der 1143 den Kolonisten aus Holland hatte eingeräumt werden müssen³⁵⁷). Da sich aber auch hier eine Anzahl von Wagirendörfern noch nach 1200 nachweisen läßt, so ergibt sich die Tatsache, daß auch hier ein Teil den slawischen Besitzern des Landes verblieb, was man

³⁵⁵) Urkundenammlung II; Nr. 34, S. 36 und II; Nr. 57, S. 63: „dimidiam villam Slemmin cum molendino.“

³⁵⁶) Bei Beverfuss Nr. 288, S. 307: „Slein paruum soluit decimam aratri. Slein magnum soluit decimam aratri.“

³⁵⁷) Helmold I, 57; bei Schmeidler S. 112, 6.

auch als selbstverständlich voraussetzen muß, sowie man sich in die ganze Situation wirklich hineinzuleben versucht. Mit dem pagus Utinensis wird man den nördlichen Teil des zum Großherzogtum Oldenburg gehörigen Fürstentums Lübeck identifizieren dürfen und einen Teil von dessen Nachbarschaft, da, wo im Nordosten von Cutin die preußische Grenze bei Sibbersdorf nur 3 ½ km von Cutin entfernt ist.

Nicht weit von dieser tiefen Einbuchtung der holsteinischen Grenze, zwischen dem schönen großherzoglich oldenburgischen Fideikommißgut Stendorf und dem malerisch im Kirchspiel Cutin gelegenen Dorfe Sagau befand sich, in der Luftlinie 5 ½ km von Cutin entfernt³⁵⁸⁾, das heute nicht mehr vorhandene, 1325 nebst

³⁵⁸⁾ In diese hier genauer angegebene Gegend verlegt 1858 Chr. Jessen den Ort: „Alverstorpe, ein ehemaliges Gut und Dorf bei Sagau, auf der Seetoppel des Gutes Stendorf, auch Wendisch-Alverstorp benannt, im Rsp. Kirchnüchel.“ (Urkundensammlung, Bd. II, S. 585.) Nach v. Schröder lag Sagau 1856 im Rsp. Cutin (Topographie, Bd. II, S. 378). Den Angaben Jessens und v. Schröders schließt sich 1896 an: Johann Saß (im Register zum dritten Bande von Hasses Regesten, S. 655): „Alverstorpe, ehemal. Dorf b. Sagau, Rchsp. Kirchnüchel.“ Dagegen scheint H. Biernatki 1849 den Ort in den Plöner Gau zu verlegen, an das Nordostufer des großen Plöner Sees: „Alverstorpe, ehemaliges adliches Gut, welches am Vierer See auf dem Kuhlebener Schläge Altstorf lag, im Kirchsp. Plön.“ Jessen, v. Schröder und Saß scheinen diese Erklärung zu ignorieren; der sich 1875 auch Georg Hille anzuschließen scheint: „Alverstorpe-pppe, bei Ploen, Hof und Dorf.“ (Urkundensammlung IV, S. 561.) Allein in Wirklichkeit ist das von Biernatki und Hille erwähnte Gut, bzw. Gut und Dorf Alverstorpe bei Plön ein anderes, als die beiden Dörfer Dudeschen und Wendeschen Alverstorpe bei Cutin. Gemeinsam haben alle 4 Siedelungen außer dem Namen nur den Umstand, daß sie heute nicht mehr vorhanden sind. Die Tatsache, daß es sich hier um zwei verschiedene, aber gleichlautende Namenpaare handelt, scheint den Herausgebern der Urkunden und Register nicht immer zum Bewußtsein gekommen zu sein: ich finde weder bei Jessen und Saß einen Hinweis auf das Plönsche, noch bei Biernatki und Hille einen Hinweis auf das Cutinsche Namenpaar.

Das in der Luftlinie 3 km südöstlich von Plön vorhandene Namenpaar Hof und Dorf Alverstorppe finde ich sicher vor zuerst 1460: „mit deme hove unde dorppe Alverstorppe,“ dann 1495, wo unter den Einkünften der borch unde vogedien to Plone aufgezählt werden II lansten op deme have to Aleverstorpe und V lansten für dat dorp Alverstorpe.

seiner Mühle erwähnte Dorf Alverstorpe³⁵⁹). Genaueres über diesen Ort gibt v. Schröder an: nach ihm gab es nicht nur ein

Gegenüber den *Kathen*: kleinen abgabepflichtigen Besitzungen, die einerseits frei von Spanndiensten sind, andererseits an den öffentlichen Angelegenheiten nur geringen Anteil haben, und den *Insten*: deren Haus zur Hufe gehört oder herrschaftlich ist, die nur einen Kohlgarten besitzen, deren Bewohner Handwerker oder Tagelöhner sind — es gibt reine *Kathen-* und *Instendörfer*, während die meisten Dörfer aus *Hufen*, *Kathen* und *Insten* bestehen — bezeichnen die *Lausten* die nicht freien Bauernhufen (v. Schröder I, 47).

Eine Seite später werden in demselben Extrakt eines Pfandregisters der Erbherzogtümer um 1495 die Seen aufgezählt, in denen: „vrige vischerie tor borch (scil. Plone) behoff uth den sehen nascreven.“ Unter den 9 aufgezählten, sämtlich um Plön gelegenen Seen wird zwischen dem Virder see und dem Dieeck see, d. h. dem Vierer und Diecksee, de Heynen see, d. h. der Heidensee, bei Alverstorpe aufgezählt, eine Angabe, die es ermöglicht, die Lage von Hof und Dorf Alverstorpe bei Plön genau zu bestimmen (Urkundensammlung IV; Nr. 93, S. 147 und Nr. 183, S. 263—264). So sorgfältig die Register zum 1. und 2. Bande der Urkundensammlung abgefaßt sind, so knapp und wenig sagend ist das Register zum 4. Bande ausgearbeitet worden. Wie wenig sagend ist eine Erklärung wie die: „bei Plön!“ Hille, der Herausgeber des Bandes, hätte wenigstens die Himmelsrichtung angeben sollen, in der Alverstorpe von Plön entfernt liegt, und wußte er solche nicht anzugeben, dann hätte er andeuten müssen, daß die Lage des Ortes seiner Meinung nach nicht feststeht, wenn auch nur durch ein Fragezeichen. Den Heynen see läßt das allzukurze Register ebenso wie die übrigen Seen unerwähnt. Infolge der mangelhaften Anlage der Register habe ich lange Zeit gebraucht, ehe es mir gelungen war, über die Lage, die Zahl, den Unterschied der verschiedenen Alverdorfer ein durch Quellenangaben gesichertes Bild zu gewinnen.

Ich betone diesen Mangel an Sorgfalt deshalb, weil er für die Register der Quellenwerke der letzten fünfzig Jahre, soweit sie unsere Gegend angehen, fast typisch ist. Die früheren Bearbeiter der Register, Männer wie Hermann Biernacki, Chr. Jessen, Wilhelm Leverkus, die Bearbeiter der älteren Bände des Lübecker Urkundenbuches haben in dieser Beziehung ungleich ausführlicher und gewissenhafter gearbeitet, als Georg Hille, Paul Hassé und sogar Männer wie Karl Koppmann und noch jüngere Bearbeiter von Registern. Namentlich in geographischer Beziehung nehmen es die jüngeren Register mit den älteren nicht auf, so auch nicht das Register Schmiedlers in seiner im übrigen fast muster-gültigen Helmsoldausgabe von 1909 und seiner nicht minder sorgfältigen Helmsoldübersetzung von 1910, das aber immerhin einen Fortschritt bedeutet gegenüber den Registern von Hille, Hassé u. a.

Dorf Alverstorpe, sondern zwei nebeneinander liegende Dörfer des gleichen Namens, Dudeschen und Wendeschen Alverstorp, so daß man auch hier an Vorgänge der Art glauben möchte, wie

Noch ein drittes Dorf dieses Namens lag im mittleren Wagrien: Alberstorpe oder Albragusdorp, heute ein Meierhof fünf Viertel-Meilen nordöstlich von Neustadt (v. Schröder I, S. 159), dessen frühere Namenform aber etwas anders lautet als aluerstorpe und deswegen zu Verwechslungen kaum Anlaß gibt. Dagegen lautet die alte Namenform des in Süderdithmarschen gelegenen Kirchdorfes Albersdorf, des einzigen von den vier gleichnamigen Dörfern der Provinz, das sich bis in die Gegenwart gehalten hat, aluerdesdorpe, so in einer Urkunde von 1281 (bei Haffe II; Nr. 594, S. 236). Die Form aluerdesdorp findet sich aber auch für unser aluersdorpe im Gaue Eutin, so bei Wulvold von Alverdesdorf, der 1222 in einer Urkunde Bischof Bertolds von Lübeck über einen Vergleich mit dem Bogte Otto wegen der gewalttätigen Wohnsitznahme desselben zu Eutin vorkommt, zugleich mit dem Schultheiß Gerhard in Eutin (Wulvoldo de aluerdesdorp et Gerardo in vthin sculteto, bei Leverkus Nr. 43, S. 49). Der Inhalt der Urkunde, die Namen der beiderseitigen Vermittler lassen es als wahrscheinlich vermuten, daß Wulvold nicht nach Dithmarschen, sondern in die Nachbarschaft Eutins gehört, d. h. in unser Alverstorpe im Gaue Eutin, daß mithin für die Form aluerdesdorpe das Eutiner aluersdorpe ebensogut in Betracht kommt wie das dithmarsische aluerdesdorpe von 1281. Leverkus ist der gleichen Meinung wie ich, da er S. 871 seines Registers bezüglich der Ritter und Knappen de Alverdestorpe auf Alverstorpe verweist. Haffe dagegen bezieht den Wulvoldus de aluerdesdorp von 1222 auf „Albersdorf in Norderdithmarschen“ (I, S. 334), eine Angabe, in der ein doppelter Fehler stecken dürfte. Andererseits würde sich die Form Aluerstorpe auch für Albersdorf in Süderdithmarschen vorfinden, falls nämlich der Henricus de Aluerstorpe von 1293 sich nicht auf Albersdorf im Gaue Eutin, sondern auf Albersdorf in Süderdithmarschen bezieht, wie Haffe annimmt (II; Nr. 815, S. 338; vgl. S. 411). Da aber die Urkunde zu Albenburg in Wagrien gegeben worden ist (vgl. Leverkus, S. 839, und Nr. 319, S. 352), da ferner als Zeugen nicht weniger als drei Angehörige des benachbarten Geschlechtes berer v. Kühren erscheinen, ferner die Pfarrer von Lütjenburg und Plön, so möchte man auch den Henricus de Aluerstorpe von 1293 lieber auf das Aluerstorpe im Gau Eutin als auf das ferne Aluerdesdorp in Süderdithmarschen beziehen, zumal Albersdorf gewöhnlich in den Formen Aluerdesdorpe, Alvekestorpe, Alvestorpe erscheint.

Die letzten Ausführungen lassen eine neue Schwierigkeit erkennen: nicht nur nach Aluerstorp im Gaue Eutin, sondern auch nach Aluerdesdorp in Süderdithmarschen, ja, wohl auch nach Aluerstorp im Gau

ich sie im Süßeler Gau bei Crempe, Posthin und Zlemhne ausgeführt habe. Trotz großer Mühe ist es mir nicht gelungen, geschichtliche Belege für die beiden Attribute Dudeschen und Wendeschen aufzufinden: aber ich war nicht in der Lage, diese Nachforschungen wirklich erschöpfend zu gestalten. Nach v. Schröder gab es neben dem Dorfe Dudeschen Alverstorp, dem ehemaligen Dorfe Deutsch-Alversdorf im Kirchspiel Gutin, ein Dorf Wendeschen-Alverstorp, in dem eine Burg stand, deren „großartige Überreste im Anfange des 19. Jahrhunderts zerstört wurden. Sie bestanden aus hohen, mit Gräben umgebenen Umwallungen, die sich in den sog. großen und kleinen Schloßberg teilten.“ Heute gehört das Gelände von Wendeschen-Alverstorp zu dem großen Gute Stendorf³⁶⁰).

Ferner lag im Gutiner Gau, eine Meile nördlich von Gutin, das Dorf Wendischen-Nuchele oder Nuchele slavicalis, wo heute das schön gelegene Gut Grünhaus und das kleine Kirchdorf Kirch-Nüchel liegt.

Wie das benachbarte Wendisch-Alverstorp im Gute Stendorf aufging, so Wendischen-Nuchele im Gute Grünhaus: nach v. Schröder hat die nordöstlich von der Kirch-Nücheler Kirche gelegene

Plön hat sich ein adliges Geschlecht genannt. Da nun die Angehörigen dieser Geschlechter

1. in derselben Zeit, Ende des 13. und im 14. Jahrhundert, vorkommen,
2. teilweise dieselben Vornamen tragen, namentlich den Namen Heinricus, Hinricus, Henricus, auch Heyrik,
3. denselben Geschlechtsnamen aufweisen: de aluerstorpe,

so läßt sich denken, ein wie weiter Spielraum für die wunderlichsten Verwechslungen sich hier eröffnet. Will man bei den Alverstorfs wirklich zuverlässig bestimmen, ob sie nach dem Dithmarscher, dem Plöner oder Gutiner Alverstorf genannt sind, wird man sich daher nicht auf die Register der Urkundenbücher verlassen dürfen, deren Verfasser den vollen Umfang der Schwierigkeiten und Verwechslungsmöglichkeiten nicht klar geworden zu sein scheint, sondern in jedem Einzelfalle eine besondere Untersuchung anstellen müssen.

³⁵⁹) Bei Haffe III; Nr. 568, S. 319: „molendinum in aluerstorpe cum dimidio manso.“ Ebenso Urkundenammlung II; Nr. 57, S. 63.

³⁶⁰) v. Schröder und Biernacki, a. D. I, S. 173—174 und II, S. 491.

Grünhauser Koppel „Dorfskoppel“ vom ehemaligen Wendischen Nuchele ihren Namen. Man erkennt hier besonders deutlich, wie so manche der die deutsche Okkupation des 12. Jahrhunderts überdauernde Wagirendörfer beim Aufkommen der großen adeligen Güter, die in der ganzen Provinz nicht so zahlreich und ausgedehnt sind wie im alten Wagrien, diesen Gütern zum Opfer fielen. Bezeichnend ist auch, daß nach v. Schröder³⁶¹⁾ das Kirchspiel Nuchele slavicalis „eine ganz andere Gestalt“ hatte und „sich fast ganz verschoben hat, da mit Ausnahme von Harmhorst und Klein-Nüchel alle ehemals zu demselben eingepfarrten Orte vergangen sind“; während „es früher südlich bis an den Keller-See reichte“, ist es „in Folge des Untergangs der Güter Rifensbek und Wendisch-Alverstorp durch die Kirchspiele Cutin und Malent von demselben gänzlich abgeschnitten und so in seiner südlichen Ausdehnung sehr verkürzt“ worden. Im ältesten Kirchenverzeichnis des Bistums Wagrien, dem von 1259, wird als zur Quart Zusele gehörig neben den Kirchen Zusele, Krempe, Noua crempa, Vthin, Melente die ecclesia Nugkele erwähnt, neben der Cutiner wohl die älteste des Cutiner Gaus, ebenso in dem folgenden Kirchenverzeichnis von 1276: im Einkünfteverzeichnis von 128. . als ecclesia Nukele und parrochia Nughele bezeichnet. Erst 1311 erfahren wir, daß diese parrochia mit ihrem vollständigen Namen parrochia Nucheleslavicalis heißt³⁶²⁾.

Von Nucheleslavicalis liegt 1 ½ km westlich das Dorf Klein-Nüchel mit „schwerem und fruchtbarem Boden“ in der Nähe des Nücheler Sees, in welchen sich der zwischen Grünhaus und Klein-Nüchel entspringende Fischersbek ergießt. In mannigfachen Krümmungen fließt der Fischersbek aus dem tiefen Nücheler See in den Lebebensee, den alten Libewe, vom slawischen lebed = Schwan³⁶³⁾. Vom Libewe ergießt sich der Fischersbek in den berühmtesten der zahlreichen Seen der Elbherzogtümer, in den sagenreichen, romantischen Uklei-see, den vkeleyne in campis

³⁶¹⁾ N. D. II, S. 226—228 sowie I, S. 443.

³⁶²⁾ Bei Leverfus Nr. 142; S. 131, die von 1259; — Nr. 253; S. 244, die von 1276; — Nr. 288; S. 294 und 301, die von 128. .; — Nr. 440; S. 534, die von 1311.

³⁶³⁾ v. Schröder I, S. 80.

Rikenbeke³⁶⁴). In dieser fisch- und wasserreichen Gegend, die den von den Wagiren so bevorzugten Charakter aufwies, erhebt sich am Fischersbaf „in der Wiese Oldmöhlen und ehemals offenbar ganz von Wasser umgeben, ein höchst bedeutender runder und steiler Hügel“, den v. Schröder für eine, wohl holsteinische, ich bis auf weiteres für eine slawische Burg in Anspruch nehmen möchte. Nach diesen Ausführungen erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß der heute Klein-Nüchel genannte Ort das ursprüngliche Wagirendorf Nugkele war; daß nach der Okkupation die Wagiren den fettesten, wasser- und fischreichsten Teil ihrer Dorfgemarkung an die Deutschen abtreten mußten und sich dann weiter oben in dem wasserärmeren Nordosten am Westabhange des höchsten Höhenzuges der Provinz eine neue Siedelung bauten, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, der sie niemals eine so ausgesuchte Höhenlage würde haben auffuchen lassen: das Nuchele slaualis der Urkunde von 1311.

Nach seiner Besiznahme durch die Deutschen erhielt Nugkele den Beinamen teutonicum. So nennt eine Urkunde von 1311: „villam que dicitur teutonicum Nuchele sitam in parrochia Nuchele slaualis“, eine von 1332: „villa dicta Dudesche Nuchele“ und eine von 1335: „villa Dudeschen nuchele,“ während in einer aus der Zeit nach 1466 herrührenden Notiz der Ort nur noch „villa Nuchell“ heißt³⁶⁵).

Lag Nugkele slavicalis 8 ½ km nördlich von der Gutiner Kirche, so liegt ebensoweit von Gutin, von Klein-Nüchel 4 km westlich, tief in einer Niederung versteckt, das oldenburgische Dorf Malkwitz an einem kleinen See, ringsum von moorigen Wiesen und ehemaligen, jetzt trocken gelegten Teichen umgeben. Namentlich im Osten von Malkwitz, nach Klein-Nüchel zu, ist die Landschaft

³⁶⁴) Bei Levertus Nr. 288; S. 304, Anm. 60. In dem dort abgedruckten geographisch und sprachgeschichtlich wichtigen Fischereien-Verzeichnis ist auch der Nücheler See und der Lebebensee genannt. Der Nücheler See heißt dort „stagnum paruum siue den Nuchelerdyk prope libewe.“ Der Lebebensee wird als de libewe in campis Rikenbeke aufgezählt.

³⁶⁵) Bei Levertus Nr. 440; S. 534, von 1311; — Nr. 568; S. 716, von 1332; — Nr. 596; S. 753, von 1335; — Nr. 146; S. 138 Anm. 12, von 1466.

so reich an Mooren, Seen und einem diese ganze Wasserlandschaft entwässernden Flußlaufe, daß sie für eine Wagirensiedelung prädestiniert erscheint. Zu dieser Wasser- und Tieflage kommt der Umstand, daß Malkwitz noch heute sich als Rundling erhalten hat. So muß man auch Malkwitz für eins der nach der Okkupation von Wagerwenden bewohnt gebliebenen Wagirendörfer halten. In der Tat zählt Graf Albert von Holstein 1215 unter den dem Lübecker Bistum gehörigen Dörfern Malkeuiz cum molendino et slauica uilla adiacentibus³⁶⁶⁾ auf. Noch heute erinnern nach v. Schröder die Koppeln Ohlendörp bei Malkwitz an diese slauica uilla. Noch in der Zeit zwischen 1329—1335 müssen Wagiren in dieser slauica uilla gewohnt haben, wie der Name des damals in malkeuitze³⁶⁷⁾ wohnenden wlint anzudeuten scheint.

Ferner liegt 3½ km südlich von Cutin das Dorf Meinsdorf, das Meinardesdorpe des Einkünfteverzeichnisses von 128., die villa Meynerstorpe sita in parrochia vthyn vom 2. Januar, 7. Januar 1318 und von 1319. Dies Dorf erscheint 1339 unter dem Namen Hollendermeynerstorpe, 1460 als Hollyngen Meynsstorpe, und heißt heute Groß-Meinsdorf; 7 km nordwestlich von ihm liegt das 7 km von Cutin entfernte Dorf Klein-Meinsdorf, das 1386 als Meynerstorp und 1460 als Meynsstorpe³⁶⁸⁾ vorkommt. Es liegt nahe, aus diesen Namen den folgenden Schluß zu ziehen. Das dicht bei Cutin im Gau Cutin gelegene Dorf Meinsdorf, das östlich von der Niederung der Schwartau liegt, also Gelegenheit zu der den Slawen so besonders wertvollen Fischerei bot, hatte ursprünglich naturgemäß einen slawischen Namen statt des deutschen Namens Meinardesdorpe. Als 1143 Adolf II. holländische Kolonisten im Gau Cutin ansiedelte, kamen die Holländer, wie wir von Helmold wissen, nach dem nur 3½ km

³⁶⁶⁾ Bei Levertus Nr. 30, S. 35. — Über Ohlendörp vgl. Topographie II, S. 126.

³⁶⁷⁾ Bei Levertus Nr. 609, S. 773.

³⁶⁸⁾ Bei Levertus Nr. 288; S. 300, von 128.; — Nr. 468; S. 568, vom 2. Januar 1318; — Nr. 469; S. 569, vom 7. Januar 1318; — Nr. 482; S. 588, von 1319; — Nr. 635; S. 805, von 1339; — in der Urkundensammlung Bd. IV; Nr. 93, S. 147 von 1460; — bei v. Schröder II; S. 137, von 1386; — in der Urkundensammlung Bd. IV; Nr. 93, S. 147 von 1460.

entfernten Gutin. Nichts ist natürlicher, als daß sie sich von Gutin aus nach Süden hin ausbreiteten nach diesem Dorfe mit dem uns unbekanntem slawischen Namen, zumal von Schröder von Groß-Meinsdorf sagt: „Der Boden ist lehmigt und fruchtbar, ein kleiner Teil der Feldmark sandigt.“ Den sandigen Teil werden die Holländer den Wagiren gelassen, den slawischen Namen aber in Meinardesdorpe verändert haben. Später aber werden die Wagiren, ganz und gar aus Meinardesdorpe verdrängt, sich in einem weniger günstig gelegenen Teile ihrer alten Dorfgemarkung eine neue Siedelung geschaffen haben, die zum Unterschiede von ihrer alten Siedelung Klein-Meinsdorf genannt wurde, während das Stammdorf nunmehr den Namen Hollendermeynerstorpe erhielt. In einem weniger günstig gelegenen Teile; denn v. Schröder sagt folgendes über die Bonität des Bodens von Klein-Meinsdorf: „Der Boden ist theils lehmigt, theils grandigt und leicht; nahe am Dorfe liegen einige gute Wiesen, welche aber nicht ausreichend sind.“ Wahrscheinlich hat Klein-Meinsdorf ursprünglich Meinardesdorpe slavicalis geheißt, der Beinamen slavicalis ist uns aber, wie in so manchen andern Fällen, nicht überliefert geblieben. Daß im 13. Jahrhundert die deutschen Kolonisten zwei Nachbardörfer erbaut und beiden denselben Namen gegeben haben sollten, ist an und für sich unwahrscheinlich: niemals aber würde es ihnen eingefallen sein, das eine dieser Dörfer Hollendermeynerstorpe zu nennen, wenn in dem andern nicht eine andre Nation gewohnt hätte, die nur slawischer Herkunft sein konnte, da Holländer und Niedersachsen sich damals oder im 12. Jahrhundert, in dem diese Differenzierung wohl schon erfolgt sein wird, schwerlich als verschiedene Nationen angesehen haben werden. Wie nach Albersdorf, wo uns auch der slawische Name des Orts nicht überliefert geblieben ist, nannte sich auch nach Meinsdorf später ein adeliges Geschlecht. So sind uns im Gau Gutin nach 1200 noch Spuren von drei Wagirendörfern erhalten geblieben: von Wendeschen-Alberstorpe, Nugkele slavicalis und Klein-Meinsdorf, früher wohl Meinardesdorpe slavicalis.

§ 9. In pagus Plunensis.

Westlich vom Gau Gutin lag der Plöner Gau, der pagus Plunensis Helmolds. Da Helmold unmittelbar vorher für die-

selbe Landschaft den Ausdruck *omnem terram Plunensem*³⁶⁹⁾ gebraucht, so ist hiermit der Beweis geliefert, daß Helmold die Ausdrücke *pagus* und *terra* als gleichbedeutend anwendet, als lateinische Übersetzungen des slawischen Administrativbegriffes *Zupanie*. Der *pagus* oder die *provincia Susle* oder die *terra Crempe*, der *pagus Utinensis* und der *pagus* oder die *terra Plunensis* lagen genau in derselben geographischen Breite nebeneinander von der Küste im Osten bis hinüber zur Eider im Westen. Nördlich vom Plöner Gau lag der Lütjenburger Gau, die *terra Luttenburgensis* Helmolds³⁷⁰⁾, oder die *provincia* in Luttelinburch der Urkunde von 1164; nördlich vom Süfeler Gau der Aldenburger, die *terra Aldenburgensis*³⁷¹⁾ oder *terra Aldenburg*³⁷²⁾ *mari contigua* oder *dat land to Oldenborch*³⁷³⁾ oder die *provincia Aldenburg*³⁷⁴⁾, ein Beweis, daß Helmold den Begriff der *Zupanie* durch die drei lateinischen Übersetzungen *pagus*, *terra*, *provincia* wiedergibt. Nördlich vom mittleren der drei Gaue, dem Gutiner, stoßen der Aldenburger und Lütjenburger Gau zusammen.

Schwieriger ist die Begrenzung im Süden. Dort lag südlich vom Süfeler Gau entweder die *Zupanie Liubice* oder die *provincia Ranzivelt* und die *terra Ratecowe* oder die *provincia in radogowe* von 1164 oder der Katefauer Gau allein, südlich vom Gutiner Gau die Gaue *Katekau*, *Boule* und *Dargun* oder nur die Gaue *Katekau* und *Dargun* und südlich vom Plöner Gau die Gaue *Dargun* und *Zuentineveld*, ohne daß es möglich wäre, diese 6—8 Gaue genauer gegeneinander abzugrenzen. Am schwierigsten scheint es mir zu sein, zu bestimmen, zu welchem der acht genannten Gaue die Ahrensböcker Gegend gehört haben

³⁶⁹⁾ Helmold I, 57; bei Schmeidler S. 112, 7 und I, 56; bei Schmeidler S. 109, 29.

³⁷⁰⁾ I, 56; bei Schmeidler S. 109, 29 und I, 57; bei Schmeidler S. 122, 8—9.

³⁷¹⁾ I, 52; bei Schmeidler S. 102, 18—19 sowie I, 56; bei Schmeidler S. 109, 28—29: „*Omnem terram Aldenburgensem*.“

³⁷²⁾ I, 57; bei Schmeidler S. 112, 8—9.

³⁷³⁾ So 1397, Urkundensammlung II; Nr. 299, S. 379.

³⁷⁴⁾ I, 34; bei Schmeidler S. 66, 13—14.

wird. Da Ahrensböf näher an Süsel und Cutin als an Plön liegt, dürfte der Plöner Gau ausgeschlossen sein, wie auch wohl die Zupanien Liubice und Boule, letztere, weil die Quelle der Heilsau, deren Gebiet die terra Boule umfaßte, bereits $6\frac{1}{2}$ km südlich von Ahrensböf, nördlich von Dissau liegt; erstere, weil der Gau Altlübeck oder die provincia Ranzivelt die südlich von der Neustädter Bucht an der Untertrave liegende östliche Ausbuchtung Wagriens umfaßte. Da der Gau Dargun, wie oben³⁷⁵⁾ dargelegt, den Wardersee, Segeberg und Oldesloe umschloß, so kann er nicht gut auch Ahrensböf umfaßt haben: denn dann würde er eine Ausdehnung gehabt haben, die zu derjenigen der übrigen Zupanien vollständig außer Verhältnis gestanden hätte. Der Gau Zuentineveld liegt zu weit nach Westen. So bleiben nur die drei Gaue Süsel, Cutin und Katekau übrig. Katekau liegt etwa 12 km südöstlich, Süsel 12 km nordöstlich, Cutin 15 km nördlich, Plön 20 km nordwestlich, Dargun-Segeberg über 19 km südwestlich und Altlübeck 15 km, immer von Kirche zu Kirche gemessen, von Ahrensböf entfernt. So wird Ahrensböf entweder zum Gau Katekau oder zum Gau Süsel gehört haben. Da sich die ganze Gegend zur Schwartau, dem Hauptfluß des Gaues Katekau, entwässert und Ahrensböf Katekau fast $\frac{1}{2}$ km näher liegt als Süsel, möchte ich den Ort Ahrensböf eher zum Gau Katekau als zum Gau Süsel rechnen.

Im Westen war dem Plöner Gau das Zuentineveld vorgelagert: wie weit er nach Nordwesten gereicht haben wird, läßt sich nicht mehr sicher erkennen; das 12 km entfernte Preeß wird man ihm sicherlich noch zurechnen müssen, doch wie weit er sich gen Nordwesten bis in die Kieler Gegend ausgedehnt haben wird, kann nicht mehr bestimmt werden. Kiel selbst liegt bereits 24 km nordwestlich von Plön, anscheinend zu weit für die Ausdehnung einer wagrischen Zupanie, deren civitas einen Umkreis etwa mit dem Radius von 12 km, die also einen Durchmesser von 24 km im Durchschnitt gehabt haben wird. In der Gegend südöstlich von Kiel berührten sich die Zupanien Plune und Zuentineveld,

³⁷⁵⁾ Vgl. Teil I, S. 44—50 dieser Arbeit — Bd. XII, S. 156—162 dieser Ztschr.

in der Gegend südlich von Kiel die Zupanien Zuentineveld und Faldera.

Vielleicht lag südöstlich und südlich von Kiel eine dreizehnte wagrische Zupanie, vielleicht waren auch die drei an Holstein angrenzenden Zupanien Plune, Zuentineveld und Faldera ausgedehnter als alle andern, zumal im Nordwesten die riesigen Grenzwaldbungen zwischen slawischem, sächsischem und dänischem Gebiete sich ausdehnten: jedenfalls gehörten die Kirchspiele Bornhöved, Preeß, Barkau, Elmshagen und der Kieler Meerbusen zum Bistum Wagrien oder Lübeck. Daß der pagus Plunensis eine ungewöhnlich weitreichende Ausdehnung, wenigstens nach Nordwesten hin, gehabt haben kann, könnte man auch aus dem Umstande folgern, daß trotz der spärlichen Überlieferung soviel erkennbar ist: die terra Plunensis muß nebst dem Aldenburger, Sufeler und Darguner Gau eine besondere Bedeutung gehabt haben, wie sich aus den beiden ältesten Kirchenverzeichnissen der Lübecker Diözese von 1259 und 1276 zu ergeben scheint, denen zufolge das Bistum in die oben³⁷⁶⁾ charakterisierten vier Quartan zerfiel. Ferner galt die Burg zu Plune als die stärkste der alten Wagiren, auch finden wir im Gau Plune die ältesten Besitzungen des alten Aldenburger Bistums: im Gau Plune und im Gau Dargun, nämlich Nezenna im Gau Dargun³⁷⁷⁾ und Buzu, die spätere Pfarre Helmolds, im Gau Plune, zwei Besitzungen, die schon um 980 der Aldenburger Bischof als *nobiles curtes* erachtete, die seine Lieblingsbesitzungen gewesen zu sein scheinen, in denen er sich auch häufig aufgehalten hat³⁷⁸⁾.

Etwas ein Jahrhundert später, um 1075, erwähnt Adam von Bremen³⁷⁹⁾ in seinen³⁸⁰⁾ Scholien zu seinen *gesta Hammaburgensis*

³⁷⁶⁾ Vgl. S. 229 (= 5). — Daß *municionem Plunen ceteris firmiorem* gewesen sei, sagt Helmold I, 56; bei Schmeidler S. 110, 5.

³⁷⁷⁾ Vgl. Teil I, S. 51—55 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 163—167 dieser Ztschr.

³⁷⁸⁾ Vgl. Teil I, S. 51 und 53 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 163 u. 165 dieser Ztschr., und Helmold I, 14; bei Schmeidler S. 28, 24—32.

³⁷⁹⁾ II, cap. 18, Schol. 14; in der 2. Aufl. der Schulausgabe der MG. S. 52.

³⁸⁰⁾ Vgl. die praefatio der Schulausgabe, S. XII.

ecclesiae pontificum die civitas Plunie oder, wie sie in andern Handschriften heißt, Plinne oder Plone: „Zuentina fluvius currit a lacu, in quo Plunie civitas sita est. Inde per saltum vadit Isarnho mergiturque in mare Scythicum.“ Nebst Albenburg und Liubice ist Plunie die einzige civitas der Wagiren, die Adam nennt. Kurz bevor Adam Plön erwähnt, etwa um 1074, wird das castrum und die urbs³⁸¹⁾ Plunensis zum ersten Male in der Geschichte genannt, als Buthue, der Sohn des ermordeten Wendenfürsten Gottschalk und Bruder des späteren rex Hinricus, sich mit dem Kern der Varden, der omne robur Bardorum, nach Plön wirt, um dem siegreichen Cruto Widerstand zu leisten. Aus Helmolds Schilderung geht hervor, daß die alte Wagirenburg Plön noch 1168 eine im Plöner See gelegene Wasserburg war, wie schon damals im Jahre 1074, die, sei es auf einer natürlichen, sei es auf einer künstlichen Insel lag, ähnlich wie Altlübeck nach dem Ergebnis der Ausgrabungen von 1906³⁸²⁾ auf der durch einen breiten Graben oder Kanal zu einer Insel gemachten Spitze einer schmalen Landzunge lag. Helmold³⁸³⁾ schreibt: „Est autem urbs haec, ut hodie (1168) videri potest, lacu profundissimo undique inclusa, et commeantibus aditum pons longissimus continuat.“

Besaß der alte Wagirenort Rezenna im Gau Dargun eine Burg, wie es nicht unwahrscheinlich ist (vgl. auch v. Schröder, a. D. II, S. 567), so war auch diese Burg Rezenna-Insula-Warder eine auf allen Seiten von Wasser umgebene Burg in tiefer Lage, vgl. v. Schröder und Teil I, S. 51—53 dieser Arbeit (= B. XII, S. 163—165 d. Ztschr.), ebenso wie das castrum Plunense und die Ringburg zu Altlübeck.

Nächst der Segeberger Burg ist die Burg Plune die erste, welche Graf Adolf II. in Wagrien wieder aufbaut; der Markt

³⁸¹⁾ Vgl. oben, Teil I, S. 43—44 dieser Arbeit = Bd. XII dieser Ztschr., S. 155—156 sowie S. 207 (= S. 319), Anm. 291.

³⁸²⁾ Vgl. meinen vorläufigen Bericht über die Ausgrabungen von 1906 zu Altlübeck in den Lübedischen Anzeigen v. 31. Jan., 9. u. 10. Febr. 1907; abgedruckt auch im Lüb. General-Anzeiger v. 31. Jan., 9. u. 12. Februar 1907 sowie in der Eisenbahn-Zeitung v. 31. Jan. und 9. Febr. 1907.

³⁸³⁾ I, cap. 25; bei Schmeidler S. 50, 4—6 und cap. 26; bei Schmeidler S. 52, 17—18 und 28.

zu Plune scheint unter diesem Fürsten der wichtigste in ganz Wagrien gewesen zu sein³⁸⁴) — denn das neu gegründete Lübeck lag außerhalb, östlich von Wagrien. Noch achtzig Jahre nach der im Jahre 1143 erfolgten Okkupation Wagriens hat sich die Erinnerung an die alte Zupanie Plune wie auch an die Zupanien Aldenburg, Lütjenburg und Süsel erhalten: 1221 werden die terrae sive provinciae Plone, Luttikenborch, Oldenborch et Cremppe erwähnt. Der holsteinische Vogt der ehemaligen Zupanie Plune, Thidericus advocatus noster in Plone, spielt neben den Wögten der benachbarten Gaue Aldenburg und Süsel: Edelerus advocatus in Oldenborch, Christianus advocatus in Crempene, eine Rolle unter den Vasallen und im Gefolge des holsteinischen Grafen³⁸⁵).

So kann es nicht willkürlich erscheinen, wenn in dieser Zusammenstellung die nach 1200 erkennbaren Wagrendörfer von der Preeßer bis in die Kieler Gegend noch zum Plöner Gau gerechnet werden, während man die an der Ostsee gelegene Propstei am richtigsten zu der alten Zupanie Lütjenburg zählen wird, da Helmold die nördlichen Küstenstriche Wagriens mit den Gauen Lütjenburg und Aldenburg, aber nie mit den Gauen Plön oder Cutin in Verbindung bringt³⁸⁶).

Daß im Gau Plön auch nach der Okkupation von 1143, einer Besiznahme, die im Plöner Gau erst nach dem Jahre 1156, dem Wiederaufbau des castrum Plune, begonnen haben dürfte, Wagiren als wohnhaft nachweisbar sind, ist schon bewiesen worden³⁸⁷). Auf diese zurückgebliebenen Wagiren deutet ferner ein Flurname vom Jahre 1340 hin, der beweist, daß den zurückge-

³⁸⁴) Vgl. Teil I, S. 41—42 dieser Arbeit (= Bd. XII, S. 153—154 dieser Ztschr.).

³⁸⁵) Urkundensammlung I; Nr. 3, S. 193.

³⁸⁶) Helmold I, 57; bei Schmeidler S. 112, 8—10: „Aldenburg vero et Lutilenburg et ceteras terras mari contiguas dedit Slavis incolendas.“

³⁸⁷) Vgl. Teil I, S. 41—42 dieser Arbeit (= Bd. XII, S. 153—154 dieser Ztschr.) und Helmold I, 84; bei Schmeidler S. 165, 14—19: „Circa id tempus reedificavit comes castrum Plunen et fecit illic civitatem et forum. Et recesserunt Slavi, qui habitabant in opidis circumiacentibus, et venerunt Saxones et habitaverunt illic; defeceruntque (es verschwanden) Slavi paulatim in terra.“

bliebenen Wagiren auch im Gau Plön Grundbesitz verblieben war, ein Vorkommnis, das im 14. Jahrh. so vereinzelt gewesen zu sein scheint, daß man solch slawischen Grundbesitz, solch wendischen Berg genügend klar bezeichnet zu haben glaubte, wenn man ihn kurz die Flur nannte, *qui vocatur Wendescheberge*³⁸⁸).

Aus einem Pfandbriefe von 1460, in dem von deme dorppe Bostorpe mit deme acker belegen to Wentorppe geheten de Wendesche Bergh mit deme Kohuszhave mit der Tegelhuswort die Rede ist, geht hervor, daß die Flur de Wendesche Bergh zu einem Dorfe Wentorf gehörte, das eingegangen sein muß, denn heute gibt es in der Provinz nur vier Dörfer dieses Namens: eins in der Propstei am Ostseestrande, ein zweites unmittelbar bei Güttenburg und zwei im Herzogtum Lauenburg. Diese Zugehörigkeit wird klar aus dem Umstande, daß die Wendung von 1340: „tres campos sitos ante castrum Ploenae, quorum unus vocatur Wendescheberge alius Kohuses-Hof et tertius Tegelschüen“ offenbar der Lokalität von 1460 entspricht, die bezeichnet wird durch die Worte mit deme acker belegen to Wentorppe geheten de Wendesche Bergh mit deme Kohuszhave mit der Tegelhuswort. Wenn ein dicit bei Plön — sitos ante castrum Ploenae — gelegenes Dorf Wentorppe heißen konnte, so kann ein solcher Ort bzw. Name erst nach der Okkupation Plöns durch die Deutschen, d. h. nach 1156 entstanden sein.

Ähnlich verhält es sich mit einem zweiten Wentorppe im Plöner Gau, das in demselben Pfandbriefe von 1460 neben dem eben genannten Wentorppe aufgezählt wird, also nicht mit ihm identisch sein kann: „unde mit deme hove Dorneke mit den Wentorppe“³⁸⁹). Hat man das erste Plöner Wentorf in der Nachbarschaft des 5 km südöstlich von Plön gelegenen Bösdorf, also im Osten Plöns, zu suchen, so lag das zweite Wentorf im Westen Plöns, bei dem 3 ½ km nordwestlich von Plön gelegenen Dörnif, d. h. in der üblichen Tief- und Wasserlage, an der hier seeartig breiten

³⁸⁸) Bei Haffe III; Nr. 1064, S. 623: „tres campos sitos ante castrum Ploenae, quorum unus vocatur Wendescheberge, alius Kohuses-Hof et tertius Tegelschüen.“

³⁸⁹) „Registrum König Christian des Ersten“ = Urkundensammlung der Ges. f. Schl.-Holl.-L. Gesch., Bd. 4; Nr. 93, S. 147.

Schwentine. Auch dieses zweite Wentorf ist spurlos eingegangen, ich habe die Existenz dieser beiden Wagirendörfer nirgends erwähnt gefunden, nicht einmal in den Registern der Urkundenwerke und in v. Schröders Topographie, die nur das westliche Wentorf nennt, indem sie auf eine Urkunde von 1385 hinweist, in welcher „vor dem vormals dort gelegenen Dorfe Wentorp eine Wendische Burg erwähnt“ wird. „Durch Niederlegung“ dieses westlich von Plön gelegenen Wagirendorfes Wentorp, das „1385 noch vorhanden war“, entstand später das Plöner Vorwerk, „das ehemalige Schloßvorwerk“, das aber 1765 gleichfalls „niedergelegt und 1775 in 9 Parcelen verkauft wurde“³⁹⁰⁾.

Nächst Plune scheint das 6 km südlich von Plön entfernte Buzu der Hauptort des Plöner Gaus gewesen zu sein. Daß in der Umgegend Bosaus noch 1215 ganze Wagirendörfer vorhanden waren, ist urkundlich nachweisbar³⁹¹⁾. Zunächst wird in der für Altlibeck so wichtigen Urkunde Graf Alberts von Holstein von 1215 Bosowe cum noua uilla genannt, ein Umstand, der hier wie bei früher genannten Beispielen die Vermutung nahe legt, daß die slawische Bevölkerung Buzus um 1156 von den einwandernden Sachsen nicht vollständig, sondern nur aus dem größeren oder besseren Teil der Dorfgemarkung verdrängt wurde; daß dann, wie gewöhnlich, Slawen und Deutsche nicht innerhalb ein und desselben Dorfes zusammen wohnten, sondern daß eine Differenzierung eintrat, indem die eine Nation im alten Buzu, die andere in der noua uilla daneben wohnte: daß beide Dörfer aus einem hervorgegangen waren, ist schon aus dem „cum“ zu folgern.

Aber auch diejenigen, die einem solchen Schlusse nicht folgen wollen, müssen an die Existenz mindestens eines Wagirendorfes in der Nähe von Bosau glauben, wenn sie die Fortsetzung der Urkunde lesen: „Bosowe. cum noua uilla. Slauica uilla. cum molendino adiacente. Gudesuelde. Wobese.“ Da das slawische Dorf oder das Dorf Slauica zwischen den drei Nachbardörfern Bosau, Hufsfeld und Wöbs³⁹²⁾ genannt wird und in der Mitte

³⁹⁰⁾ Bd. II, S. 285 und S. 291.

³⁹¹⁾ Bei Leberus Nr. 30, S. 35 und Nr. 31, S. 37.

³⁹²⁾ Die beiden Dörfer Hufsfeld und Wöbs, von denen das erste, wie sein deutscher Name verrät, nicht vor der Okkupation des Plöner Gaus

dieser drei Dörfer heute das Dorf Löja zu finden ist, das 1426 unter dem Namen Loyouwe erscheint, so hat Slauica uilla³⁹³) vielleicht an der Stelle, jedenfalls in der Nähe des heutigen Löja gelegen, dessen erst im 15. Jahrhundert auftretender Name Loyouwe deutschen Ursprung verrät. Jedenfalls lag das Dorf Slavica mit seiner zugehörigen Mühle nicht weit von Helmolds Pfarrdorf Bosau.

Geht man von Bosau aus im Kreise um Plön herum, so liegt ebensoweit, als Bosau südlich von Plön entfernt liegt, südwestlich von Plön das Dorf Ascheberg, in dem wir gleichfalls noch nach der Okkupation von 1156 Wagiren wohnhaft antreffen. Denn in der oben wiederholt zitierten Visio Godeschalei wird erzählt, daß die Bafariden die geraubten Reliquien Slavo cuidam zur Aufbewahrung anvertraut hätten. Letzterer hätte sie einem andern Wagiren anvertraut, villam Ascheberch inhabitanti³⁹⁴).

Liegt Ascheberg 6 km westlich von Plön, so liegt noch weiter nach Westen, 13 km von der Plöner Kirche entfernt, das an einem

durch die Deutschen, d. h. vor etwa 1156 entstanden sein kann, während das zweite seinem slawischen Namen zufolge ein altes Dorf der Wagerwenden ist, werden von Helmold schon gelegentlich der Ereignisse des Jahres 1156 genannt als Gothesvelde (vielleicht in Analogie oder Opposition zu dem nicht fernem Zuentineveld, dem heiligen Felde) et Wobize, I, 84; bei Schmeidler S. 162, 26—27.

³⁹³) Gloy (Gang der Germanisation in Ostholstein, S. 19) identifiziert irrtümlich die noua uilla bei Bosau mit der Slauica uilla: „Bosowe mit dem neuen Dorfe, dem Slavendorfe, Malkewitz mit dem in der Nähe liegenden Slavendorf.“ Aber der Text der Urkunde läßt hinlänglich erkennen, daß die noua uilla mit der Slauica uilla nichts zu tun hat. Die Präposition cum beweist, daß die noua uilla ebenso mit Bosowe eine Einheit bildet, wie die Slauica uilla eine andre Einheit zusammen mit molendino adiacente. Dieser Sachverhalt wird bestätigt durch die Bestätigungsurkunde des Papstes Honorius III. von 1216, in welcher schon der Umstand, daß die noua uilla und die Slauica uilla in verschiedenem Kasus genannt werden, beweist, daß beide Einheiten unmöglich identisch sein können, während Malkewitz mit seiner Mühle und seiner slauica uilla eine Einheit bildet, wie aus dem Plural adiacentibus hervorgeht: „Bosowe, cum noua uilla. Slauicam uillam cum molendino adiacente. Gudesvelde. Wobese.... Malkeuiz cum molendino et slauica uilla adiacentibus.“

³⁹⁴) Kap. 25, in der Ausgabe von Ufinger S. 106.

See gelegene Löptin, das 1224 unter dem Namen Libetine³⁹⁵⁾ vorkommt.

Libetine, das spätere Lubbetin, Lubbetyn oder Lubbentyn, Lubtin und Löbtin bietet ein Beispiel für eine Rückbildung. Ursprünglich haben wir hier, wie der slawische Name verrät, ein einziges Wagirendorf anzunehmen, aus dem sich nach der Okkupation von 1156 ein wohl sächsisches Dorf Groß-Löptin³⁹⁶⁾ und ein wohl slawisches Dorf Klein-Löptin³⁹⁷⁾ bildete, bis noch später aus den beiden in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters getrennten Dörfern sich wiederum ein einziges Dorf bildete. Daß Groß-Löptin das sächsische Dorf war, könnte man vielleicht daraus folgern, daß hier das adelige Gut lag, nach dem sich das Rittergeschlecht derer von Lubbetin³⁹⁸⁾ nannte. Auch Löptin hat die übliche Wasser- und Tiefsage.

Etwas näher an Plön als Löptin liegt das Dorf Kühren, 11 km nordwestlich von Plön, durch die breite Niederung der Kührener Au von Löptin getrennt, wie Löptin an einem See gelegen, also in der von den Slawen bevorzugten Tief- und Wasserlage. In derselben Urkunde von 1224, in der Libetine zum ersten Male genannt wird, wird auch Kühren zuerst erwähnt in der Form Kuren, nur daß hier gleich zwei Dörfer dieses Namens genannt

³⁹⁵⁾ Urkundensammlung I; Nr. 5, S. 195; ebenso in den Konfirmationsurkunden Nr. 6, S. 196 und Nr. 11, S. 204, von 1232.

³⁹⁶⁾ Soviel ich sehe, wird Grote lubbetyn zuerst 1443 genannt, Urkundensammlung I; Nr. 116, S. 305. Damals verkauft Gotsik von Avelde sein Dorp unde Ghud to Grote lubbetyn, an deme Kerspel to Poretze beleggen, dem Kloster Preeß.

³⁹⁷⁾ Klein-Löptin finde ich zuerst 1286, Urkundensammlung I; Conrad Bochsols Register von 1286, S. 388, Anm. 35: „Lubbetin parvum,“ dann 1325 als „Lutteke“-Lubbentyn, Urkundensammlung I; Nr. 46, S. 234: villa dicta Lutteke-Lubbentyn.

³⁹⁸⁾ Zum ersten Male finde ich einen Angehörigen dieses Adelsgeschlechtes 1280 erwähnt, in einem Freibriefe des Grafen Adolf von Holstein für Hamburg, den dominus Lubbecin, Urkundensammlung I; Nr. 99, S. 107; Hassé liest dominus Lubetin, II; Nr. 569, S. 227. Biernacki schreibt 1849 folgendes über Lubbetin, Urkundensammlung I, S. 611: „War ehemals ein Dorf und Gut Groß-Löptien und daneben ein Dorf Klein-Löptien, welches letztere indeß gegenwärtig einen Theil des jetzigen Dorfes Löptien selbst ausmacht.“

werden: „Kuren, item Kuren“³⁹⁹⁾, von denen das eine, das jetzige Fideikommißgut Kühren, zu dem auch ein Nachbardorf, das Rathendorf Kührsdorf gehört, ursprünglich wohl Groß-Kühren hieß, während das andere heute noch Klein-Kühren heißt. Nach der Okkupation von Kuren oder Kurne durch die Sachsen wird Klein-Kühren den Wagiren verblieben sein, da hier der Boden nur „leichter Art“ ist, während von Groß-Kühren, dem gegenwärtig adligen Gute, v. Schröder sagt: „Der Boden ist größtentheils ein guter Weizenboden, ein kleinerer Teil ist leichter Art; die Wiesen sind moorigt, können aber zum Theil bewässert werden.“ Der gute Boden und namentlich die moorigen Wiesen verraten, daß hier die ursprüngliche Wagirensiedelung zu suchen ist, aus welcher die Wagiren durch die Okkupation nach Klein-Kühren zurückgedrängt sein werden, während sich nach Groß-Kühren wie nach dem benachbarten Groß-Lubbetin ein Adelsgeschlecht nannte, die von Kühren, das zum ersten Male wohl 1220 genannt wird mit Godescalcus de Kuren, der die Reihe der Zeugen aus dem Laienstande eröffnet in einer Urkunde Bischof Bertolds von

³⁹⁹⁾ Michelsen, der Herausgeber des ersten Bandes der Urkundensammlung, identifiziert das Dorf item Kuren mit Kührsdorf, S. 195, Anm. 7. — Aber Michelsen hätte sich schon aus dem Umstande, daß in derselben Urkunde auf Kuren, item Kuren eine Zeile später Bistekesse, item Bistekesse folgt, während eine Zeile vorher Radesthorp, item Radesthorp vorangeht, überzeugen können — vgl. oben, S. 155 und unten, S. 268 (44) —, daß es sich hier um ein und dasselbe Dorf Kuren handelt, welches sich, zweifellos infolge der Okkupation um 1156, in ein deutsches und ein slawisches Dorf differenziert. Das von Michelsen genannte Dorf Kührsdorf ist ein 4 km südöstlich von Klein-Kühren liegendes, zum Gute Kühren gehörendes Katendorf, das 1316 zum Kirchspiel Bornehouede, also bereits wohl zum Gau Zuentineveld gehörte, und damals in der Form Conradistorpe aufgeführt wird, also deutschen Ursprungs ist (Urkundensammlung II; Nr. 34, S. 36), während unser Kuren oder Kurne wie das benachbarte Libetine, Bistekesse, Brocowe offenbar slawischen Ursprungs ist. — Unser im Plöner Gau gelegenes Kuren darf nicht mit dem bei Rütjenburg gelegenen Kühren verwechselt werden, das zwar gleichfalls Kuren heißt, also wohl auch slawischen Ursprungs ist, von dem aber keinerlei Anzeichen vorhanden sind, die auf eine Weiterexistenz des Ortes als eines slawischen Dorfes nach der Okkupation gedeutet werden könnten.

Lübeck⁴⁰⁰). Nach Gloy bedeutet der Name Rühren im Slawischen: Strohhütte.⁴⁰¹)

Noch weiter nach Nordwesten als Rühren liegt Raisdorf, 17 ½ km von Plön entfernt, aber noch zum Kirchspiel Bréez gehörig. Der Umstand, daß dies später Kieler-Raisdorf, in Conrad Bocholts Register von 1286 Radverstorpe genannte Dorf 1369 als Wendischen-Ratwerstorp angeführt wird⁴⁰²), läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß das ursprüngliche Wagirendorf, das an einem in den Wellsee mündenden Wasserlauf zwischen Wiesen und Moor lag, nach der Okkupation in zwei gleichnamige Dörfer zerfiel, welche durch die Beinamen Deutsch- und Wendisch unterschieden wurden. Gloy, der in Raisdorf „noch zur Not die slaw. Bauart erkennen will“, macht darauf aufmerksam: „Dudeschen Ratwerstorp ist das heutige Sophienhof, welches erst 1795 aus einem Dorfe in ein Gut umgewandelt worden ist“⁴⁰³). v. Schröder führt für Deutsch-Raisdorf die Namen: Radwardesthorp, Dudeschen-Ratwerstorp, Deutsch- oder Lehmkuhlener-Raisdorf auf. Seine genaueren Angaben über die Errichtung des Gutes Sophienhof sind offenbar die Quelle für Gloy gewesen⁴⁰⁴).

Schließlich käme für den Plöner Gau noch das 5 km östlich von Plön liegende Dorf Cleweez in Betracht, das, in die beiden Dörfer Nieder- und Ober-Cleweez zerfallend, gleichfalls den Gedanken an eine Differenzierung eines alten Wagirendorfes in eine deutsche und eine slawische Siedelung nahelegt. Obwohl der alte Name des Ortes, Klevetze, offenbar slawischen Ursprungs ist; obwohl die Lage von Nieder-Cleweez zwischen drei großen Seen, unmittelbar an dem weiten Dieksee, so recht der Lage eines slawischen Fischerdorfes entspricht, glaube ich doch, Cleweez in die Liste alter Wagirendörfer, bei denen noch nach der Okkupation Spuren slawischer Bevölkerung erkennbar sind, nicht aufnehmen zu dürfen, da ich die Namen Nieder- und Ober-Cleweez im Mittel-

⁴⁰⁰) Urkundensammlung I; Nr. 2, S. 192.

⁴⁰¹) Gang der Germanisation in Ost-Holstein, S. 31.

⁴⁰²) Urkundensammlung I; S. 388, Anm. 35 und I; Nr. 63, S. 251: „dat gansse Dorp to Wendeschen rat Werstorpe.“

⁴⁰³) N. D., S. 31.

⁴⁰⁴) N. D., II, S. 468 und 316.

alter überhaupt nicht, den Namen Klevetze selbst erst für 1460⁴⁰⁶⁾ nachzuweisen vermag.

Ähnlich steht es mit dem südwestlich von Raisdorf gelegenen Dorfe Moorsee und den beiden Eiderdörfern Meinersdorf und Tschelsdorf, drei Dörfern südlich von Kiel, die nach Gloy slawische Bauart verraten⁴⁰⁶⁾: „Ganz sicher lassen sich die Spuren der Slawen bis Meinersdorf verfolgen, welches, wie der große, jedermann, welcher dort gewesen ist, bekannte, typisch slawische Dorfplatz beweist, unzweifelhaft ein Slawendorf gewesen ist. Denselben Typus repräsentieren noch Moorsee (vorm. Morse), wenn auch nicht so ausgeprägt wie Meinersdorf und Tschelsdorf, dessen Name ebenfalls, was den ersten Bestandteil betrifft, slawisch ist (vgl. Tschelwitz, vorm. Theeghelwicendorp⁴⁰⁷⁾, Tschelwitzendorp nördlich von Oldenburg)“. Auch wenn diese drei Dörfer, die ebensogut zu den Gauen Faldera oder Zuentineveld wie zum Gau Plön gehört haben könnten, wirklich slawischen Ursprungs waren, was ich nach ihrem Grundriß nicht bezweifeln kann, würden sie für diese Zusammenstellung nicht in Betracht kommen, da Wagirensuren nach der Okkupation in ihnen nicht mehr erkennbar sind, wenn man nicht die Dorfanlage als solche Spur gelten lassen will.

Anderß steht es dagegen mit dem 18 km nordwestlich von Plön entfernten Dorfe Barkau, das trotz dieser Entfernung vielleicht noch im pagus Plune lag, da es zum Gebiete des Klosters Breeß gehörte, andernfalls müßte es entweder im pagus Falderensis oder im Gau Zuentineveld oder in einem unbekanntem,

⁴⁰⁶⁾ Urkundensammlung IV; Nr. 24, S. 42: „item ime dorppe to Klevetze unde see dor sulves.“ Die von v. Schröder, der leider fast nirgends die Quellen angibt, angeführte Zahl 1430 vermag ich gegenwärtig, wo mir das Diplomatarium des Klosters Ahrensböf nicht zur Hand ist, nicht nachzuweisen.

⁴⁰⁶⁾ A. D., S. 29.

⁴⁰⁷⁾ Auch diese Angaben hat Gloy offenbar v. Schröder entnommen. Ich finde aber als älteste Namensform nicht Theeghelewicendorp, wie v. Schröder angibt, sondern 1286 die Form techelwitzendorp (bei Leverkus Nr. 304, S. 337). Dies Dorf verkaufte damals Graf Gerhard von Holstein dem Lübecker Domkapitel zugleich mit Thessengnewendorp, dem heutigen Tschendorf.

dreizehnten, in der Gegend Kiels befindlichen Wagirengau gelegen haben. Die älteste⁴⁰⁸⁾ Namenform, die ich für Barkau gefunden habe, ist die Form Brughowe im ältesten Kirchenverzeichnis der Lübecker Diözese von 1259. Dies alte Wagirendorf Brughowe ging nach der Okkupation nur zum Teil in den Besitz der Sachsen über, verblieb dagegen mit dem Reste der Dorfgemarkung im Besitze der Wagiren.

Auf dem den Wagiren verbliebenen Teile, dem weniger fruchtbaren, von dem v. Schröder angibt: „Der Boden ist theils lehmigt, theils sandigt; Wiesen sind wenig vorhanden“, entstand ein neues Dorf, das noch in einer Urkunde von 1400 Wendeschen Berkowe und in zwei Urkunden von 1420 Wendesschen Berkouwe

⁴⁰⁸⁾ v. Schröder führt ohne Quellenangabe und ohne Jahreszahl folgende Namenformen für Barkau an: Barckowe, Barkau, Barkow, Berkow, Berkowe, Berkouwe, Borcow, Brocow, Brocowe, Brokowe, Brucowe. In der That sind alle diese Formen in der Urkundensammlung nachzuweisen, obschon Biernatki in seinem ausgezeichneten Register, das aber gleichfalls die Formen ohne Jahreszahl anführt, einige Druckfehler unterlaufen sind. Aber ich habe in dem Urkundenbuche von Lebertus noch eine ganze Reihe anderer, und zwar durchweg älterer Formen vorgefunden; Bergkowe, Borchova, Brochowe, Brughowe, Brugkowe. Ihrem Alter nach erscheinen diese 16 Namenformen in folgender Reihenfolge:

1. Brughowe, 1259.
2. Brugkowe, 1276.
3. Brocowe, 1286, 1445.
4. Borchova, 1327.
5. Brochowe, 1328.
6. Bergkowe, ?
7. Brocow, 1345.
8. Brokowe, 1346 und 1349.
9. Borcow, 1375.
10. Brucowe, 1375.
11. Berkowe, 1400, 1420, 1445.
12. Berkouwe, 1420, 1460.
13. Berkow, 1513.
14. Barkow, 1513, 1542.
15. Barckowe, 1519.
16. Barkau, 1770.

heißt, später und noch heute Groß-Barfau⁴⁰⁹). Dagegen erhielt das alte, von den Sachsen okkupierte Dorf, welches den besseren Teil der Dorfgemarkung enthielt, von dem v. Schröder sagt: „Der Boden ist schwerer Art“, den Namen Deutsch-Barfau, in den Urkunden von 1400: Dudeschen Berkowe und von 1420: Dudeschen Berkouwe⁴¹⁰), später und noch heute den Namen Klein-Barfau. Aus der letzten Urkunde, der von 1420, geht hervor, daß hier in Dudesschen Berkouwe auch die älteste Kirche lag, die nicht nur, wie v. Schröder mitteilt, 1286, in der Namensform Brocowe, vorkommt, sondern schon in den beiden erstmaligen Erwähnungen des Ortes, in den Kirchenverzeichnissen von 1259 und 1276, als ecclesia Brughowe und ecclesia Brugkowe⁴¹¹). Reichlich 1 km südlich von Deutsch- oder Klein-Barfau lag später der Hof Wulfstorp, in den schon im Jahre 1542 die Kirche aus Deutsch-Barfau verlegt gewesen sein muß⁴¹²). Nach dieser Verlegung hieß Wulfstorp: Kerkenbarkow, heute Kirchbarfau. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Bezeichnungen „Dudesch“ und „Wendesch“ einmal erst 1400 und 1420 vorkommen, obwohl sie gleich nach der Okkupation entstanden sein müssen, ferner im ganzen nur in drei Urkunden, obwohl beide Dörfer sowohl vorher wie nachher in einer sehr großen Anzahl von Urkunden genannt werden. Die Vorsilben Dudesch und Wendesch scheinen wie bei Berkowe so auch bei andern Dörfern, welche dieselbe Teilung und die gleiche Namenszusammensetzung aufwiesen, für gewöhnlich fortgelassen worden zu sein.

⁴⁰⁹) Urkundenammlung I; Nr. 83, S. 271; — I; Nr. 99, S. 288; — I; Nr. 100, S. 289. Vgl. v. Schröder I, S. 191—192 und Biernäktl im Register der Urkundenammlung I, S. 539—540.

⁴¹⁰) Ebendort, S. 271: „In Wendessen Berkowe unde an der Molen tho Dudeschen Berkowe“, und S. 288: „In deme Dorpe Wendessen Berkouwe, in deme Kerspele Dudessen Berkouwe.“

⁴¹¹) Urkundenammlung I; Bocholts Register von 1286, S. 385 und 390; — bei Leverkus Nr. 142, S. 131 und Nr. 233, S. 244.

⁴¹²) Urkundenammlung I; Nr. 158, S. 357: „De Hoff Wulfstorp, welcker nu Kerkenbarkow genommet.“ — Übrigens gibt es außer Groß- oder Wendisch-, Klein- oder Deutsch- und Kirch-Barfau noch ein viertes Barfau, 6 km westlich von Süssel, das im 15. Jahrhundert gleichfalls unter dem Namen Berkowe vorkommt (v. Schröder I, S. 191), so daß bei allen

Gloy neigt dazu, in dem urkundlich mehrfach erwähnten Wenceslav Janibal, der 1632 zum Pfarrer in Barkau berufen⁴¹³⁾ wurde und von dem noch aus dem Jahre 1655 eine Quittung an „die Priörinn“ in Preez vorliegt, den Abkömmling einer germanisierten Slawenfamilie zu erblicken, „wenn er überhaupt ein Holsteiner gewesen ist“⁴¹⁴⁾. Dieser Zweifel ist berechtigt. Gloy hätte schon aus dem Vornamen den Tatbestand folgern können. Es handelt sich hier offenbar um einen zur Sekte jener böhmischen Brüder gehörigen Geistlichen, die während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, aus Böhmen fliehend, ganz Norddeutschland überschwemmten. Daß man es auf römischer Seite schon im 16. Jahrhundert für nötig befand, sich gegen die böhmischen Brüder auch hier im Norden zu wenden, geht aus den Thesen hervor, die der Guardian des Minoritenklosters zu Frankfurt a. O. für eine Disputation veröffentlichte, welche am 31. August 1527 im St. Katharinenkloster zu Lübeck stattfinden sollte⁴¹⁵⁾.

Auch das nur 4 km nordwestlich von Plön entfernte Wahlsdorf möchte v. Schröder zu denjenigen Dörfern rechnen⁴¹⁶⁾, in denen sich nach der Okkupation eine geschlossene Wagirenanfiedlung erhalten hat. In der Tat gibt es hier westlich von der Einmündung der Schwentine in den Lanke See zwei Wahlsdorf, die nur 1 ½ km voneinander entfernt liegen, ein Dorf und einen Hof dieses Namens. Das Dorf findet sich in der Namensform Walesthorp in Urkunden von 1224 und 1232, der Hof to Walstorp wird 1555 als de olde Hoff oder de olde Have⁴¹⁷⁾ be-

Barkau betreffenden Untersuchungen Vorsicht geboten ist: wie bei Alverstorp, Krempe und Kühren sind bei Barkau Verwechslungen leicht möglich.

⁴¹³⁾ Urkundenammlung I, S. 417 u. 422.

⁴¹⁴⁾ Gang der Germanisation, S. 42.

⁴¹⁵⁾ Karl Curtius, Thesen zu einer Disputation im St. Katharinenkloster zu Lübeck, i. d. Ztschr. d. B. f. Lübeckische Gesch. u. Altertumsfunde, XII, S. 78; Lübeck 1910.

⁴¹⁶⁾ I, S. 7: „Auch von den Orten, die oft obwohl mit ganz gleichen Namen als unmittelbar nebeneinander liegend aufgeführt werden, wie 2 — Wahlsdorf —, wird in der Regel der eine als slawischer anzusehen sein, welcher denn später häufig adliches Gut wurde.“

⁴¹⁷⁾ Urkundenammlung I; Nr. 5, S. 195 und Nr. 6, S. 196 von 1224. — I; Nr. 11, S. 204 von 1232; — I; Nr. 163, S. 362 von 1555.

zeichnet. Nach ihm nannte sich das Geschlecht derer von Wales-
torpe. Die v. Wahlstorp waren mit den Reventlows verwandt:
zum ersten Male finde ich sie 1272 erwähnt; damals wird in einer
dithmarscher Urkunde dominus Jo.... Walestorpe genannt⁴¹⁹).
Auch die Lage des Gutes Wahlsdorf an dem großen, buchten-
und inselreichen Lanter See würde trefflich zu einer alten slawi-
schen Ansiedlung passen. Man würde demnach auch hier den
Schluß wagen dürfen, daß es sich um ein altes Wagirendorf han-
delt, das nach der Okkupation den Sachsen überlassen werden
mußte, aber nicht ganz, so daß sich die Wagiren auf dem ihnen
verbliebenen Teile der Dorfgemarkung ein neues Dorf gleichen
Namens bauten, eben das heutige Dorf Wahlsdorf, falls auf
solche Vorgänge irgendwelche Spuren hinwiesen, etwa Bezeich-
nungen wie Dudesch- und Wendesch-, wie Alt- und Neu-Wahls-
dorf. Aber an solchen Bezeichnungen fehlt es ganz: nicht einmal
die Angaben: duo oder ambo oder utraque (scil. villa) oder auch
nur item Walesthorp sind vorhanden, außerdem vermag ich das
zweite Wahlsdorf vor 1555 nicht nachzuweisen. Zwar wäre es
nicht unmöglich, daß trotzdem v. Schröder recht hätte, man würde
sich aber dem Vorwurfe aussetzen, die eigene Phantasie walten
zu lassen, wenn man, ohne auf irgendwelche Spuren hinweisen
zu können, eine bloße Vermutung für eine Wahrscheinlichkeit
ausgeben wollte. Unter solchen Umständen ist es methodisch
richtiger, Wahlsdorf nicht in die Liste der nach der Okkupation
verbliebenen Wagirendörfer aufzunehmen.

Kapitel 4.

In den drei nördlichen Gauen Aldenburg, Rütjenburg und Fehmarn.

§ 10. In der terra Aldenburgensis.

Wie sich nach der Völkerwanderung das Germanentum im
nördlichen Spanien, Italien, Frankreich länger hielt als im übrigen

⁴¹⁹) Bei Hassé II; Nr. 456, S. 186 von 1272. — Außer dem
Dorfe und dem Gute Wahlsdorf südlich vom Lanter See gab es im
Kirchspiel Gnissau bei Ahrensböf ein Walestorpe, das aber schon 1240
niedergelegt war. An seine Stelle tritt schon im 13. Jahrh. der Ort
Walstorpervelt oder Waleshorst (v. Schröder II, S. 557).

Spanien, Italien und Frankreich, so hielt sich auch das Slawentum in Wagrien am längsten im Norden⁴¹⁹). Die Grenzen der beiden Nordgaue — wie im Osten des pagus Falderensis, im Westen und Süden des pagus Dargun, im Süden der terra Boule, im Osten der Gaue Liubice (provincia Ranzivelt), Susle, Aldenburg durch die Natur selbst gegeben — sind leichter erkennbar als in den übrigen Gauen Wagriens, nur die Trennungslinie der Gaue Lütjenburg und Aldenburg läßt sich nicht mehr genau festsetzen. Da die beiden civitates oder urbes der beiden Nordgaue, die civitas Aldenburg und die urbs Lutilinburg 20 km voneinander entfernt liegen, wird man die Westgrenze des Aldenburger Gaus etwa 10 km westlich von Aldenburg, die Ostgrenze des Lütjenburger Gaus etwa 10 km östlich von Lütjenburg anzunehmen haben. Die Südgrenze der beiden Nordgaue, d. h. ihre Trennungslinie von den drei ihnen im Süden vorgelagerten Wagirengauen Susle, Vthin und Plune, wird man einmal aus der räumlichen Entfernung von den 5 civitates Aldenburg, Lutilinburg, Plune, Vthin und Susle, andererseits aus dem alten Umfang der alten Kirchspiele annähernd richtig bestimmen können. Die Gaue Plön und Lütjenburg bilden heute den preußischen Kreis Plön, die Gaue Eutin und Rastekau das oldenburgische Fürstentum Lübeck, der pagus Liubice gehört heute teils zur freien und Hansestadt Lübeck, teils zu Oldenburg; der größte Teil der terra Crempe oder des pagus Susle und der Gau Aldenburg bilden heute den preußischen Kreis Oldenburg; die Grenze der beiden Kreise Oldenburg und Plön wird in der Hauptsache mit derjenigen der terra Lutilenburgensis und der terra Aldenburgensis zusammenfallen.

Die so umgrenzte terra Aldenburgensis hat sich als ein fast rein wagirischer Gau mindestens bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts erhalten, die Okkupation von 1143 mithin ein volles Jahrhundert überdauert. In hohem Grade belehrend für die Nationalitätsverhältnisse im Gau Aldenburg um 1250 ist eine Urkunde von 1249 des Bischofs von Lübeck und der holsteinischen

⁴¹⁹) Vgl. Teil I, S. 33—36 dieser Arbeit (= Bd. XII, S. 145—148 dieser Ztschr.).

Grafen über einen Vergleich, den die drei Fürsten über die Zehnten im Aldenburger Lande vereinbart haben, einen Vergleich, in dem sich die Bezeichnung terra bzw. tota terra Aldenburg nicht weniger als dreimal⁴²⁰⁾ vorfindet. Nach dieser Urkunde waren 1249 im Aldenburger Gau erst sechs⁴²¹⁾ deutsche Dörfer vorhanden, die mit Namen angeführt werden, aber mit Ausnahme von Hele-
rickendorp heute nicht mehr existieren.

Diese sechs ältesten deutschen Dörfer im Gau Aldenburg sind möglicherweise von Holländern angelegt worden. Holländer hatten sich bei der Okkupation von 1143 zunächst⁴²²⁾ im benachbarten Gutiner Gau angesiedelt. Die Holländer im Gaue Aldenburg standen unter einem besonderen Vogte, denn in einer Urkunde von 1224 (Urkundensammlung I; Nr. 14, S. 456) wird Gerebertus advocatus Hollandorum in Aldenburg unter den Zeugen des Grafen Albrecht genannt. Ebenso möglich ist es aber, daß diese Holländer nicht im Gau, sondern in der Stadt Aldenburg gewohnt haben, da gerade die Arbeiten am benachbarten Dannauer See sowie diese Seestadt, deren breiter Meeresarm⁴²³⁾

⁴²⁰⁾ Bei Leverfus Nr. 103, S. 96; Gloy, Gang der Germanisation in Ost-Holstein, S. 36, weist auf die Urkunde Nr. 80 hin, die aber nicht die terra Aldenburgensis, sondern das Gutiner Kirchspiel; ferner nicht das Jahr 1249, sondern 1240 betrifft. Vom Aldenburger Gau ist in unsrer Urkunde die Rede als „in terra Aldenburg“, „de terra Aldenburg“ und „per totam terram Aldenburg.“

⁴²¹⁾ „Insuper de sex villis Theutonicis — quatuor modii siliginis de manso quolibet exsolvantur.“

⁴²²⁾ Über Holländerkolonien i. and. Gegenden Nordalbingiens vgl. man die obigen Ausführungen über d. holländ. Morgen, S. 118—119.

⁴²³⁾ Daß Aldenburg im früheren Mittelalter an einem breiten Meeresarm lag, welcher den ganzen Nordosten des Aldenburger Gaues zu einer Insel machte, habe ich i. meiner Einl. i. d. I. G. I, S. 175, Anm. 438 nachgewiesen. (Vgl. auch unten, Anm. 444 u. 457). Krabbos Auseinandersetzungen über Adam (Hansische Geschichtsbl., Jg. 1909, S. 43) zeugen von Unkenntnis der geographischen Verhältnisse. (Vgl. auch unten, S. 268, 282 u. 318 sowie Anm. 457 u. 527). Bei Adam von Bremen heißt Aldenburg geradezu: Aldinburg maritima; zudem finden sich bei Adam noch mehr Beweise, daß Aldenburg damals an einem Meeresarm lag. So liest man im Schol. 16 zu II, cap. 18; bei Waitz, S. 53: „Aldinburg civitas magna Sclavorum, qui Waigri dicuntur, sita est iuxta mare, qui Balticum sive Barbarum dicitur,“ und im folgenden cap. (19) heißt es, wenn man nach Jumne

immer bedrohlicher verschickte, den Holländern, die im 13. Jahrhundert für Nordalbingien die Lehrer und Unternehmer von Wasser- und Wasserschutzbauten waren, ein besonders geeignetes Feld für ihre nutzbringende Wirksamkeit bot.

fahren wolle, müsse man sich in Schleswig oder Albinburg einschiffen (Einl. i. d. Lüb. G. I; S. 220, Anm. 584). Eine vierte Adamstelle, die man als Unterlage für die Behauptung benutzt findet, Albinburg sei damals die größte aller Slawenstädte gewesen, sagt etwas ganz anderes, als eine flüchtige Lektüre aus ihr oft genug hat herauslesen wollen. Selbst Wattenbach läßt sich in der 1886 erschienenen zweiten Auflage der Adamübersetzung dieses Mißverständnis zuschulden kommen, wenn er übersetzt (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 44, S. 87): „Albinburg sei als die volkreichste unter den christlichen Städten befunden worden“, während Adam nur sagt, in keiner andern Stadt der Slawen seien so viele Christen zu finden gewesen: „Albinburg civitate[m] populosissimam de christianis inventam esse“ (II, 41; bei Weiß S. 70). Man darf die Worte „de christianis“ nicht auf „inventam“, sondern muß sie auf populissimam beziehen, wie Weiß schon 10 Jahre vor Wattenbachs falscher Übersetzung richtig bemerkt hat. „h. e. maxime inhabitatam a christianis.“ Sachlich liegt der Tatbestand klar genug. Da in Albinburg bereits im 10. Jahrh. ein anfangs schnell emporblühendes Bistum gegründet, Albinburg mithin der früheste Ausgangspunkt der Mission im slawischen Nordalbingien war, so erscheint es als selbstverständlich, daß man in Albinburg mehr Christen antraf, als in andern Wendenstädten: populosissimam de christianis. Wie es aber möglich ist, daß Kieselbach (Die wirtschaftlichen Grundlagen der dtsch. Hanse, Berlin 1907, S. 9 u. 11) Albinburg in der Mitte des 11. Jahrhunderts einen „Ausgangspunkt des damaligen Ostseeverkehrs“ nennt und bereits zwei Seiten später das Gegenteil sagt: „Bardowiks Verkehr nach dem Osten vollzog sich auf dem Landwege und war im Slawenlande, wie es scheint, auch nicht auf einen nahen Hafen der Ostsee gerichtet. Wenigstens ist ein solcher vor dem Ende des 11. Jahrhunderts für uns nicht mit Sicherheit erkennbar“ ist schwer verständlich. Jedenfalls entspricht die Wendung von Kieselbach S. 11 in ihrer vorsichtigeren Haltung besser den Quellennachrichten als die Behauptung von Kieselbach S. 9. — Die Nachricht, daß es in keiner andern Stadt der Slawen so viele Christen gegeben habe, wie in Albinburg, wird aufs beste bestätigt durch eine fünfte Angabe Adams, durch welche Adam seine Mitteilung über die zahlreichen Christen in Albinburg mit den Worten bestätigt: „Sexaginta presbyteri, ceteris more pecudum obtruncatis, ibi ad ludibrium servati sunt.“ Selbstverständlich werden die 60 Priester nicht alle in Albinburg wohnhaft gewesen sein: schon der Ausdruck servati sunt wie das Herumschleppen

Nicht lange nach 1249 scheint dann die sächsische Kolonisation auch in diesem Wagirengau kräftiger eingesetzt zu haben, denn in dem schon oft zitierten Einkünfteverzeichnis der bischöflichen Tafel von 128. ist von Subruke et aliis villis XIII nouis

der gefesselten Priester per singulas civitates Solavorum läßt erkennen, daß man die Priester von weit und breit nach Albinburg gebracht hatte sowie, wenigstens indirekt, daß Albinburg damals die Hauptstadt Wagriens war, eine Tatsache, welche auch durch andere Stellen bei Adam und Helmold genügend bezeugt erscheint.

Aber während die politische und kirchliche Bedeutung sowie eine relative Größe des alten Starigard, in dem man auch die um 965 von den Sachsen genommene Hauptburg des Wendenfürsten Selibur wird erblicken dürfen, keinem Zweifel unterliegen kann, ist eine hervorragende Bedeutung Starigards als slawische Seehandelsstadt, wie sie Kiesselbach und Reuter als Tatsache hinstellen, zwar eine Möglichkeit, aber auch nicht mehr; eine Möglichkeit, die sich nicht beweisen läßt. Denn der Umstand, daß Starigard am Meere lag und daß man von Starigard aus nach Jümme fahren konnte, ist noch kein Beweis dafür, daß Starigard-Albinburg eine hervorragende slawische Seehandelsstadt war. Immerhin halte ich eine solche Möglichkeit schon deshalb nicht für unmöglich, weil wir, wenigstens in den folgenden Jahrhunderten, von Piratenzügen der Albinburger Slawen hören und der Seeraub im Ostseegebiet bis zum 13. Jahrhundert eine Vorbedingung bzw. ein Vorläufer des Seehandels war.

Unter Fürst Gottschalk (1044—1066) wurde dann wohl Mecklenburg die Hauptstadt des Landes (Einl. i. d. Lüb. G. I, S. 221—222); unter Fürst Cruto (1066—1093), der das Christentum unter den Slawen ausrüttete und die Slawenherrschaft vorübergehend bis zur Nordsee ausdehnte (Einl. i. d. Lüb. G. I, S. 246—251), scheint Plön als Fürstenresidenz gebient zu haben; unter seinem Nachfolger, König Heinrich (1093—1127) und dessen Epigonen, wurde bis zum Untergang des Slawenreiches im Jahre 1138 Altlübeck der urkundlich bezeugte locus capitalis Slaviae (Einl. I, S. 150 ff. sowie Teil I, S. 195—6 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 307—8 dieser Ztschr., Anm. 275). Albinburg war inzwischen gesunken durch das Aufkommen Liubices als des portus und des locus capitalis Slaviae: den Rest seiner alten Bedeutung verlor es wohl zwischen 1147—1150 bei der Zerstörung durch den Dänenkönig Swein (Ewend Grathe) und seinen Feldherrn, den Dithmarschen Ethelerus, von der Helmold und Sazo Grammaticus erzählen.

Nach Helmold zerstörten die Dänen 1171 auch die Hafenanlagen Albinburgs: percusserunt maritima illius (vgl. Teil I, S. 80—81 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 192—193 sowie Helmold II, 109; bei Schmeidler S. 216, 9). Denn nach der zwischen 1147—1150 erfolgten

die Rede⁴²⁴), zu denen allerdings die 6 deutschen Dörfer der etwa 37 Jahre älteren Urkunde von 1249 möglicherweise gehört haben können. Noch im vierzehnten Jahrhundert scheint die deutsche Kolonisation dieses Hauptgaues im alten Wagrien keineswegs vollendet gewesen zu sein. Mit Recht macht Gloy in seiner fleißigen und meistens von maßvollem Urteil zeugenden, wenn auch nicht immer zuverlässigen Arbeit darauf aufmerksam⁴²⁵), daß im Aldenburger Gau „noch heute die Orte mit slawischen Namen denen mit deutschen beinahe die Wage halten“.

Bemerkenswert ist es, wie lebendig sich hier im Aldenburgischen die Erinnerung an den alten pagus Aldenburgensis noch mehrere Jahrhunderte nach 1138 erhalten hat. Abgesehen von Helmold und den 29 Urkunden, in denen allein im zweiten Bande des Saffeschen Regesten- und Urkundentwerkes der Begriff des Aldenburger Landes genannt wird, finde ich von 1215—1400 in folgenden Urkunden den Begriff:

Zerstörung war Aldenburg als Residenz der in ihrem Besiß so stark beschnittenen Wagirenfürsten und als Hafensplatz für die Freibreiterzüge der Wagiren wieder zu einer freilich nur lokalen Bedeutung gelangt, welche durch die Kolonie der Sachsen und die Einweihung der Kathedrale sancti Johannis Baptistae von 1157 verstärkt wurde. Bei dieser nur lokalen Bedeutung ist es sodann bis auf den heutigen Tag geblieben.

⁴²⁴) Bei Severkus Nr. 288, S. 302.

⁴²⁵) Gloy sagt: „Slawisch sind: Lepahn, Grebin, Görnitz, Mucheln, Rantzau, Bellin, Selent, Malente, Kühren, Malkwitz, Nüchel, Kaköhl (vorm. Kukole), Kükelühn (vorm. Cuculune, Cuculine) u. a. und weiter östlich: Lensahn, Hobstin, Pustin, Schlamin, Dahme, Quaal, und jenseits vom Aldenburger Graben: Gaarz, Quals, Göhl, Rellin, Putlos (Kröß?), Wandelwitz, Brode, Satjewitz, Klötzin, Görz. Außerdem mag in den mit -dorf zusammengesetzten Ortsnamen noch manches slawische Grundwort sich verstecken, kurz, auch im Lande Aldenburg halten die slawischen Ortsnamen den deutschen nahezu die Wage.“

Allein zu diesen Ausführungen ist zu bemerken, daß, wie ich bereits bewiesen habe, ein nicht geringer Teil der von Gloy angeführten Ortsnamen nicht im Aldenburger, sondern im Süsseler, Gutiner und Plöner Gau lag; andere der genannten Ortschaften lagen, wie ich noch beweisen werde, im Lütjenburger Gau. Die Dörfer, die also Gloy von einem Gau anführt, „dem Lande Aldenburg,“ liegen in nicht weniger als fünf Gauen Nordwagriens.

I. terra Oldenborch.

1. 1222—1223 terra Aldenburg und Oldenburg, bei Leverfus, Nr. 51, S. 46.
2. 1257 terra oldenburch, Urfundensammlung I; Nr. 73, S. 78.
3. 1225—1261 unter Adolf IV. nennt der sog. Presbyter Bremensis wiederholt die terra Oldenborg, so Quellen-sammlung I, S. 43 und 59.
4. 1272 terra Oldenburg, bei Leverfus Nr. 229, S. 220.
5. 1324 terra oldenborgh, bei Haffe III; Nr. 536, S. 299.
6. 1329 terra Oldenborgh, bei Leverfus, Nr. 542, S. 678.
7. 1329—1335 terra oldenborch, bei Leverfus, Nr. 609, S. 773.

II. provincia Aldenburg.

8. 1221 Terra sive provincia Oldenborch, Urfundensammlung I; Nr. 3, S. 193.
9. 1229 Provintia Oldenborch, Urfundensammlung I; Nr. 15, S. 457.
10. 128. zweimal: de prouincia Aldenburg und „in Aldenburg et Pole et in ceteris prouinciis,“ bei Leverfus Nr. 288, S. 305 und 306.

III. dat Lant to Oldenborch.

11. 1327 dat land tu Oldenborgh, Urfundensammlung II; Nr. 179, S. 224.
12. 1397 dat lant to Oldenborch, Urfundensammlung II; Nr. 299, S. 379.
13. 1400 dat Lant to Oldenborch, Urfundensammlung I; Nr. 2, S. 437.

IV. in aldenburch⁴²⁶⁾.

14. 1215 in aldenburch, bei Leverfus Nr. 30, S. 35.
15. 1216 In oldenburch, bei Leverfus Nr. 31. S. 37,

V. advocatus in oder de Aldenburg.

16. 1221 Edelerus advocatus in Oldenborch, Urfundensammlung I; Nr. 3, S. 193.

⁴²⁶⁾ Selbstverständlich sind hier nur solche Beispiele zusammengestellt, in denen sich der Begriff „in aldenburch“ nicht bloß auf die Stadt, sondern auf die ganze terra Aldenburgensis bezieht.

17. 1226 Ethelerus advocatus de Aldenburg, Urkunden-
sammlung I; Nr. 7, S. 199.

18. 1257 Johannes advocatus in oldenburch, Urkunden-
sammlung I; Nr. 73, S. 78.

Im übrigen sieht man sich auch hier auf Einzeluntersuchungen angewiesen. Etwa zwölf Ortschaften kommen als solche in Betracht, in denen nach Spuren in den uns erhaltenen Urkunden Wagiren auch nach der Okkupation sich gehalten zu haben scheinen.

Etwa 6 ½ km südwestlich von Aldenburg lag das Wagirendorf Gnenynghe, von dem nach der Okkupation ein Teil von den deutschen Kolonisten in Besitz genommen wurde, der Rest den Wagiren verblieb. Wie gewöhnlich wohnten Sachsen und Wagiren nicht zusammen, so daß an Stelle des alten Wagirendorfes Gnenynghe nunmehr die beiden Dörfer Dudeschen Gnenynghe und Wendeschen-Gnenynghe traten, doch muß diese Teilung erst nach 1249 vor sich gegangen sein, da Deutsch-Genin unter den 6 deutschen Dörfern des Jahres 1249 nicht genannt wird. Deutsch-Genin war noch zu Dankwerths Zeit, also um 1651, vorhanden, ist aber später untergegangen, wohl gelegt worden: es zahlte zu Anfang des 15. Jahrhunderts vom deutschen Acker 6 Scheffel Gerste, vom slawischen Acker 2 Scheffel Roggen nach einem etwa um 1426 angelegten Zehntenregister des Bistums Lübeck. Aus Wendeschen-Gnenynghe entstand ein adliges Gut, jener Notiz zufolge wohl erst nach 1426, als dessen Besitzer die Familie Pogwisch erscheint, nach v. Schröder bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts, doch kann ich die Pogwisch als Besitzer to Gneninge erst 1473⁴²⁷⁾ finden. Später wurden aus dem Gute Gneningen die Güter Petersdorf und Gölbenstein. — Die slawischen Acker um 1426 und der Name Wendisch-Gnenighe um dieselbe Zeit⁴²⁸⁾

⁴²⁷⁾ Urkundenammlung, Bd. IV; Nr. 356, S. 451: „de duchtigen knapen Wulff unde Benedictus Poggewisch gebrodere to Gneninge.“

⁴²⁸⁾ v. Schröder I, S. 416. Wie fast immer, so gibt auch hier v. Schröder nicht Belege für seine sorgfältigen Ausführungen. Wahrscheinlich finden sich die Namenformen Dudeschen- und Wendeschen-Gnenynghe in dem Zehntenregister von 1426 (?), das aber nicht in die Urkundenammlung aufgenommen worden ist, während Hasses Regestenwerk nur bis 1340 und das für Wagrien besonders wertvolle Urkundenbuch von Levertus auch nur bis 1341 geht. Über Dankwerth vgl. Einl. i. d. Lüb. G. Bd. I; S. 78, Anm. 204.

scheinen anzudeuten, daß es hier noch im 15. Jahrhundert⁴²⁹⁾ Reste der Wagiren gab.

Daß sich hier noch sehr lange, mindestens bis tief ins 15. Jahrhundert, Wagiren gehalten haben, scheint auch daraus hervorzugehen, daß, anscheinend in demselben Zehntenregister von 1426, zwei Dörfer im Anfange des 15. Jahrhunderts genannt werden, Petersdorpe und Wendischen-Peterstorpe, die „beide ohne Zweifel zum ehemaligen Gute Gnenynghe (Wendisch-Gnenynghe) gehörten.“ Wendischen-Peterstorpe ist „noch in dem Rathendorfe Petersdorf erkennbar“, das 8 km südwestlich von Aldenburg dicht neben Schloß Gildenstein liegt. Hier werden, wie v. Schröder mitteilt, auf dem „sehr besuchten Petersdorfer Markte“ „am 29. September jedes Jahres — zuerst nach der Erndte gewöhnlich vorläufig die Kornpreise fixiert“⁴³⁰⁾.

Noch ein drittes durch die Vorfahrsilben Wendisch- und Deutsch- unterschiedenes Dorfpaar befand sich in dieser Gegend, das aus dem alten Wagirendorfe Linsane hervorgegangen war. Heute liegt hier das großherzoglich oldenburgische Fideikommißgut Lensahn, das aus den beiden Gütern Wendisch-Lensahn (Hove to Lenzaen) und Deutsch-Lensahn sich gebildet hat⁴³¹⁾. Das Gut Deutsch-Lensahn hieß auch Kirch-Lensahn, es hat „vielleicht neben der Kirche auf derselben Erhöhung gestanden; das Dorf selbst soll ehemals nicht bei der Kirche, sondern ziemlich entfernt bei der Hufe Altdorf gelegen haben, wo die Dorfstelle noch gezeigt wird.“

Heute ist das Gut Deutsch-Lensahn eingegangen, an seiner Stelle liegt das Kirchdorf Lensahn. Noch in einer Urkunde vom 4. März 1340⁴³²⁾ ist von dudische lensan die Rede, insofern diese Urkunde eines Hermann von Lendest und seiner Mutter Heseke von Lendest in dudische lensan ausgestellt worden ist, das nach v. Schröder auch Linsane heißt, also dem Kirchdorfe der beiden

⁴²⁹⁾ Auch v. Schröder hält die Abgabennotizen von 1426 für „eines der am spätesten vorkommenden Überbleibsel des Slavismus“, I, S. 7—8.

⁴³⁰⁾ N. O. II, S. 281—282.

⁴³¹⁾ v. Schröder II, S. 83—84.

⁴³²⁾ Bei Haffe, a. O. III; Nr. 1059, S. 620: „Data et acta sunt hec in dudische lensan.“

ältesten Kirchenverzeichnisse des Bistums Lübeck von 1259 und 1276 entspricht, aber auch Ni-Lensan genannt wird.

Wendeschen-Lensan lag da, wo heute der Gutshof liegt, 2 ½ km südwestlich von der jetzigen Kirche. Die Kirche zu Linsane wird schon im ältesten Kirchenverzeichnis, dem von 1259, erwähnt, ebenso im Einkünfteverzeichnis von 128.. die parrochia Linsane⁴³³). Da nun die Kirche wahrscheinlich neben Deutsch-Lensahn lag, Linsane aber noch nicht unter den sechs deutschen Dörfern von 1249 erwähnt wird, so scheint es, als ob das Wagirendorf Linsane zwischen 1249—1259 in Wendisch- und Deutsch-Lensahn getrennt worden ist⁴³⁴).

Im Südwesten von Oldenburg, nur 3 km von Oldenburg entfernt, lag ein Allodium des Bischofs, quod Kakediz dicitur⁴³⁵). Es wird 1215 zum ersten Male genannt in der wohl verdorbenen Form cakeuiz; 1272, wie 1216, als Cakediz bezeichnet und bildete eine bischöfliche Gerichtsvogtei. Etwa 14 Jahre nach 1272 wird unter den nomina villarum que pertinent episcopo aufgezählt Kakedis cum uilla slauica adiacente. In demselben Verzeichnis wird eine ecclesia iuxta Kakedis und die Fischerei in Kakedis genannt, die schon 1284 in den acta des Bischofs Johannes von Tralau nebst den iumenta de kakedis

⁴³³) Bei Leverkus Nr. 142, S. 131; ebenso im Kirchenverzeichnis von 1276: Nr. 253, S. 244. — Die parrochia Linsane steht Nr. 288, S. 305. Im 14. Jahrhundert heißt der Ort bereits Linsane, so 1316 (Urkundensammlung II; Nr. 34, S. 37) und 1383 Lenzan (Urkundensammlung II; Nr. 434, S. 526).

⁴³⁴) Allerdings kommt in einer aus den Jahren 1222—23 herrührenden Urkunde (bei Leverkus Nr. 46, S. 51) ein Rotbertus de linsane vor. Gehört er, wie ich es dem Inhalte der Urkunde nach für wahrscheinlich halte, unserm Lensahn an, so hätten wir hier entweder ein Beispiel für einen adeligen Wagiren um 1222, was ich bei den Wagirenhauptlingen, die wir bei Helmold noch um 1156 finden — Helmold nennt Pribizlav, Rochel und Theffemar — nicht für unmöglich halte, oder wir hätten hier ein Beispiel für einen sächsischen Edelmann, der in oder wohl dicht bei einem Wagirendorf saß, noch ehe letzteres die Differenzierung in ein deutsches und wendisches Dorf durchgemacht hatte.

⁴³⁵) Bei Leverkus Nr. 31, S. 37; — zuvor Nr. 30, S. 35 von 1215; — dann Nr. 229, S. 220 von 1272, — Nr. 288, S. 296 und 303 und 309 von 128..

und der innundatio erwähnt wird⁴³⁶⁾, que facta est in Kakedis. — In diesen Aufzeichnungen Tralauß wird auch der mansio des Bischofs in Kakedis gedacht, que olim fuit famosa nunc autem per diluuium annullata. Schließlich ist in Annotationen über ausstehende bischöfliche Forderungen aus der Zeit zwischen 1329 bis 1335 von einem dominus hinricus de Kakedice die Rede⁴³⁷⁾. — Zieht man die Schlüsse aus diesen Angaben, so ergibt sich, daß das 1215 zuerst erwähnte Kakediz ursprünglich ein Wagirendorf war in der bei den Slaven beliebten Wasser- und Tieflage, an der breiten, im Niveau der Ostsee gelegenen Niederung, die heute von der Johannisbef entwässert wird, die westlich von Oldenburg in den Oldenburger Graben mündet. Das Dorf scheint frühzeitig in den Besitz des Bistums gekommen zu sein, das hier so rücksichtslos zugriff — man beachte die mansio olim famosa von 1284 —, daß sich die Wagiren aus ihrem alten Sitze zurückziehen mußten und sich in der Nachbarschaft — adiacente — ein neues Dorf erbauten, cum uilla slauica, ein Vorgang, der sich zwischen 1249 und 1286 abgespielt zu haben scheint.

Aber nicht alle gleichnamigen Dörfer oder Güter, die eng benachbart liegen und nur durch die Vorsilben Alt- und Neu-, Ober- und Nieder-, Groß- und Klein- u. a. unterschieden werden, dürfen mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den wiederholt geschilderten Vorgang der Differenzierung in ein deutsches und slawisches Dorf zurückgeführt werden. Eine derartige Entstehungsgeschichte gleichnamiger Nachbarorte kann nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit gefolgert werden, wenn die Vorsilben Dudeschen und Wendeschen lauten, oder wenn zwar nur von als duo, ambo, item, utraque, Alt- und Neu-, Groß- und Klein-, Ober- und Nieder- usw. charakterisierten gleichnamigen Dörfern oder Gütern die Rede ist, die aber mit diesen Unterscheidungsmerkmalen mindestens vor dem 15. Jahrhundert, jedenfalls noch im Mittelalter genannt werden. Zu diesen Dörfern und Gütern gehört nicht das gleichfalls im Südwesten von Oldenburg gelegene Gut Testorf, das 11 km von Oldenburg entfernt liegt, obwohl das alte Dorf

⁴³⁶⁾ Bei Levertus Nr. 290, S. 319 u. 320.

⁴³⁷⁾ Bei Levertus Nr. 609, S. 770 und 773.

Tezlavesthorp bereits 1224⁴³⁸⁾ erwähnt wird und kaum 1½ km südwestlich von dieser villa Tezlavesthorp der Meierhof Neustorf liegt, der aber nach v. Schröder erst 1800⁴³⁹⁾ angelegt worden ist.

Anders sind die Verhältnisse bei dem alten Wagirendorfe Rodelube, das in denselben Urkunden von 1224, 1229 und 1231 erwähnt wird, wie das benachbarte Tezlavesthorp. Hier liegen, durch die Grenze der Kreise Oldenburg und Plön voneinander getrennt, das Dorf Klein-Rolübbe 13, der Meierhof Groß-Rolübbe 14 km von Oldenburg entfernt. Da liegt es nahe, anzunehmen, aus Rodelube seien nach der Okkupation ein deutsches Dorf, das heutige Groß-Rolübbe und ein slawisches Dorf, das heutige Klein-Rolübbe entstanden, wenn v. Schröder mit der Behauptung recht hätte: „Klein-Rolübbe wird schon 1224 erwähnt“⁴⁴⁰⁾. Aber sowohl 1224 als 1229 und 1231 ist immer nur schlechthin von Rodelube die Rede: die Vorsilben Groß- und Klein- habe ich in keiner Urkunde auffinden können. Unter solchen Umständen hat man meines Erachtens noch kein Recht, eine Differenzierung in ein deutsches und slawisches Rodelube anzunehmen, wengleich ein solcher Vorgang auch bei Rodelube nicht unmöglich ist⁴⁴¹⁾, da jene Vorsilben oft ausgelassen werden, vgl. oben S. 169 (281), 230 (6) sowie 256 (32) und unten, S. 272 (48).

⁴³⁸⁾ Urkundensammlung I; Nr. 14, S. 456 und Nr. 15, S. 457 von 1229, woselbst die villa bald Tezlavesdorp, bald Teszlevestorp genannt wird. Auch in Nr. 16, S. 459, von 1231 ist von Tezlavesthorpe die Rede, während der Ort 1287 Teslevestorp heißt, bei Levertus Nr. 308, S. 341. — Im Jahre 1690 wird ein Sakai und Leibeigener aus dem Gute Testorf angeführt: Urkundensammlung I; Nr. 286, S. 426.

⁴³⁹⁾ N. D. II, S. 522.

⁴⁴⁰⁾ N. D. II, S. 564.

⁴⁴¹⁾ Nachdem ich aber nachträglich in einer Urkunde Herzog Ehrich von Sachsen von 1325 die Bezeichnung „villam Luteken Rodelube“ gefunden habe (Urkundensammlung II; Nr. 57, S. 63), liegt kein Grund für mich vor, hier anders vorzugehen, als im sonstigen Verlauf dieses Buches. Ich muß daher, sei es Luteken Rodelube, sei es das benachbarte Groß-Rolübbe, für eine die deutsche Okkupation überdauernde Wagirensiedlung halten. Groß-Rolübbe, wahrscheinlich das deutsche Dorf, wird nach der oben besprochenen Urkunde von 1249 schwerlich vor 1249 entstanden sein.

Im Nordwesten des Aldenburger Gaues haben sich nur geringe Spuren einer die Okkupation überdauernden slawischen Bevölkerung erhalten. Hier gab es zwei Putlos: das adlige Gut Putlose, das ursprünglich dem Reinfelder Kloster gehört haben soll, sich aber schon 1439 im Besitz der Familie Ranzau befand, und bei diesem ein zugrunde gegangenes Dorf Putlos, das noch im 15. Jahrhundert existierte⁴⁴²⁾. Von den Putloser Wagiren behaupten Dr. Meißner und ihm folgend Gloy⁴⁴³⁾, daß „die Bewohner der Putloser Heide⁴⁴⁴⁾ noch heute slawische

⁴⁴²⁾ v. Schröder II, S. 307—308.

⁴⁴³⁾ Gang der Germanisation in Ost-Holstein, Kiel 1834, S. 24 u. 37. Die von Gloy angeführten Beobachtungen Meißners befinden sich in einem Aufsatz über die Körpergröße der Wehrpflichtigen in Schleswig-Holstein in den Mittheilungen des Vereins für Anthropologie in Schleswig-Holstein, Heft IV, 1890.

⁴⁴⁴⁾ Gloy verlegt die oben erwähnte, dicht bei dem bischöflichen Alld Kakediz liegende villa Slavica in die Putloser Heide. Das ist ein Irrthum. Denn Kakediz cum uilla slauica adiacente lag nicht in dem nordwestlichen, sondern in dem südwestlichen Viertel der terra Aldenburg, südlich von der großen, breiten Niederung, welche den größten Teil der terra Aldenburg noch im Mittelalter zu einer Insel machte (vgl. oben, S. 260, Anm. 423); während Putlos nördlich von dieser Niederung liegt, kaum 1½ km von der Ostsee entfernt. Über die Putloser Heide schreibt v. Schröder: „Der Boden (scil. des Gutes Putlos) ist größtentheils lehmigt; ein Teil an der Aldenburger Scheide aber ist sandigt und heißt Putloser Heide. Das Gut besitzt die einzigen Hölzungen des Landes Aldenburg, die außer der Siggener von Erheblichkeit sind; es sind deren 2; die südlichste heißt Schassau und die nördlichste, auf dem höchsten weithin sichtbaren Punkte des Landes Aldenburg (dieser Punkt liegt in Wirklichkeit 1½ km östlich von dem Gehölz Wienberg an der Straße zwischen Georgenhof und Wandelwitz und ist 67 m hoch, 1½ km von der Küste entfernt) belegen, heißt Wienberg. Sie enthält einen Pavillon, ist von Anlagen durchzogen und man genießt von ihr die schönsten Ausichten bis nach Mecklenburg. Auf der höchsten Spitze stehen uralte Eichen zwischen bedeutenden Riesenbetten; außerdem durchkreuzen Erhöhungen und Wälle von eigentümlicher Form die Hölzung nach verschiedenen Richtungen. Ohne Zweifel war hier der in slawischer Zeit durch einen hölzernen Baum eingehegte, aus alten Eichen bestehende Hain des wendischen Götzen Prowe, in welchem jeden Dienstag Volk, Fürsten und Priester Gericht hielten und welcher in dem damals schon einzigen Walde des Landes Aldenburg lag; Bischof Gerold verbrannte die Vorrichtungen dieses Götzendienstes im Jahre 1156. — — Der Hof ist noch zum Theil alterthümlich —; er liegt freundlich in einer Niederung,

Merkmale erkennen lassen. Es ist eine kleine, braune Rasse, welche zu den großen, blonden und meist blauäugigen übrigen Oldenburgern in auffallendem Kontrast steht.“

Außer in Putlos finden sich im Nordwesten des Gaus anscheinend in Wesseel Spuren einer Wagirenbevölkerung nach der Okkupation. Graf Gerhard von Holstein spricht 1276 von villa nostra Woceke minori, in terra et parrochia Oldenburg; Graf Johannes 1329 von der villa parua Woceken terre Oldenborgh, die an anderer Stelle⁴⁴⁵⁾ als Lutke Wisseke bezeichnet wird. Da der Boden von Klein-Wesseel „von vorzüglicher Güte ist“ und Klein-Wesseel die „Fischerei und Kethgewinnung auf einem Teil des Wesseeler Sees“ besaß, während der Boden in Groß-Wesseel „theils grandigt, theils sandigt ist“, so liegt die Annahme nahe, daß das alte Wagirendorf Woceke nach der Okkupation der üblichen Differenzierung anheimfiel; daß die Sachsen sich das fruchtbare und fischreiche Wozeke minor oder parua nahmen, während den Wagiren das sandige Groß-Wesseel verblieb, bis auch dieses Dorf⁴⁴⁶⁾ gelegt wurde. Nach dem okkupierten Wozeke minor

durch welche uralte Dämme (man denkt unwillkürlich an den Ringwall zu Altlübeck, der von den Wagiren herrührt und auf allen Seiten den Sturmfluten ausgesetzt war) von außerordentlicher Höhe und Ausdehnung zu demselben hinführen und in welcher beim Hofe noch manche Überreste alter Befestigungen sichtbar sind. Der Volksfage nach soll Putlos ein Zufluchtsort des Seeräubers Störtebeker, welcher 1402 in Hamburg hingerichtet ward, gewesen sein; in dem Dorfe Cröß leben noch Leute seines Namens. — Die Volksfage beschäftigt sich noch viel mit dieser geschichtlich merkwürdigen Gegend; sie läßt auf der Putloser Haide den wilden Jäger einherziehen und weiß viel von der Räuberhöhle im Wienberg zu erzählen.“ Auch ich konnte mich dem eigenartigen Zauber der weltentlegenen Gegend zwischen Heiligenhafen und Putlos nicht entziehen, eines reich gegliederten Landstriches, von dessen ehemaliger Germanenbevölkerung noch so manches hochragende Hünengrab zeugt.

⁴⁴⁵⁾ Bei Levertus Nr. 241, S. 232, Anm. 1; vgl. Nr. 249, S. 239 von 1276 und Nr. 542, S. 678 von 1329.

⁴⁴⁶⁾ Daß Groß-Wesseel nicht immer, wie heute, nur ein Meierhof war, sondern urspr. ein Dorf, geht aus v. Schröders Beschreibung hervor, II, S. 583—584: „Groß-Wesseel war vormals ein Dorf, welches noch im 15. Jahrhundert 8 Hufen hatte; es soll auf dem Seefamp unmittelbar an der Klein-Wesseeler Scheide gelegen haben und an der Stelle des jetzigen Hofes nur eine Schäferei gewesen sein.“

aber nannte sich ein Adelsgeschlecht, das unter dem Namen Wotzeke, Wzeke, Wutzke, Wusseke, Wasceke⁴⁴⁷⁾ und Woszeke⁴⁴⁸⁾ vorkommt. Demnach scheint die Differenzierung von Wozeke in Klein- und Groß-Besseek zwischen 1249—1276 stattgefunden zu haben.

Auch im nordöstlichen Viertel der terra Aldenburg haben sich nur zwei Spuren von die Okkupation überdauernden Wagirensiedlungen erhalten: in Brode und der Stadt Heiligenhafen. Brode tritt uns schon bei seinem ersten Vorkommen in der geschichtlichen Überlieferung in der noch heute üblichen Namenform Brode entgegen, 1249. Schon damals heißen zwei nur 3 km voneinander getrennte Dörfer Brode: *exceptis duabus villis quarum utraque vocatur Brode*. Auch 128.. ist von *vtraque Brode* die Rede, ebenso 1288. in *nostris villis brode et brode*⁴⁴⁹⁾. Aber noch im 13. Jahrhundert, allerdings erst 1299, findet sich die Bezeichnung: Größer und Kleiner Brode. Es wird Erwähnung getan *villarum Majoris Brodhe et Minoris Brodhe*, ebenso 1329 der *Ecclesia in maiori Brodhe*. Von Großen-Brode ist zum ersten Male 1335 die Rede: dieselbe Ortschaft wird in der gleichen Urkunde alternierend als *in brode magno*⁴⁵⁰⁾ und einfach als *in brode* bezeichnet. Ein neuer Beweis, daß die Bezeichnungen Dudeschen und Wendeschen, Alt und Neu, Groß und Klein usw. oft ausgelassen werden, so daß man aus dem Umstande, daß ein Ortsname ohne diese Vorsilben genannt wird, keineswegs schließen darf, daß diese Vorsilben nicht vorhanden sind. So wie 1335 ist auch 1314 und 1340 nur von *de brode* oder von *in Brode* die Rede⁴⁵¹⁾. Die Kirche wird fast immer ohne Zusatz, kurz als *ecclesia*

⁴⁴⁷⁾ Urkundenammlung II, S. 675.

⁴⁴⁸⁾ Bei Haffe III, S. 728. Übrigens darf unser Wozeke oder Wotzeke nicht mit Wotzeze verwechselt werden, dem lauenburgischen im Kirchspiel Pötrau gelegenen Polabendorfe Witzeeze.

⁴⁴⁹⁾ Bei Levertus Nr. 103, S. 96 von 1249; — Nr. 288, S. 305 u. 306 von 128..; — Nr. 310, S. 342 von 1288.

⁴⁵⁰⁾ Bei Levertus Nr. 357, S. 420 von 1299; — Nr. 548, S. 688 von 1329; — Nr. 609, S. 770 von 1335.

⁴⁵¹⁾ Bei Levertus Nr. 609, S. 773 von 1335; — Nr. 451, S. 551 von 1314; — Nr. 644, S. 820 und S. 819, Ann. von 1340.

Brude, bezeichnet, so 1259 und 1276, einmal als Ecclesia in Brodis, 1336⁴⁵²), nur 1329 als Ecclesia in maiori Brodhe. Daß von diesen beiden Dörfern Großenbrode noch lange, man darf wohl sagen, sehr lange von Wagiren bewohnt gewesen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Nach v. Schröder wird sein Name „von dem wendischen Worte Brode (Fähre) abgeleitet.“ So war Großenbrode das ursprüngliche Wagirendorf, denn Lütjenbrode liegt im Binnenlande, weder am Meer, noch an einem See oder irgendeinem Wasserlauf, so daß in Lütjenbrode niemals von einer Fähre hat die Rede sein können, zumal das Dorf und seine Gemarkung ziemlich hoch liegen. „Der Boden“ von Lütjenbrode „ist ein guter Weizenboden“, dagegen sind „die Wiesen“ von Großenbrode „nicht besonders gut, weil sie oft von der Dstsee überschwemmt werden“. Großenbrode liegt unmittelbar an einer tief ins Land eingreifenden Einbuchtung des Fehmarn-Sundes, wenn auch die Fähre nach Fehmarn, wenigstens heute und wohl schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, noch 3 km nördlich von der Großenbroder Kirche entfernt liegt. Durch seine abgesonderte Lage in der äußersten Nordostecke Wagriens war Großenbrode länger als alle andern Ortschaften des Landes vor der Germanisierung geschützt, und so erweist sich seine Bauart noch heute als völlig abweichend von allen andern Siedlungen Wagriens. Ich bin wiederholt in Großenbrode gewesen, habe die ganze Umgegend durchstreift und mich von der eigenartigen Bauweise Großenbrodes, die heute leider schon durch Neubauten entstellt und gestört ist, überzeugen können. Während Lütjenbrode nach meiner Ansicht noch die Reste eines gewöhnlichen slawischen Rundlings erkennen läßt — vielleicht waren die immerhin 3 km voneinander getrennten duae villae von 1249, quarum

⁴⁵²) v. Schröder übersieht, wenn er behauptet, die Kirche würde 1286 zuerst erwähnt (I, S. 439), die beiden ältesten Kirchenverzeichnisse der Lübecker Diözese von 1259 und 1276. Die drei zitierten Stellen finden sich bei Leverkus Nr. 142, S. 131; — Nr. 253, S. 244; — Nr. 613, S. 778 von 1336. Beachtenswert ist die Pluralform „in Brodis“ für die beiden Brode. Sie erinnert an die oben, Teil I, S. 166—167 dieser Arbeit (= Bd. XII, S. 278—279 dieser Ztschr.) erwähnte Pluralform Berclae für die beiden Barniß in der Urkunde von 1238.

utraque vocatur Brode, ausnahmsweise beide slawisch⁴⁵³), da Lütjenbrode unter den sechs deutschen Dörfern des Landes Aldenburg von 1249 nicht genannt wird —, weist Großenbrode einen völlig abweichenden Typus auf, den schon v. Schröder, wenn auch das eigentlich Charakteristische, den oblongen, in zwei parallelen Längsreihen von Süden nach Norden verlaufenden Grundriß des Dorfes nicht genügend kennzeichnend, folgendermaßen charakterisiert⁴⁵⁴): „Großenbrode ist eigenthümlich und im Styl der fehmarischen Dörfer gebaut; die Häuser liegen reihenförmig besonders um einen im Süden des Dorfes gelegenen großen Platz, Sollsöwer genannt, 2 ehemals wie in den fehmarischen Dörfern mit Thoren versehene Dorfsausgänge heißen Mühlethor und Schnorsthör; auch die Bauart mancher Häuser ist ursprünglich

⁴⁵³) Daß hier zwei gleichnamige Nachbardörfer beide slawischen Ursprung haben konnten, möchte ich auf die geographische Lage zurückführen. Bei seiner tiefen, kaum über den Spiegel der Ostsee emporreichenden Lage ist Großenbrode in hohem Grade den Sturmfluten ausgesetzt. Bei einer solchen mochte der Ort zerstört worden sein, so daß sich die erschreckten Einwohner in höherer Lage auf dem guten Weizenboden von Lütjenbrode angesiedelt haben mögen, vielleicht ist damals die zwar flache, aber tief ins Land eingreifende, winklereiche Einbuchtung in die Dorfgemarkung gerissen worden, welche Großenbrode zur Insel zu machen drohte, ja vorübergehend wahrscheinlich wirklich gemacht hat, zumal ihr im Süden genau gegenüberliegt die nicht minder winklereiche Einbuchtung des Binnensees. Der ganz flache Isthmus zwischen diesen beiden von Süden und Norden ins Land eindringenden Einbuchtungen, der Großenbrode mit Lütjenbrode verbindet, ist nur 800 m breit und wird außerdem von einem kleinen Bache durchflossen, der in die beiden Einbuchtungen mündet, der Rest eines Grabens oder eine Art von Bifurkation! Nachdem Großenbrode wieder landfest geworden war, sind dann die Bewohner Lütjenbrodes, vielleicht nur zum Teil, wieder in die alte Heimat zurückgekehrt, in der sie so leicht der beliebten und bequemen Beschäftigung des Fischfanges nachgehen konnten. Erwähnt doch v. Schröder (a. D. I, S. 438—440), daß die Einwohner Großenbrodes teilweise noch heute „sich von der Fischerei in der Ostsee und vom Fang des Tauchers“ ernähren! „Der Taucherfang ist hier oft sehr ergiebig.“ Selbstverständlich erhebt der hier gegebene Versuch, die Existenz von zwei benachbarten Slawendörfern gleichen Namens geographisch zu erklären, nicht den Anspruch, als Tatsache oder Beweis zu gelten: er will nichts als nur eine Hypothese sein.

⁴⁵⁴) A. D. I, S. 439, vgl. S. II, S. 115.

die fehmarische mit den Wirthschaftsräumen auf der einen Seite der Diele, den Stuben auf der andern und einen Saal im Hintergrunde. An den Häusern und andern Gegenständen findet man noch vielfach die alten Hausmarken. — Eine sehr große Steinsetzung von über 300 Fuß Länge nördlich vom Dorfe wird Königsstraße genannt.“ Auch Gloy, der Großenbrode gleichfalls für ein „Slavendorf“, Gütjenbrode für ein deutsches Dorf hält, letzteres allerdings ohne Angabe von Gründen, nennt Großenbrode ein „ganz ausgeprägtes Beispiel“ des fehmarischen Dorstypus, als dessen Charakteristika er ähnlich wie v. Schröder den „geräumigen, rechteckigen Dorfplatz in der Mitte“ und den Umstand anführt, daß „alle fehmarischen Dörfer — geschlossen waren“⁴⁵⁵).

Da, wo heute die wagrische Seestadt Heiligenhafen liegt, finden wir in der mehrfach zitierten Urkunde von 1249 zwei der sechs deutschen Dörfer im Albenburger Gau: Helerickendorp und Tulendorp, nach dem heute noch eine der elf Straßen der Stadt: Thulboden heißt. Schon dreizehn Jahre später begegnen wir in einer Urkunde als Zeugen dem plebanus Johannes de hilghenhauē⁴⁵⁶). Das ist wohl der Grund, weshalb v. Schröder sagt: „Die Kirche der Stadt wird zuerst 1262 erwähnt.“ Daß nicht die Kirche selbst, sondern nur ein plebanus von Heiligenhafen erwähnt wird, ist nebensächlich, allein v. Schröder übersieht auch hier die beiden alten Kirchenverzeichnisse der Lübecker Diözese, die allerdings erst ein Jahr nach der zweiten Auflage seiner Topographie durch Levertus veröffentlicht wurden. Ihnen zufolge gab es bereits 1259 und 1276 eine Kirche zu Hilgenhauē bzw. Hilgenhauene. Demnach ist die Stadt Heiligenhafen an der Stelle der deutschen Dörfer oder wohl richtiger aus den deutschen Dörfern Helerickendorp und Tulendorp zwischen 1249—1259 entstanden. Scharfsinnig hat v. Schröder den wirklichen Sachverhalt geahnt, wenn er schreibt: „Die Kirche — ist ohne Zweifel in den Jahren 1250—1260 erbaut“; wenn er dagegen behauptet, die Stadt sei „ohne Zweifel planmäßig durch Colonisation in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet“, so hätte er

⁴⁵⁵) A. D. S. 20 und S. 5, Anm. 1 sowie S. 36.

⁴⁵⁶) Bei Levertus Nr. 103, S. 96 von 1249; — Nr. 152, S. 144 von 1262; — Nr. 142, S. 131 von 1259; — Nr. 253, S. 244 von 1276.

richtiger sagen müssen: im Anfang der zweiten Hälfte. Ganz absonderliche Gedanken vertritt Alfred Lange: an der Stelle von Heiligenhafen habe ursprünglich — Oldenburg gelegen; einen geschichtlichen Grund weiß Lange für die Berechtigung seiner Hypothese nicht anzuführen⁴⁵⁷⁾.

Allerdings gibt es eine Quellenachricht, derzufolge Heiligenhafen älter sein müßte. Die Chronik der norteländischen Sassen, die nach Lappenberg etwa 1448 von einem Hamburger Rechtsgelehrten verfaßt und in den folgenden 35 Jahren „sehr gelegentlich mit Zusätzen versehen“ wurde⁴⁵⁸⁾, bringt zu dem Zuge Heinrichs von Badewide von 1138 einige Angaben, die sich bei Helmold nicht finden:

1. der Winter von 1138 auf 1139 sei so hart gewesen: „dat me konde theen auer alle see, alle more unde auer alle broke“;
2. das Heer Heinrichs habe auch aus Dithmarschen bestanden;
3. die Verwüstungen Heinrichs hätten sich bis zu dem Fehmarnsunde: „wente up den Uemersunt“ erstreckt;
4. die Bewohner Wagriens hätten „alle“ ihr Land verlassen, wer nicht weggelaufen sei, sei erschlagen worden;
5. auf dem in Heinrichs Abwesenheit, von der die Chronik nichts weiß, unternommenen Zuge von 1139 hätten die Holzaten die Stadt Oldenburg verwüstet;
6. während nach Helmolds Angaben Heinrich allen Burgen aus dem Wege ging, berichtet die Chronik von den Mannen Heinrichs: „Se bestormeden ok mechtichliken de borge unde sloten.“

Auffallender ist die Nachricht von einer Wendenschlacht⁴⁵⁹⁾, in der Heinrich „ein grot here der Wende bi der Hilligenhauen“

⁴⁵⁷⁾ Wattenbach zitiert diese merkwürdige Ansicht in seiner Übersetzung Arnolds v. Lübeck, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Auflage, Leipzig 1896, S. XII. Daß Krabbo, weil er von der geographischen Bedeutung und der Geschichte des Oldenburger Grabens offenbar nichts weiß, gleichfalls Arnolds Angaben über die Lage Oldenburgs als falsch hinstellt, ist oben, S. 260 (36), Anm. 423 angedeutet worden.

⁴⁵⁸⁾ Quellsammlung der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. für vaterländ. Gesch., Kiel 1865, Bd. III, S. XXIV. Die der Chronik entnommenen Stellen finden sich S. 75—78.

⁴⁵⁹⁾ Vielleicht hat Giesebrecht diese Schlacht bei Heiligenhafen im Auge gehabt, wenn er behauptet, Badewide habe 1138 die Wagiren „in einem großen Treffen besiegt“, vgl. Teil I, S. 29, Anm. 23 dieser Arbeit (= Bd. XII, S. 141—142 dieser Ztschr.).

geschlagen haben soll. Zunächst hätten die Wenden gesiegt: „dat de Holsten unde Stormeren weren uorschuchtert. Men de können Ditmarschen helden sik tohope manliken unde uorslogen de Wende altomale.“ Die kühnen Dithmarscher Helden hätten so mannhaft gestritten, daß Heinrich von Badewide sie von allen Steuern und Abgaben los und ledig gesprochen habe. Demnach müßte Heiligenhafen schon 1138 existiert haben. ✓

Allein die ganze Nachricht steht in Widerspruch zu Helmolds, des Zeitgenossen, klarem Berichte. Die Schlacht von Heiligenhafen, von der auch die dänischen Quellen nichts wissen, ist offenbar völlig apokryph wie auch die übrigen sechs Zusätze der Chronik zu Helmold. Einen ersten Hinweis auf die Quelle der Chronik glaube ich in der Nachricht von dem harten Winter des Jahres 1138 erkennen zu dürfen, in dem die Mannen Heinrichs über alle Moore und über jedes Bruch ziehen konnten. Von Bruch und Moor weist die anmutige, hügelige Endmoränenlandschaft Wagriens so gut wie nichts auf: will man diese Landschaftsformen in Nordalbingien so ausgedehnt finden, daß sie die Physiognomie der Landschaft beeinflussen, dann sieht man sich nach den um diese Zeit noch nicht eingedeichten Marschen hingewiesen. Noch sicherer weist nach Dithmarschen die Nachricht von dem Geldentum, durch welches in der Schlacht bei Heiligenhafen die Dithmarschen ihre Landsleute aus Holstein und Stormarn so glänzend übertroffen haben, „dat Hinrik uan Bardewik (sic!) se quit unde los gaf uan aller schattinge.“ Hier tritt der sagenhafte Charakter der Nachricht deutlich genug zutage! Ich glaube, als Quelle dieser zweifellos apokryphen, aber interessanten und beachtenswerten Nachricht das dithmarsische Volkslied annehmen zu dürfen. Daß diese Schlacht lediglich ein Produkt der mündlichen Tradition ist, Heiligenhafen also 1138 noch nicht existiert hat, geht auch daraus hervor, daß gerade die alten Handschriften der Chronik, die Handschriften A und B, von der Schlacht bei Heiligenhafen nichts wissen. Diese merkwürdige, sagenhafte Erzählung findet sich erst in der Handschrift C, die von dem Dithmarschen Witte Johan Russe aus der Zeit um 1550 herrührt⁴⁶⁰), und die der

⁴⁶⁰) Lappenberg, a. D. S. XV.

ersten Herausgabe der Chronik, der von Michelsen aus dem Jahre 1829, zugrunde gelegt worden ist. Aus dieser Ruffeschen Handschrift C sind die Handschriften D und E geflossen, welche die Angaben über die Heiligenhafener Schlacht enthalten wie C. Endlich findet sich die Schlacht „Bi der Hilligen hauen“ noch in der Handschrift F in etwas abweichender Gestalt geschildert. Während „C, D, E — den Patriotismus eines dithmarsischen Schreibers — erkennen“ lassen⁴⁶¹⁾, hat der Handschrift F, die 1544 entstanden ist, nicht der Ruffesche Text vorgelegen, sondern „eine ältere und bessere, freilich bereits durch Ausschmückung zum Ruhme der Dithmarschen vermehrte Handschrift“⁴⁶²⁾. Die Schlacht bei Heiligenhafen dürfte also ein Produkt dithmarsischer Tradition und Sagenbildung sein.

Im übrigen trifft v. Schröder offenbar auch hier das Richtige: „Die Thatfache, daß ein großer Theil der holsteinischen Städte — ehemals durch systematische Anlage gegründet und sofort wahrscheinlich, wenigstens zum Theil mit fremden Colonisten bevölkert worden ist, ist uns von unsern gewöhnlichen historischen Quellen nicht überliefert und nur auf topographischem Wege zu ermitteln, ist aber nichtsdestoweniger unzweifelhaft“. v. Schröder sagt nun: Oldenburg, Lütjenburg, Plön, Oldesloe seien zwar älter — auch Gutin, Süsel, Faldera, Rezena, Dargun, Lübbice, Bosau u. a. m. hätten hier genannt werden müssen — fährt dann aber fort: „Dagegen war die Stadt Heiligenhafen damals schwerlich (richtiger: nicht) vorhanden —. Erst 1262 wird die Stadt erwähnt (viel-

⁴⁶¹⁾ Lappenberg, a. D. S. 77 g und S. XIX.

⁴⁶²⁾ Lappenberg, a. D. S. XVIII. Für Lappenbergs Ansicht, daß die Chronik nicht von einem Geislichen, sondern von einem Rechtskundigen herrühre, möchte ich noch die folgende Wahrnehmung geltend machen, die allerdings mehr Interesse am Recht als Wissen über das Recht verrät. Der Verfasser der Chronik läßt sich anlässlich der Okkupation Wagriens von 1143 über die Entstehung des Holsten-, Holländer- und des Wendenrechtes aus. Er erzählt, daß Adolf II. bei der Besiedelung Wagriens die Holzaten bevorzugt und ihnen „ere Holstenrecht“ erteilt habe. „De uan buten quemen, den wart gegeuen dat Hollemesche recht. Etlike erlike Wende, dat gude cristen hadden gewest, de quemen hemeliken wedder, unde se worden wedder togelaten; se buweden ere dorpe woder, unde helden dat wendescher recht.“ (A. D. S. 81—82.)

mehr der plebanus de hilghenhauene) und ihre planmäßige Anlage läßt an einem künstlichen, systematischen Aufbau keinen Zweifel. Ganz ebenso lag an der Stelle von Neustadt in der slawischen Zeit noch kein Ort, — — ihr Name sowie ihr regelmäßiger Bau zeigt ebenfalls unzweifelhaft eine planmäßige Gründung⁴⁶³). Demnach ist Heiligenhafen ebenso eine Kolonistenstadt wie das außerhalb Wagriens gelegene Lübeck, nur daß Lübeck etwa 110 Jahre älter ist als Heiligenhafen. — War mithin Heiligenhafen wie Lübeck eine von deutschen Kolonisten gegründete Stadt, so kann es dem wagrigen Seehafen trotzdem ebensowenig an einer wendischen Bevölkerungsjicht gefehlt haben wie Lübeck⁴⁶⁴), da beide Städte, wenn auch deutschen Ursprungs, doch ringsum von Wenden umgeben und — wenigstens anfänglich — auf den Verkehr und Handel mit den Umwohnern angewiesen waren. Diese Mischung mit slawischen Bevölkerungselementen, die man lediglich aus den geographischen Verhältnissen als eine Notwendigkeit folgern kann, wird auch durch geschichtliche Tatsachen als wirklich vorhanden nachgewiesen, so daß wir auch hier Wagiren die Okkupation überdauern sehen, und zwar mindestens bis ins 14. Jahrhundert, als historisch bezeugte Einwohner der Stadt, die erst zwischen 1249—1259 gegründet⁴⁶⁵) worden ist. v. Schröder teilt

⁴⁶³) v. Schröder, a. D. I, S. 9 u. S. 304—307. Allerdings sind Neustadt, Riel, Heiligenhafen die drei einzigen Städte, die v. Schröder als Beispiele einer künstlichen Gründung in Wagrien anführen kann. Wenn er behauptet, „ein großer Teil“ der holsteinischen Städte sei durch systematische Anlage gegründet worden, so hat diese seine Behauptung demnach für Wagrien nicht Gültigkeit.

⁴⁶⁴) Vgl. oben, S. 108—139 (Bd. XII, S. 220—251).

⁴⁶⁵) Im Jahre 1293 geben die drei holsteinischen Grafen ihren lehns-herrlichen Konsens zum Verkauf der villa Kusekestorpe durch die Familie de Kuren an das St. Johannis-Kloster zu Lübeck; der villa, welche die Kuren „in feodo tenebant, in terra oldenborg et in parrochia hilgenhauene sitam“ (U.-B. der Stadt Lübeck I; Nr. 607, S. 548). Sieben Jahre später wird, wie schon 1262, ein „pleban to der hilghenhauene“ erwähnt (bei Haffe II; Nr. 951, S. 398); um dasselbe Jahr 1300 bitten der Aduocatus ceterique consules in Hellegenhauen den Lübecker Rat um einen Dispens (U.-B. der Stadt Lübeck I; Nr. 749, S. 679). Es gab also um 1300 einen Vogt und Ratmänner zu Heiligenhafen: die älteste urkundliche Nachricht, in der uns der Ort nicht nur als Sitz einer Parochie, sondern wirklich als

mit: „Ein auch hier anfangs gebliebenes ehemaliges wendisches Element bezeugt der Name der ehemaligen großen und kleinen Wendtstraße, welche 1660 abgebrannt und nicht wieder erbaut sind.“ Allein v. Schröder irrt sich: wenigstens eine Wendtstraße ist noch heute vorhanden.

Stadt entgegentritt. Im folgenden Jahre wird zum dritten Male ein Plebanus in Hilgenhaven erwähnt (bei Haffe III; Nr. 13, S. 5) und erst 1305 werden den opidani siue conciuus in hilghenhauene vom Grafen Gerhard die Freiheiten bestätigt, die sie a progenitoribus des Grafen haben (bei Haffe III; Nr. 99, S. 54). Auch das lübische Recht wird den Heiligenhafenern in dieser Urkunde gewährt. Wenn v. Schröder behauptet: „Das lübische Recht ist nach der ältesten vorhandenen Bestätigungsurkunde von 1305 der Stadt gleichfalls zuerst um die Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts verliehen“ und Gloy ihm nachschreibt, diese Mitteilung noch etwas verstärkend: „1262 wird die Kirche des Ortes zuerst genannt, und um ungefähr dieselbe Zeit soll er das lübische Recht erhalten haben, welches ihm 1305 bestätigt wird“, so entsprechen diese Behauptungen nicht dem Tenor der Urkunde: „Contacuumus eciam eosdem conciuus per presentes litteras habere Jus lubecense in suis sentenciis et querimoniis incusando et de quolibet defendendo.“ Vielmehr scheint aus der Wendung „per presentes litteras habere“ hervorzugehen, daß Heiligenhafen das lübische Recht nicht besaß, sondern erst 1305 erhielt. Ebenso geht aber aus der Wendung: „ut opidani — ea vtantur libertate et donacione in Jure ipsorum prout a nostris progenitoribus habent et hactenus habuerunt“ hervor, daß Heiligenhafen 1305 schon längere Zeit Stadt war, wenn es auch das lübische Recht erst 1305 erhielt. Jedenfalls widersprechen die Ergebnisse dieser Untersuchung nicht dem früheren Ergebnis, daß Heiligenhafen zu Beginn der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet wurde. Bei Neustadt, das, wie wir oben sahen (vgl. S. 227—229), um dieselbe Zeit wie Heiligenhafen, etwa 6—15 Jahre früher, 1244, gegründet worden ist, liegt die Sache etwas anders. Dort wird das lübische Recht 1293 nicht erteilt, sondern bestätigt: „libertatem Juris Lubecensis a praedecessoribus nostris seu progenitoribus ipsis datam nos favorabiliter confirmando et donando,“ während es für Heiligenhafen 1305 heißt: „contacuumus eciam eosdem conciuus per presentes litteras habere Jus lubecense,“ eine Verschiedenheit der Fassung, die so groß ist, daß auch aus der Vergleichung beider Fassungen hervorgeht: Heiligenhafen wurde das lübische Recht 1305 erst verliehen, Neustadt dagegen 1293 als von den Vorfahren des damaligen Grafen schon verliehen bestätigt, so daß es nicht unmöglich erscheint, daß Neustadt gleich bei seiner Gründung das lübische Recht erhalten hat, trotzdem Haffe die entsprechende, tatsächlich vorhandene Notiz für apokryph hält: „— — da ward de Nyge Crempe, anders geheten Nyestad, darna gebuwet, na der

Auch im Osten Oldenburgs lassen sich zwei ehemalige Wagirenansiedlungen nachweisen. Noch im 15. Jahrhundert ist hier ein von Wagiren bewohntes Dorf vorhanden, das 6 ½ km von Oldenburg entfernte Dorf Quals, welches in den Urkunden unter dem Namen Qualitze, Qualizke, Qualseke und Qualtze vorkommt. Nach v. Schröder⁴⁶⁶⁾ gab es hier im Anfange des 15. Jahrhunderts 13 flawische Hufen. Hier glaube ich auch einige Namen der alten Wagirenbevölkerung nachweisen zu können. In einer Urkunde von 1340⁴⁶⁷⁾ ist von 13 Hufen in der villa Qualseke die Rede, sita in parrochia Oldenborch, wohl von denselben 13 Hufen, die v. Schröder für das 15. Jahrhundert erwähnt. Dann heißt es: „Quos quidem mansos colunt Blisette unum mansum, — — Johannes Kankasensone unum mansum — — Nicolaus wordemitze unum mansum — — Nicolaus letzeke unum quartale — — Hinceke slatteken-

Bordt Christi unses leven Herrn 1244. — — Do tho Hand gaff Greve gherdt erbenomet den Inwonern sinen Breef, dat se und alle ere Nakomelinge hyr Börgern mögten hebben lübsch Kayserrecht, — welke besegelde Breef noch ligd by dessem Rade.“ Leider gibt Hassé die Gründe nicht an, aus denen er diese sich so bestimmt gebende Nachricht von 1244, die zu dem Texte der Urkunde von 1293 aufs beste paßt, für apokryph hält. (I; Nr. 643, S. 287—288; vgl. oben, S. 229, Anm. 343).

Bemerkenswert ist der Umstand, daß die drei benachbarten Seestädte Lübeck, Neustadt und Heiligenhafen auf dieselbe Weise: als künstliche, systematische Gründungen, als Kolonistenstädte entstanden sind, Lübeck 1143, Neustadt 1244, Heiligenhafen zwischen 1249—1259, rund um 1250. Bei Lübeck und Neustadt wird uns auch der Name des Fürsten überliefert, durch dessen Willen die Neugründung erfolgte: Adolfs II. und des Grafen Gerhard von Holstein. Da aber Gerhard 1244 erst 12 Jahre alt war, wird man als den eigentlichen Gründer den wohl 1261 verstorbenen Adolf IV. ansehen müssen.

Die ältesten Namenformen Heiligenhafens sind folgende: 1259 Hilgenhaue, 1262 hilghenhauene, 1276 Hilgenhauene, 1293 hileghenhauene, 1300 to der hilghenhauene, um 1300 Hellegenhauen, 1301 Hilgenhaven, 1305 hilghenhauene, 1314 sanctus portus. (Letztere Form bei Leverkus Nr. 451, S. 551), 1322 helgenhafn (dänisch, bei Hassé III; Nr. 473, S. 262), 1327 Hilligehavene (bei Hassé III; Nr. 607, S. 340) und Hilgehaven usw.

⁴⁶⁶⁾ A. D. II, S. 309. Von dem gleichfalls in der terra Aldenburgensis gelegenen Dorfe Quaal hat die Familie v. Qualen ihren Ursprung, die, wie ich unten, S. 341—342 (117—118), nachgewiesen habe, zum alten Wagirenadel gehörte.

⁴⁶⁷⁾ Bei Leverkus Nr. 643, S. 814.

sone unum mansum.“ Dies Quals lag ebenso wie Aldenburg maritima an dem breiten Meeresarm, der einst den Nordosten der terra Aldenburgensis zur Insel machte, also in der bei den Wagiren beliebten Tief- und Wasserlage.

Einen guten Kilometer nördlich von Quals verzeichnet die Generalstabkarte die „Sklavenkathē“, in deren Nähe eine Koppel Dörpstedt oder Dorfsfeld⁴⁶⁸⁾ heißt, an der also die Erinnerung an das heute untergegangene, unbefannte Dorf haftet, von welchem die Sklavenkathē wohl den Rest bildet. Auch der noch erhaltene Flurname „Sklavenkamp“ erinnert an diese Wagirensiedlung. Heute gehört die Sklavenkathē zu Christiansthal, einem Meierhof des Gutes Quarz im Kirchspiel Oldenburg.

Für das südöstliche Viertel der terra Aldenburg vermag ich nur eine einzige Spur zu finden, die man vielleicht als ein Zeugnis für die Existenz von Wagiren nach der Okkupation verwerten könnte. Gerade 13 km südöstlich von Oldenburg lag ein Ort, der in der geschichtlichen Überlieferung zum ersten Male 1231 auftaucht als locus, qui ante Licimeresthorp nunc autem Sconevelde dicitur. Sechs Jahre später heißt der Ort in zwei Urkunden Sycima, 1238 Sicima und später in einer großen Anzahl von Urkunden seit 1245: Cicimer, Cicemer, Scicimer, Citzemer, Scycimaria, Sicimer, Cissemere, Cyscemaria, Cicemar usw.⁴⁶⁹⁾. Es scheint demnach, als ob es in der ältesten Urkunde Cicimeresthorp statt Licimeresthorp heißen mußte. Hieraus ergibt sich, daß der Ort ursprünglich slawisch war, aber bereits 1231 von deutschen Ansiedlern besetzt worden war, die den alten slawischen Namen durch den deutschen Namen Sconevelde zu verdrängen suchten. Merkwürdigerweise mußte sich aber der Wagirennamen zu behaupten. Den Namen Sconevelde vermag ich mit Sicherheit nur noch einmal, 1253, nachzuweisen, vielleicht noch 1237 und 1267: an seine Stelle⁴⁷⁰⁾ ist Sycima, also wieder der alte Wagiren-

⁴⁶⁸⁾ v. Schröder, a. D. I, S. 290.

⁴⁶⁹⁾ Urkundensammlung I; Nr. 16, S. 458 von 1231; — I; Nr. 34, S. 40 von 1237; — I; Nr. 18, S. 460 von 1237; — I; Nr. 19, S. 461 von 1238; — Leberfus Nr. 91, S. 88; — U. B. der Stadt Lübeck Bd. I; Nr. 104—106, S. 103 ff. usw.

⁴⁷⁰⁾ In einer Urkunde von 1253 wird Johannes, abbas in Schonevelde genannt. Nicht so sicher, wenn auch in hohem Grade wahrscheinlich, ist

name getreten, aus dem sich die heutige Namenform Cismar entwickelt hat. Nach Cismar wurden die Mönche des St. Johannisklosters in Lübeck versetzt, wie Erzbischof Gerhard von Bremen 1231 beurfundet, doch finden wir sie erst 18 Jahre später in Cismar wirklich ansässig⁴⁷¹⁾. Wie gut sich in der Cismarer Gegend die slawischen Namen erhalten hatten, geht namentlich aus einer Urkunde von 1301⁴⁷²⁾ hervor. — Scheint schon der Reichtum an slawischen geographischen Bezeichnungen, die sich bis ins 14. Jahrhundert erhalten haben, ferner die Verdrängung des von 1231—1267 nachweisbaren deutschen Ortsnamens Sconevelde durch das wagirische Cicimer dafür zu sprechen, daß die Wagiren in Cismar die dort offenbar erst im 13. Jahrhundert einsetzende deutsche Okkupation überdauert haben, so werde ich in dieser Ansicht bestärkt durch eine Urkunde von 1314, die ein Verzeichnis der Geldbeiträge enthält, welche von der Geistlichkeit des Bistums Lübeck für einen vom Papste Clemens V. ausgeschriebenen Zehnten eingegangen sind. Da erfahren wir, daß der Abt und der Convent des Klosters Cismar Decem marcas lubicensium et Decem marcas slauicalium denariorum abgeliefert haben⁴⁷³⁾.

§ 11. In der terra Lutilenburgensis sowie in der Propstei und Kiel.

Im südwestlichen Viertel des Gaues Lütjenburg⁴⁷⁴⁾ liegt 8 km südwestlich von Lütjenburg das schöne adlige Gut Rantzau, da, wo ehemals das Wagirendorf Wendischen-Rantzowe an der

es, daß auch der 1237 und 1267 als Zeuge erwähnte Arnoldus de Sconevelde nach Cismar gehört. Vgl. Urkundensammlung I; Nr. 63, S. 67 von 1253; — II; Nr. 2, S. 572 von 1237; — II; Nr. 3, S. 573 von 1267.

⁴⁷¹⁾ v. Schröder, I, S. 291—295.

⁴⁷²⁾ Urkundensammlung II; Nr. 2, S. 2. Abgesehen von dem Dorf Moresse und dem campus (?) Maselowe sind namentlich die Gewässer erwähnenswert: der rivus, qui dicitur Clodevice; der rivus, qui dicitur Galtnice; der rivus Stronus. Schon in den Urkunden von 1237 wird der rivus, qui Grobenezze dicitur, namhaft gemacht.

⁴⁷³⁾ Bei Leverfus Nr. 451, S. 550.

⁴⁷⁴⁾ Die Bezeichnungen terra, provincia usw., aus denen hervorgeht, daß der Lütjenburger Distrikt in slawischer Zeit einen besonderen Gau,

Ruffau stand, das nach v. Schröder noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts erwähnt wird. Da 2 km nördlich vom Gute das 6 km von Lütjenburg entfernte Dorf Ranzau liegt, das früher Dudeschen-Rantzove hieß, so scheint auch hier einer der zahlreichen Differenzierungsvorgänge stattgefunden zu haben, die in Wagrien nach der Okkupation schon so oft nachgewiesen werden konnten⁴⁷⁵).

13 km westlich von Lütjenburg, 15 km nördlich von Plön, so daß man das Dorf mit mehr Recht zur terra Lutilenburgensis

eine Zupanie bildete, sind bereits oben (S. 243 [19]; vgl. auch unten, S. 288 [64]) nachgewiesen worden, ebenso wie die Lage und ungefähre Umgrenzung dieses Gauß (S. 247 [23], 259 [35] u. 288 [64]). Auch der Umstand, daß die Grafen von Holstein und Wagrien in diesem Distrikte Bögte besaßen, spricht dafür, daß die terra Lutilenburgensis, wie sie bei Helmold I, 56 (bei Schmeidler S. 109, 29) und I, 57 (bei Schmeidler S. 112, 8—9) heißt, zu den alten Gauen oder Zupanien Wagriens gehörte. Mit der Advokatie in diesem Gau ist 1197 Waltherus, aduocatus de luttelenburg betraut, derselbe, der 1200 unter dem Namen Walbertus de luttikenburg erscheint (bei Leverfus Nr. 18, S. 22 und Nr. 20, S. 26) und 1201 als Walterus de Luttekenburg (ib., Nr. 21, S. 28). Die terra Lutilenburg oder Lutilenburgensis Helmolds kehrt in den Urkunden wieder:

- 1163 als provincia in lutelinburg (bei Leverfus Nr. 4, S. 5),
- 1164 als provincia in luttelinburch (bei Leverfus Nr. 5, S. 7),
- 1164 als tota provincia inluttelinburch (bei Leverfus Nr. 6, S. 9),
- 1197 als in luttekenburg: villa bunentorp in l. (bei Leverfus Nr. 18, S. 21);
- 1263 wird unter den prouintiis diejenige de luttekenburg genannt (ib.; Nr. 160, S. 153);
- 128. wird unter den prouincie diejenige de luttikenburg genannt (ib.; Nr. 288, S. 304);
- 1284 wird der census et decimatio totius prouincie in lutkenburg erwähnt (ib.; Nr. 290, S. 317).

⁴⁷⁵) Die von Schröder angeführten Namensformen Wendischen- und Dudeschen-Rantzove, an deren Existenz nicht gezweifelt werden kann, sind in den vier Urkundenwerken von Schleswig-Holstein, Lübeck, von Haffe und Leverfus nicht nachweisbar. Dem Ortsnamen Rantzouwe begegne ich erst 1470: Damals ist von dem „hove unde molen to Rantzouwe“ die Rede (Urkundensammlung IV; Nr. 352, S. 448), dagegen von dem mächtigen Abelsgeschlechte, das nach diesem Besitz seinen Namen trägt, bereits 1226. Damals erscheint in der Gründungsurkunde des Klosters Freetz von Adolf IV. ein Johannes de Ranzov als Zeuge, ebenso 1232 ein Johann Ranzow Knappe und 1236 Her Johann Rantzouw (bei Haffe I; Nr. 446, S. 204; — Nr. 505, S. 234; — Nr. 543, S. 245). Die Stelle bei v. Schröder findet sich in der Topographie II, S. 516—519.

(Helmold I, 56 u. 57) als zur terra oder zum pagus Plunensis (Helmold I, 56 u. 57) rechnen kann, liegt das Dorf Wittenberger Passau; 3 km südwestlich von Wittenberger Passau das Dorf Rasdorfer Passau. Da Rasdorfer Passau auch Fern-Passau heißt, obwohl es von Plön nur 14 km entfernt liegt, während Wittenberger Passau auch Negern-Passau genannt wird, obwohl es 15 km von Plön entfernt liegt, so ist es klar, daß die Bezeichnungen Nahen- und Fern-Passau nicht von Plön, sondern von Lütjenburg aus gerechnet sind, von dem Negern-Passau nur 13, Fern-Passau dagegen 16 km entfernt liegt; wohl ein Beweis, daß beide Dörfer zum Lütjenburger Gau gehörten. Beide Dörfer sind ein abermaliges Beispiel für den eben erwähnten Differenzierungsvorgang nach der Okkupation: denn Wittenberger Passau hieß nach v. Schröder⁴⁷⁶⁾ ehemals Dudeschen-Parzowe, Rasdorfer Passau: Wendischen-Parzowe.

Genau ebensoweit von Plön wie von Lütjenburg entfernt befindet sich der 17 km westlich von Lütjenburg liegende Meierhof Sellau. Da aber, wie wir sahen, Rasdorfer Passau zum Lütjenburger Gau gehörte und Sellau noch 2 km nördlicher liegt als Rasdorfer Passau, muß auch Sellau, wie demnach die ganze Umgegend des Selenter Sees, auch die südwestliche, zum Lütjenburger Gau gehört haben. Nach v. Schröder lagen hier früher zwei zum Kirchspiel Selent gehörige Dörfer: Wendesche Sellekouwe und Dudeche Sellekowe. Damit haben wir ein drittes Beispiel für die Differenzierung eines alten Wagirendorfes

⁴⁷⁶⁾ II, S. 277. Auch hier sind die Bezeichnungen Dudeschen und Wendischen in den Urkundenwerken ebensowenig nachweisbar, wie die Bezeichnungen Negern und Fern, aber bei der Zuverlässigkeit v. Schröders ist an ihrer Existenz nicht zu zweifeln. Wie nach Ranzov nannte sich auch nach Partzowe ein angesehenes Adelsgeschlecht, dem ich zum ersten Male 1258 begegne in dem Zeugen Dominus volquinus de partzowe. Diesen Volquin findet man häufig unter den Zeugen der gräflichen Urkunden der nächsten 22 Jahre, so: 1258, 1275, 1277 und 1280; Passau erscheint in diesen Urkunden in den Formen: partzowe, Partzov (entsprechend dem Ranzov von 1226), partsowe und Partsouwe. (Bei Haffe II; Nr. 165, S. 72; — Nr. 492, S. 198; — Nr. 521, S. 208; — Nr. 569, S. 227.)

nach der Okkupation im Südwestviertel des Lütjenburger Gaus⁴⁷⁷⁾.

Im nordwestlichen Viertel des Lütjenburger Gaus sind, abgesehen von der Propstei, nur zwei Spuren einer die Okkupation überdauernden Existenz von Wagiren zu finden: das große adlige Gut Salzau im Kirchspiel Selent und das im Kirchspiel Lütjenburg malerisch gelegene Dorf Magwitz. Salzau liegt 14 km nordwestlich von Lütjenburg. Da neben dem Hofe und der Mühle noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts⁴⁷⁸⁾ die beiden Dörfer Dudesche-Salsouwe und Wendesche-Salsouwe lagen, so haben wir im Westen des großen Selenter Sees ein drittes Beispiel für den Vorgang einer Differenzierung eines alten Wagirendorfes infolge der deutschen Okkupation. Wie nach Ranzau, Passau, Salkau nannte sich auch nach Salzau ein Adelsgeschlecht, aus dem der Ritter Otto v. Salsov schon 1264 erwähnt wird, während man später, z. B. 1500 und 1670, auch hier die Ranzaus antrifft⁴⁷⁹⁾, nachdem

⁴⁷⁷⁾ Auch hier bedauert man, daß v. Schröder seine Quellen nicht namhaft macht. Da der treffliche Topograph bei Wendesche Sellekouwe wie bei Wendischen-Rantzow erwähnt, diese Dörfer würden noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts genannt, so handelt es sich hier vielleicht um die oben, S. 265 (41), erwähnte Urkunde von 1426. Auch nach Sellekewe, von dem v. Schröder (II, S. 453) als älteste Form die Schreibung Scelecov anführt, scheint sich eine Adelsfamilie genannt zu haben, die aber wohl bald erloschen ist. Ihr gehört wohl der Knappe, famulus, Marquardus Telecowe an, dem man in einer Kieler Urkunde von 1318 als Zeugen begegnet. Auch Biernakzi hält Telecowe für einen Schreibfehler statt Scelecowe, Urkundensammlung I, S. 671; vgl. Nr. 12, S. 484 sowie Anmerkung 6 zu Nr. 13, S. 485.

⁴⁷⁸⁾ Diese Angabe v. Schröders scheint gleichfalls auf das in der vorhergehenden Anmerkung erwähnte Zehntenregister v. 1426 hinzuweisen, welches für die in dieser Arbeit behandelten Fragen offenbar von größter Wichtigkeit ist, dem aber in älteren Urkundentexten, wie in dem Ranzauischen Register, Hansens Nachricht von den Holstein-Plönischen Landen, v. Westphalens Monumenta inedita, den Schlesw.-Holst. Provinzialberichten, Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie nachzuforschen mir nicht möglich war.

⁴⁷⁹⁾ v. Schröder II, S. 379, zitiert aus dem „Kieler Stadtbuche von 1264 bis 1289“ Otto v. Salsov, — die Ranzaus finde ich 1500 und 1670

bereits 1420 und 1421 die Broddorfs to Zalsouwe bzw. to Zalzowe nachweisbar sind. A

Nur 6 km nordwestlich von Lütjenburg befindet sich Matzewitz in der bei den Wagiren so beliebten Wasser- und Tiefschlage, während die Umgebung des Dorfes hoch liegt, trotz der Nähe der Küste, die hier als Steilküste verläuft. Die uilla in provincia Luttenkenburch, que Matzeuiz dicitur, wird schon in einer Bestätigungsurkunde König Waldemars II. von 1213⁴⁸⁰⁾ erwähnt: da im 15. Jahrhundert⁴⁸¹⁾ neben Matzeviz noch ein Dorf Nye Matzevitze erwähnt wird, so läßt sich aus diesen beiden Daten die Geschichte des Ortes ziemlich sicher folgern. Wie der slawische Name und die Tiefschlage mitten in hochgelegener Gegend beweisen, muß Matzeuiz ein altes Wagirendorf gewesen sein, das 1213 noch ungeteilt, also slawisch war, zumal die terra Luttenburgensis ja den Wagiren verblieben war. Später, wohl gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, begann sich auch hier die deutsche Offkulation geltend zu machen, und der Ort spaltete sich nunmehr in die beiden Dörfer Alt- und Neu-Matzevitz, von denen der eine den Wagiren verblieb, der andere von den Sachsen bewohnt wurde.

In den beiden östlichen Vierteln des Lütjenburger Gaus vermag ich Spuren einer die sächsische Offkulation des 13. Jahrhunderts überdauernden Wagirensiedlung nicht zu finden. In Frage könnte das heute zum Kreise Plön gehörige, von Lütjenburg 9, von Gutin 11, von Plön 18 km entfernte, also wohl zum Gau Lütjenburg gehörige Dorf Alt-Harmhorst kommen, da 1 km südlich von ihm das Dorf Neu-Harmhorst liegt. Da ich aber nicht anzugeben vermag, seit wann das Dorf Neu-Harmhorst vorhanden ist, das Dorf überhaupt nicht auffinden kann in den innerhalb der letzten 70 Jahre erschienenen Urkundenwerken Nordalbingiens, dürfte es ebenso wie im Aldenburger Gau bei Tesdorf richtiger

zu Salgau in der Urkundensammlung I; Nr. 10, S. 405 und Nr. 251, S. 424; — den vromen Knapen Hinrik Bruktorpen Nr. 99, S. 288 und Nr. 105, S. 293.

⁴⁸⁰⁾ U.-B. der Stadt Lübeck I; Nr. 14, S. 21. In der Urkundensammlung I; Nr. 13, S. 18 ist die Urkunde, wohl infolge einer jüngeren Nachschrift, fälschlich von 1214 datiert.

⁴⁸¹⁾ v. Schröder II, S. 133.

sein, von einer Aufnahme Harmhorsts in das Ortsverzeichnis abzusehen, welches die von Wagiren auch nach der sächsischen Okkupation bewohnten Ortschaften zusammenzufassen sucht.

Im Nordwesten des Lütjenburger Gaus liegt die sog. Propstei, die im Westen und Norden von der Ostsee, im Osten vom Lütjenburger Gau, im Süden wohl vom Plöner Gau umgrenzt wurde, wenn man nicht annehmen will, daß dieser nordwestliche Teil des Plöner Gaus und die Propstei, d. h. die im Südosten, Osten und Nordosten Riels liegende Landschaft einen besonderen Gau Wagriens gebildet hat. Da aber weder bei Helmold noch in den Kirchen- und Einkünfteverzeichnissen des Bistums und der Klöster noch in den sonstigen Urkunden die geringste Spur erhalten ist, die auf eine besondere, dreizehnte Zupanie Wagriens in der Nachbarschaft Riels hinweist, so scheint es mir richtiger, bis solche Spuren auftauchen, die Propstei zur Lütjenburger Zupanie, den Südosten Riels zur Plöner Zupanie zu rechnen, die dann im Süden Riels an die beiden westlichsten Zupanien des alten Wagriens stoßen würde, an das Zuentineveld und den pagus Falderensis.

Die Propstei, die nur zwei Kirchdörfer besitzt, hat bis auf den heutigen Tag, ähnlich wie die Insel Fehmarn, innerhalb des alten Wagriens sich einen Sondercharakter zu wahren gewußt, wohl eine Folge, daß sich die Wagiren in diesem gewässerreichen, abgelegenen Küstenstriche am längsten gehalten haben. Schon v. Schröder weist darauf hin, daß das Kloster Preeß erst „in späterer Zeit Colonisten“ in dies Gebiet zog, „wo noch 1216 nur Slawen wohnten“⁴⁸²). Diese Tatsache geht aus einer Stelle⁴⁸³) einer Urkunde des Grafen Albert von Holstein hervor, welcher 1216 den Marquardus de Stenwer mit einem Teil der Propstei belehnte. Die Urkunde beweist, daß 1216 mit der Kolonisierung dieses Landstriches ein Anfang gemacht werden sollte. Aber Marquard scheint diese Aufgabe nicht haben lösen zu können, die ihm 1216 der comes Holtsatie, Racesburgensis et Wagriae

⁴⁸²) v. Schröder I, S. 8.

⁴⁸³) Urkundensammlung I; Nr. 1, S. 191: „Si quos sumptus in excolenda silva circa Slavos cultores ipsum oportuerit adhibere, nos (Graf Albert von Holstein) ad eosdem sumptus duas dabimus partes, ipse (der von Albert belehnte Marquard von Stenwer) tertiam superaddet.“

gestellt hatte. Denn eben der große Wald, den Marquard von Stenwer ausroden lassen sollte, eine Kulturarbeit, zu deren Kosten Graf Albert zwei Drittel, Marquard ein Drittel beitragen sollte, findet sich noch unvermindert in der Stiftungsurkunde Graf Adolfs IV. von Holstein für das Kloster Breeß vom 29. September 1226 vor⁴⁸⁴⁾, nicht minder in einer Bestätigungsurkunde von 1232⁴⁸⁵⁾, so daß noch Fredericus, der von 1246—1250 Propst im Kloster Breeß war⁴⁸⁶⁾, den Wald Kolonisten zum Ausroden geben und nunmehr dort Dörfer und Hufen anlegen konnte. Was also 1216 schon hatte geschehen sollen, erfolgte in Wirklichkeit erst

⁴⁸⁴⁾ Urkundenammlung I; Nr. 7, S. 198: „Nemus insuper et pratum (die sog. Salzwiese an der Kolberger Heide, an der nördlichsten, besonders stark den Landverlusten durch Sturmfluten infolge ihrer niedrigen Lage ausgesetzten Küstenstrecke der Propstei), quod est inter Karnezse et Zwartepuc, ad nostrae donationis ius pertinens, cum — — piscaturis —“. Ebenso werden Wald und Wiese schon 1216 beschrieben: „pratum, in vulgari Wisch (eben die Salzwiese) dictum, protendens a Suarzepouc ab oriente versus (das Dorf Schwarzbuch liegt noch heute nördlich vom Selenter See: die Linie Schwarzbuch im Südosten bis Kolberger Heide im Nordwesten beträgt nicht weniger als 15 km!) occidentem usque ad fluvium, qui Carzniz appellatur (die Linie Schwarzbuch im Osten bis zur Mündung der Carzniz, eines Baches, der noch heute die Westgrenze der Propstei bildet, d. h. die ganze nördliche Breite der Propstei, beträgt sogar 17 km!) et silvam adjacentem colenda contulimus — sub hac forma videlicet: decima proveniens ex prato, ad culturam redacto, dividetur —“. Also nicht bloß der Wald sollte ausgerodet, sondern die sumpfigen, niedrigen, durchweg an einer Flachküste gelegenen, also jeder Sturmflut schutzlos preisgegebenen Salzwiesen sollten kulturfähig, d. h. wohl entwässert und namentlich auch eingedeicht werden. Beide Arbeiten waren demnach im ersten Jahrzehnt nach 1216 noch nicht in Angriff genommen worden. Von dem Walde sagt ein Kenner, wie Jessien, er habe „die jetzige Propstei (mit Ausschluß der Dorfschaften Passade, Waren, Gödersdorf, Bentfeld und Ratjendorf) nebst dem Gute Schmol bis an die Köhner Mühlenau bedeckt“, d. h. bis zu dem in die Ostsee mündenden Bache, an welchem das Dorf Schwarzbuch noch heute liegt. (Vgl. Anm. 4 zu S. 191 der Urkundenammlung, Bd. I.)

⁴⁸⁵⁾ Urkundenammlung I; Nr. 9, S. 201: „et nemus et pratum, „quod est inter Karnezse et Zwartepuch“.

⁴⁸⁶⁾ Urkundenammlung I, S. 384, Anm. 10 u. S. 384: „iste dedit hereditatem (den Besitz des Klosters) colonis in silva et in prato inter Kerceniz et Zwartepuc, et locavit villas et mansos“.

zwischen 1246—1250. Somit hat Gloy recht, wenn er meint, „die Kolonisation der Propstei wäre erst um etwa 1250 erfolgt“⁴⁸⁷). Gloy fährt fort: „Von wendischen Ortsnamen ist noch eine ganze Reihe in der Propstei heute erkennbar: Schlesen (vorm. Slecen, Sles), Pilsen (vorm. Polise), Pratzau (vorm. Pratekowe), Gietau (vorm. Gykowe, Ghikow), Fahren (vorm. Warnow), Schwartbusch (wohl die unvollständige Übersetzung des slaw. Czerneborg)“. Die Frage, die Gloy darauf stellt, ob nicht auch Laboe (vorm. Lubodne, Lyhodden, Laboy) aus einem slawischen Namen entstanden sei, ist unbedingt zu bejahen⁴⁸⁸).

Überhaupt haben sich hier die alten slawischen Nomina Geographica teils länger, teils in größerer Anzahl erhalten, als in andern Strichen Wagriens, etwa mit Ausnahme des Aldenburger Gauß. Von dem bereits 1216 erwähnten Wagirendorfe Suarzepouc⁴⁸⁹) war schon die Rede. Das Dorf (oder wohl vielmehr der heute Köhner Au genannte Bach, an dem es liegt) erscheint in den Urkunden ebenso als Ostgrenze der Propstei, wie die stets in Verbindung mit Suarzepouc oder Zwartepuc genannte Carzniz oder Karznesse, die heutige Hagener Au⁴⁹⁰), als Westgrenze der-

⁴⁸⁷) Gang der Germanisation, S. 32—33.

⁴⁸⁸) Ohnesorge, Deutung des Namens Lübeck, S. 79, Anm. 219 a.

⁴⁸⁹) Gloy gibt die Lage des Dorfes mit der Bestimmung: „nordwestlich vom Selenter See“ falsch an. Der Fehler würde derselbe sein, wenn Gloy behauptet hätte: „nordöstlich vom Selenter See“. Denn das Dorf Schwartbusch liegt 2 km nördlich von der Mitte des 4 ½ km von Westen nach Osten sich erstreckenden Selenter Sees.

⁴⁹⁰) So muß der heutige Name der Karznesse oder Kerceniz, zweier späterer Formen der Carzniz oder Karznesse, die Carzniz oder Karznesse auch noch im 13. Jahrhundert heißt, gedeutet werden, man vgl. die von F. Handtke gezeichnete Reymannsche Karte oder Biernapf's treffliches Register, Urkundenammlung I, S. 553. Die von Hässe gegebene Übersetzung „Lutterbeker Au“ (I, S. 343) ist zwar nicht irrtümlich, denn 1766 findet sich tatsächlich der Name „Lutterbeker Mühlenau“ (Urkundenammlung I; S. 430, Nr. 354), aber auch nicht zutreffend, denn der gebräuchliche Hauptname des ansehnlichen Baches ist, wie ich bei zahlreichen Durchwanderungen der Propstei mich überzeugt habe, Hagener Au. Die Lutterbeker mögen ihn ganz lokal „Lutterbeker Au“ nennen.

selben⁴⁹¹). Im Jahre 1240 gestattet Bischof Johann von Lübeck die Verlegung des Klosters Erpesvelde⁴⁹²) iuxta rivum Karzeniz in loco, qui Lutterbeke vocatur in einer Urkunde, in der acht Dörfer als zu Breeß gehörig aufgezählt werden, neben Lubodne

⁴⁹¹) Auch ein zweiter Fluß der Propstei, die Schöneberger Au, würde ursprünglich den Namen Carzniz oder Karznesze gehabt haben, falls ein Zusatz, der sich in dem Kirchenverzeichnis des wagrischen Bistums von 1259 neben Sconeberg findet, der von späterer Hand hinzugefügte Name Kersenhagen (bei Leverfus Nr. 142, S. 131), nicht die Folge einer Verwechslung des Kirchdorfs Schönberg mit dem gleichfalls in diesem Verzeichnis genannten anderen Kirchdorfe der Propstei, mit Probsteierhagen ist, das aber 1259 unter dem Namen Indago erscheint. „Dahinter steht von einer andern, sehr alten Hand: Elrebeke“. Demnach hatte damals oder bald nach 1259 auch Ellerbeck, das heute in die Stadtgemeinde Kiel eingemeindet ist, eine Kirche, die auch im zweitältesten Kirchenverzeichnis, dem von 1276, neben denen von Sconeberge und Hagene genannt ist. So finden wir 1276 statt Indago: Hagene, einen Namen, dem „von einer andern, aber wie es scheint gleichzeitigen Hand — noch Kersen vorgegeschrieben ist. — Kersenhagene heißt — 1542 und sonst in Urkunden Carstenhagen, jetzt Probsteierhagen oder bloß Hagen“ (Leverfus Nr. 253; S. 244, Anm. 1). Mag nun der Name Kersenhagen ein älterer Name für Schönberg sein, oder, wie wahrscheinlicher, auf einer Verwechslung mit Kersenhagene-Propsteierhagen beruhen, in jedem Falle hat sich in den Vorfasssilben Kersen die germanisierte Form für Karznesze erhalten, die mit derselben Endung gebildet ist, wie andere wagrische Flußnamen, z. B. die Premesce, die heutige Tremß, im ehemaligen Gau Liubice, der späteren provincia Ranzivelt; oder wie die Tzeretze, Tziretze oder Cerasce, ein Bachname, nach dem zweifellos das Dorf Cerasce oder Seeretz im alten Gau Katekau heißt; oder, wie die oben, S. 283, Anm. 472, genannte Grobenesze bei Eismar; oder wie die Mozezke, die Mözener Au im Gau Faldera. Auch sonst findet sich die Endung see oder tze oder sse häufig in den latinisierten slawischen Gewässernamen, so zwischen Breeß und Kiel bei dem stagnum Porsse, Honechse, Morse, Drachse, Hertesse, Erpesse, der palus Crampesze usw.

⁴⁹²) Jezzien erklärt das claustrum de Erpesvelde als „ein Allodium des Klosters am Erpes-See (den Pohnstorfer Stauen), wahrscheinlich auf der zu Neuwühren gehörigen, sogenannten Propstentoppel, wohin Propst Eppo das Kloster nach 1232 verlegt hätte.“ Biernagki bezeichnet Erpesvelde als „ehemaligen Standort des Klosters Breeß im Süden des Neuwührener Holzes in der Nähe der jetzigen klösterlichen Pachtstelle Dinghorst, Kirchspiel Barkau, zugleich allodium, klösterliches Vorwerk.“ Die zweite Verlegung des Klosters fand 1240 nach Lutterbek statt, die dritte bereits 6—10 Jahre später von Lutterbek wieder nach Breeß. (Urkundensammlung I,

(Laboe) nicht weniger als 3 Dörfer namens Indago, d. h. Hagen: Indago comitis, Indago domini Tymmonis, indago praepositi.

Außer den genannten slawischen Dorfnamen und der Carzniz sind es namentlich Bezeichnungen für Gewässer, ferner bezeichnenderweise⁴⁹³ für Niederungen, Fluren, deren wagrische Namen

§. 207, Anm. 2 und 3 sowie §. 573, sowie Urkunde Nr. 16, §. 207.) Das allodium Erpesvelde wird Nr. 31, §. 220 im Jahre 1286 zweimal genannt (auch Nr. 32, §. 222); die dritte Verlegung unter dem vierten Propst Fredericus, der von 1246—1250 das Kloster leitete, §. 384. — Seinen jetzigen Standort erhielt das Kloster aber erst bei einer vierten Verlegung zwischen 1255—1261, denn der erste und vierte Standort befand sich in loco, qui dicitur campus sanctae Mariae. (Nr. 7, §. 197.) Daß das Kloster in 35 Jahren, zwischen 1226—1261 fünf Standorte: das campus sanctae Mariae, Erpesvelde, Lutterbeke, campus sanctae Mariae und den heutigen Standort gehabt hat, läßt wohl auf ungewöhnliche Schwierigkeiten schließen: setzte doch, wie ich oben darzulegen versucht habe, die eigentliche Bodenkultur des Landes erst um 1250 ein.

⁴⁹³) Man vergleiche hiermit die interessanten Ausführungen des Pfarrers Georg Jacob, in seiner Arbeit: „Das wendische Rügen, in seinen Ortsnamen dargestellt“ in den baltischen Studien, Jg. 44, Stettin 1894, S. 69 ff.: „Der Boden war den Wenden Alles, sie verehrten ihn abgöttisch, solange sie Heiden waren, und hörten auch nachher nicht auf, ihn zärtlich zu lieben, solange sie unverfälschte Wenden blieben. — Der Wende nennt sich gerne nach seinem Besitztum. — Ein Grundirrtum würde es also sein, die wendischen Ortsnamen Rügens vor allen Dingen auf Personennamen zurückzuführen zu wollen“. (Vgl. Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte I, S. 176.) Allerdings stellt ein so hervorragender Slavist wie Brückner in seiner oben (§. 164, Anm. 203) zitierten Besprechung der Einleitung i. d. I. G. die Behauptung auf, nur 30—40% der slawischen Ortsnamen seien topographischer Natur, aber eine solche Statistik beruht nicht auf historisch nachgewiesenen Tatsachen, sondern auf vermeintlichen Sprachgesetzen, also auf Hypothesen. Die Brücknersche Statistik kann weder der Historiker noch der Geograph, am wenigsten der Statistiker als eine Statistik anerkennen, denn sie ist nichts weniger als eine auf geschichtlichem Tatsachenmaterial fußende Zusammenstellung, ebensowenig wie die als Tatsache hingestellte Behauptung Heß, von 121 slawischen Ortsnamen in Lauenburg „entfallen 45 auf die appellativische Klasse, während 76 von Personennamen herrühren“. Auf geschichtlichem Tatsachenmaterial würde diese Angabe fußen, wenn sich an der Hand der Chroniken, Annalen, Urkunden, Inschriften usw. beweisen ließe, daß die Persönlichkeiten, nach denen jene 76 Ortsnamen benannt worden sein sollen, in der Zeit der Ortsgründung wirklich gelebt haben.

uns erhalten sind, besonders in der genannten Stiftungs-

Aber dieser Beweis läßt sich nicht in einem dieser 76 Fälle bringen: es ist ausschließlich die sprachliche Form des Namens bzw. der Endung, aus welcher die Slavisten jene Folgerung ziehen, allein ihre Behauptungen über diese Endungen stimmen keineswegs überein. Die oben, S. 164 (Bd. XII, 276), verlangte Kontrolle durch die Tatsachen wird sich allerdings nur selten ermöglichen lassen: wo sie aber möglich ist, bin ich, wenigstens in Transalpingien, bisher nur auf geographische Objekte gestoßen, nach denen die entsprechenden Ortsnamen genannt worden waren. Nach den Slawen oder Slawengötzen: Anatol, Bolizlaus, Bugezlaus, Butue, Gerzlef (= Jaroslaw), Gneus, dem Wendenfürsten Godescalc, dem Wendenkönig Heinrich, Mising (= Miseco) Missizla, Mystivoi, Mizzidrog, Ratibor, Redigast, Sederich, Uto (Mistivois Sohn) bei Adam oder nach Villug, Bluffo, Cruto, Grinus, Godica, Jaremarus, Kazemarus, Lubemarus, Mistue, Racon, Pribizlavus, Race, Siwa, Slavina, Theffemar, Woldemarus (Sohn des Slawenheinrich), Wertezlavus (des Pommern), Werzezlaus (des Obotriten), Wladislavus, Zcerneboch, Zuantevith, Zuentepolch, Zuinite bei Helmold oder nach Vafarus, Tributus in der visio Godeschalei oder nach Rotho, Rucletus, Jarislaus bei Sago Grammaticus oder Vorwin bei Arnold von Lübeck ist keiner der slawischen Ortsnamen Nordalbingiens genannt worden, es müßte denn das von Adam II, 18 erwähnte Razispurg nach dem von ihm II, 69 erwähnten Slawenfürsten Ratibor genannt sein, eine Namenableitung, die aber nach einer Mitteilung Koblißches unmöglich ist. Auch nach dem Ranenfürsten Race kann Razispurg seinen Namen nicht erhalten haben, da Razispurg schon vor 1066 bestanden, Race dagegen erst um 1138 gelebt hat. In den wenigen Fällen, in denen die Ableitung der slawischen Ortsnamen Nordalbingiens durch die Geschichtsquellen nachgewiesen wird, sind es ausnahmslos topographische Begriffe, von denen diese Ortsnamen abgeleitet worden sind: so Brothen von der silva Brotne, Berizla oder Berela von dem rivus Berizla, Daffow von der silva dartzchowe, Klüz von der silva Cliuz, Padelügge von dem rivus Padeluche, Alten-Krempe vom fluvius Crempine, Motsinke vom rivus Mozezke, Zuentineveld vom fluvius Zuentine = heiliger Fluß (vgl. auch unten, S. 302, Anm. 506), vielleicht auch Kyl, vgl. unten, S. 297—298 (73—4), ferner Teil I dieser Arbeit, S. 164 = Bd. XII dieser Ztschr., S. 276. „Den Boden, den er so sehr liebte, und von dem er sich so abhängig fühlte, bedeckte der Wende mit einer unglaublichen Fülle von Namen, welche — zusammengestellt — eine ziemlich genaue Beschreibung des Landstriches geben, denn sie bringen eine Beobachtung zum Ausdruck, der nichts Charakteristisches entgeht, und der auch das Kleinste wichtig ist. Der Boden ist zugleich Gegenstand und Veranlassung der wendischen Orts-Namengebung, welche in unermüdblichen Variationen immer wieder in Betracht zieht: Gestaltung des Bodens, Beschaffenheit des Bodens, besondere Be-

urkunde⁴⁹⁴⁾ für das Kloster Preeß von 1226 sowie in der Schenkungs-
urkunde des Grafen Albert an die Preeßer Nonnen von 1222 und den
entsprechenden Bestätigungsurkunden von 1224 und 1232. Hierher
gehört der Flurname Cattesvi (die jetzige „Seewiese mit dem
Unterpropstenteich“), der palus Quernesvi (ein Teil des klöster-
lichen Fischteichs „Hahnbuschteich“: der alte Name ist „noch in der
Benennung des zwischen dem großen und kleinen Hahnbuschteiche“

deutung eines Stückes Bodens“. Unabhängig von Jacob, bin ich in dieser
Arbeit, in meiner Einleitung in die lübbische Geschichte und in meiner
Deutung des Namens Lübeck an der Hand der mittelalterlichen Annalen,
Chronisten und namentlich Urkunden zu demselben Ergebnis wie Jacob
gekommen, das der Auffassung so anerkannter Slavisten wie Brüdner,
Hey, Koblische, diametral entgegensteht. Doch muß ich meine in der Ein-
leitung, S. 176, etwas zu schroff formulierte Auffassung dahin verbessern,
daß slawische Ortsnamen, die nachweisbar Patronymika sind, vorkommen.
Ich brauche nur die Worte „anscheinend sogar ausschließlich“ zu streichen,
bin aber durch meine weiteren Arbeiten im übrigen in meiner dort vor-
getragenen Ansicht nur bestärkt worden: „Vielmehr wählten die Wenden
ihre Ortsnamen mit Vorliebe, anscheinend sogar ausschließlich, nach
geographischen und topographischen Umständen und Objekten: nach Flüssen,
dem Baumwuchs, der Bodenbeschaffenheit, Lage“.

⁴⁹⁴⁾ Wenn auch die Stiftungsurkunde des Grafen Adolfs IV. erst vom
26. September 1226 datiert ist, so werden die Nonnen in Porez doch schon
in einer Urkunde vom 4. April 1220 erwähnt, in der ihnen Bischof Bertold
Seelsorge, Bann und Archidiaconat nebst den Zehnten von Novalien ver-
leiht. Da andererseits die angeführte Urkunde des Grafen Albert von 1216
es auszuschließen scheint, daß das Kloster damals bereits bestanden hat, so
muß das Kloster Preeß zwischen 1216—1220 entstanden sein, dem Inhalt
jener Verleihungsurkunde zufolge wahrscheinlich erst 1220 oder kurz vorher.
Nach Konrad Bocholts Register von 1286 müßte das Kloster allerdings schon
1211 bestanden haben. Denn Bocholt berichtet von dem plebanus Herdericus
in Porez, derselbe habe auf die Preeßer Pfarrkirche verzichtet „ad utili-
tatem dominarum. Postea factus praepositus dominarum, ecclesiae
praefuit laudabiliter septem annis“. Da Lambert, der zweite Propst,
nach Jezzien von 1218—1220 regierte, wäre demnach der Verzicht Herberichs
1211 erfolgt und Herberich hätte das Kloster als erster Propst geleitet,
von 1211—1218. (Diplomatarium des Klosters Preeß, Nr. 1—16 und An-
hang I, in der Urkundensammlung I, S. 191—208 und S. 384.) An der-
selben Stelle erzählt Bocholt, Graf Albert von Orlamünde fuit primus
fundator istius ecclesiae, auf welche der plebanus Herdericus, wie wir
sahen, 1211 zugunsten der Nonnen verzichtete. Nach dieser Nachricht müßte

„liegenden Ackers Querjoch erhalten“), die Wiese Redvi („der Rohlfstedenbrof — im Neuwührener Holz bei Preeß“), das stagnum Gutegost oder Guttegust (der „Kerzsee zwischen dem Lantersee und dem Flecken Preeß“), das stagnum Ylse („der jetzige Hühner-

die Preeßer Pfarrkirche einige Jahre vor 1211 entstanden sein, obwohl v. Schröder, wie fast immer ohne Angabe seiner Quelle, behauptet, Preeß würde „schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts als Kirchort erwähnt“. So bedarf das Gründungsjahr der Pfarrkirche wie des Klosters noch einer Sonderuntersuchung. Ich muß v. Schröders Angabe für einen Irrtum halten, da die ecclesia Porez, abgesehen von jener Angabe Hocholts: Albertus fuit primus fundator istius ecclesiae, derzufolge sie kurz vor 1211 entstanden sein muß, nicht vor 1216 nachweisbar ist. Am 24. November 1216 wird sie in einer Urkunde des Papstes Honorius III. erwähnt. (Bei Leverkus Nr. 31, S. 37.)

Einem ähnlichen Irrtum wie v. Schröder fallen Nikolaus Beed und Schmeidler anheim. Den Priester „Ebrecht Porokensis“, von dem die versus de vita Vicelini sprechen (Vers 203, bei Schmeidler S. 231, 25), beziehen Beed und Schmeidler auf die Kirche zu Preeß, allerdings mit Hinzufügung eines Fragezeichens. Auch v. Schröder muß seine Behauptung den versus entnommen haben, denn es gibt keine zweite Quellennachricht, in der ein ähnlich wie Preeß lautender Name vor dem 13. Jahrh. vorkommt! Aber das Porokensis der versus kann unmöglich auf Preeß bezogen werden:

1. aus sprachlichen Gründen. So zahlreich wie die Formen von Preeß sind: ein ‚o‘ in der zweiten Silbe und ein ‚f‘ kommt nirgends vor. Die zweite Silbe: ok macht es unmöglich, den Namen Porokensis auf Preeß zu beziehen. Die älteste Form, die der Urkunde von 1216, lautet Porez, die späteren: Parech, Porece, Porecz, Poresce, Poreth, Porethe, Poreths, Poretse, Poretz, Poretze, Poretzia, Porez, Porezc, Poreze, Porezt und Poriz;
2. aus geographischen Gründen. Preeß liegt zu weit im Nordwesten Wagriens, als daß man vor dem 13. Jahrhundert hier eine Kirche annehmen könnte. Es gibt nicht eine einzige Kirche im Norden oder im Westen von Preeß, die innerhalb Wagriens vor dem 13. Jahrhundert existiert hätte oder wenigstens nachweisbar wäre. Die Kirchen, welche im 12. Jahrhundert im Nordwesten Wagriens erbaut waren, lagen weit von Preeß entfernt, und durchweg im Süden von Preeß, wie die zu Bornhöved, Bosau und Plön oder im Osten von Preeß, wie die von Lütjenburg;
3. aus historischen Gründen, denn es liegt die positive Nachricht vor, daß Graf Albert von Drlamünde „fuit primus fundator istius ecclesiae“, wie ich eben nachgewiesen habe. Mithin kann die Preeßer Kirche nicht vor dem 13. Jahrhundert erbaut worden sein.

teich im Süden auf der Breeßer Fleckensfeldmark“, neben dem die ehemalige villa Ylsol lag, nach welcher letzterer noch „einige Häuser am Südenbe des Fleckens Breeß an der Kührener Straße“ (Hhlaal heißen), das stagnum Porsse oder Porse („der Postsee — nahe beim Flecken Breeß“), das stagnum Honechse („der Honnigsee — südlich vom Dorfe Honnigsee“), die palus Crampesze (die „Niederung Krämperbrook bei den Honigseer Stauen“, Kirchsp. Barfau), das stagnum Morse⁴⁹⁵⁾ (der „trocken gelegte“ Moorsee „im Kirchspiel Kiel“), das stagnum Drachse (der „zum Hofe Viehburg“ bei Kiel gehörige Dredsee), das stagnum Hertesse („der ehemalige Has-See“ — auf dem jetzigen Wiesengrunde Mühlenteich unmittelbar am Dorfe Hasssee im Kirchspiel Kiel), das stagnum Erpesse („der Brüssenteich — an der Südspitze des Neuwührener Holzes“ bei Breeß), das stagnum Szupute oder Zuppute (eine „Niederung am linken Schwentineufer — deren Benennung noch jetzt dort erhalten ist in der Sepußenwiese zwischen der Schwentine und Clausdorf“), der rivus Honechov („die Honigseer Au“, die „den Honigsee mit dem Postsee verbindet“), der rivus Wilsov („die Wilsau, ehemaliger Name der jetzigen Neuwührener Au, die in den Postsee fließt“), das stagnum salsum Kyl (die Kieler Förde, so in Prozeß-Acten von 1766—1775; die Stadt hieß Thom Kyle, Kyll, zum Kyhl, Kyhl, Kyell usw., ihre Bürger 1284 cives Kyylenses. Zum ersten Male wird die Stadt mit ihrem heutigen Namen 1257 genannt unter dem offenbar von dem stagnum Kil von 1222 und

Auch Beed sagt: „Ob aber damals (scil. im 12. Jahrh.) schon in Breeß eine Kirche vorhanden war, ist mir sehr zweifelhaft“. (Quellensammlung der Ges. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch., Bd. IV, S. 166, Anm. 6.) Albert Haud zufolge ist Kloster Breeß zwischen 1220—1226 gegründet worden. (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. IV, S. 977, Leipzig 1903.) Das von Porez gebildete Abjektivum hieß Porezensis (vgl. unten, S. 301 [77], Anm. 504), nicht Porokensis.

⁴⁹⁵⁾ Das Wort Morse braucht nicht unbedingt slawisch zu sein: es findet sich genau in derselben Form auch im Dänischen. Eine jütländische Insel im Lym-Fjord, Mors oder Morsoe, d. h. Morsinsel, wird von Adam in der descriptio insularum aquilonis in der Form Morse angeführt (IV, 16).

dem stagnum salsum Kyl von 1226 herstammenden Namen Kyl⁴⁹⁶).

Allerdings scheint mir der slawische Ursprung des Namens Kyl zum mindesten fraglich zu sein. Die historischen Grundlagen scheinen zwar für die slawische Herkunft zu sprechen, denn daß in dem Jahre 1222, in welchem der Name stagnum Kil zum ersten Male auftaucht, um das stagnum herum Slawen, noch nicht Sachsen wohnten, wird man nach den obigen Ausführungen kaum bezweifeln dürfen. Wie sollten aber Slawen dazu gekommen sein, dem stagnum einen deutschen Namen zu geben? Nicht gerade wahrscheinlich würde die Annahme sein, es handle sich hier um einen altdeutschen Namen, den die Slawen von den vor ihnen hier wohnenden Germanen überkommen hätten, als sie, wohl nach Schluß der Völkerwanderung oder in karolingischer Zeit, von der Kieler Gegend Besitz ergriffen hatten. Denn es gibt nur zwei althochdeutsche bzw. altniederdeutsche Wörter, die vom rein sprachlichen Gesichtspunkte aus allenfalls für ein 1222 vorkommendes Wort Kyl in Betracht kommen könnten: cheol oder kiol = Schiff und chiulla oder kiulla = Tasche, aber altes iu kann wohl zu einem langen u oder zu ü aber nicht zu einem i werden, während die Zurückführung des Namens auf den Begriff Schiff mir völlig unmöglich erscheint, da der Kieler Meerbusen etwa die Form eines Sades mit leichtgekrümmten, hakenförmigem Ende hat, aber nimmermehr die eines Schiffes. So kann von einem deutschen Ursprung des stagnum salsum Kyl nicht die Rede sein. Aber vielleicht gehört das Wort Kyl wenn auch nicht der deutschen, so doch der germanischen Sprache an und geht auf das Nordgermanische zurück. In der Tat führt man den Namen Kiel neuerdings zuweilen auf das Dänische zurück, so 1867 Wilhelm Junghans, scheinbar unter der stillschweigenden Zustimmung von Weinhold: „Wichtiger ist der neuerdings geführte Nachweis, daß der Name Kiel in einfacher und zusammengesetzter Form mit unbedeutender (?) Differenzierung des Vokals in Schleswig,

⁴⁹⁶) Die meisten, ja fast alle die erwähnten wägrischen Nomina Geographica stammen allerdings nicht aus der Propstei, sondern aus dem benachbarten Plöner, vereinzelt wohl auch Zwentinevelder Gau.

in Jütland, auf der Insel Møen mehrfach vorkommt. Er läßt sich noch weiter nordwärts verfolgen: in den Ämtern Bratsberg und Bister an der Südküste Norwegens finden sich zwei unserer Förde ganz ähnlich gestaltete südwärts sich öffnende Buchten, welche den Namen Kiil (Kile) Fjord führen mit einer Ortschaft Kiil an der innersten Bucht. Der Name ist also ohne Zweifel germanischen, nicht slawischen Ursprungs und älter als die Stadt⁴⁹⁷). Leider gibt Junghans keine Quellen nicht an, so daß eine Nachprüfung seiner Angaben erschwert ist. Jedenfalls hätte er nicht von einem zweifellosen Nachweis reden dürfen, zumal in Norwegen der Meerbusen nach einer Stadt, bei unserm Kiel dagegen die Stadt nach dem Meerbusen heißt und ja gerade ergründet werden soll, wie der Meerbusen, nicht wie der Ort, zu seinem Namen gekommen ist. Erst — bis heute noch nicht vorliegende — Nachforschungen von Slawisten, ob die sprachliche Möglichkeit vorliegt, daß das stagnum salsum Kyl seinen Namen den Slawen verdankt, werden auch über die angeblich nordische Herkunft des Namens Licht verbreiten. Ich fasse meine Ansicht dahin zusammen: vom historischen Standpunkte aus muß man sich mehr für den slawischen Ursprung des Namens erklären, in sprachlicher Hinsicht dagegen hat vielleicht die Annahme einer nordgermanischen Herkunft mehr für sich.

Durch die 4 Seenamen Morse, Drachse, Hertesse und stagnum salsum Kyl sind wir mit den slawischen Namen von 1222—1232 unmittelbar bis Kiel gelangt, in dessen Nachbarschaft bei der Untersuchung der drei Nachbargaue Faldera, Zuentineveld und Plune wir schon durch die 3 Dörfer Bistekesse (Bissee: 15 km im Südwesten), Wendischen Brocowe (Groß Barkau: 11 km im Süden), Wendischen-Ratwerstorp (Kieler Raisdorf: 7 km im Südosten) und durch die Propstei gekommen waren. Nach den bisherigen Ergebnissen wird man in der ältesten Zeit Kiels auch in dieser ebenso wie Lübeck, Neustadt, Heiligenhafen von deutschen Kolonisten gegründeten Seestadt auf Spuren wendischer Bevölkerung rechnen müssen, um so mehr, als Kiel etwas älter

⁴⁹⁷) Kiel im dreizehnten Jahrhundert, in den Jahrbüchern für die Landeskunde Schl.-Höft.-Lauenburgs, Bd. 9, S. 3.

ist als Neustadt und Heiligenhafen. Ist Lübeck 1143 gegründet worden, Neustadt 1244, Heiligenhafen rund um 1250⁴⁹⁸), so wird Kiel zum ersten Male 1242 sicher erwähnt in einer Urkunde des Grafen Johann von Holstein, in der ihm der Graf das lübische Recht verleiht und den Umfang seines Weichbildes bestimmt⁴⁹⁹). Letzterer Umstand spricht dafür, daß Kiel erst damals oder nur kurz vorher gegründet worden ist, also just ein Jahrhundert nach Lübeck. Jedenfalls kann Kiel 1233 noch nicht existiert haben, denn damals erhält das Dorf Hemmighestorp, ein später Garden genanntes, heute Kiel einverleibtes Dorf, vom Bischof Johann von Lübeck das Recht: in terminis sanctimonialium (auf dem Gebiete des Preeker Nonnenklosters) in villa que Hemmighestorp uocatur, ecclesiam edificari. Auch war damals ein Kirchhof in Hemmighestorp geweiht worden. Wenn aber 1233 der Preeker Propst das Recht erhält, in dem am Kieler Hafen, dem stagnum salsum Kyl, gelegenen Dorfe Garden eine Kirche zu erbauen und gleichzeitig dieser zu erbauenden Kirche das Recht der Seelsorge in den umliegenden Dörfern verliehen wird, von denen 9 namhaft gemacht werden, und wenn dann noch hinzugefügt wird et alias uillas, que infra terminos prescriptos poterunt edificari, so ergibt sich einmal aus den letzten Worten, daß um 1233 die Kolonisation am stagnum Kyl einzusetzen begann bzw. wenigstens ins Auge gefaßt wurde, ferner, daß „die jetzt zum Kirchspiel Kiel gelegenen Dörfer einer in Dorfgarten zu erbauenden Kirche zugelegt“⁵⁰⁰) werden sollten, daß also damals für Garden, wenigstens

⁴⁹⁸) Vgl. oben S. 275—279 (S. 51—55).

⁴⁹⁹) Urkundensammlung I; Nr. 1, S. 475. Zwar existiert bereits eine Urkunde von 1232, in welcher Graf Adolf IV. den borgeren to dem Kyle das lübische Recht verleiht: aber diese Urkunde ist eine Fälschung, vgl. Georg Waiz, Urkundensammlung I; S. 476, Anm. 5 und Paul Hassie, Regesten und Urkunden I; Nr. 505 S. 234.

⁵⁰⁰) v. Schröder I, S. 10. Ich bin, unabhängig von Schröder, zu einer ähnlichen Auffassung bezüglich Kiels gelangt, wie dieser holsteinische Topograph. v. Schröder sagt: „Am klarsten tritt eine systematische Anlage in der Beschaffenheit der Stadt Kiel, abgesehen von ihrer erst später erhaltenen weiteren Ausdehnung, hervor und die planmäßige Gründung dieser Stadt läßt sich geschichtlich genau nachweisen. Die Gegend um Kiel war dem Wendentum verfallen (richtiger: war 1233 zum großen Teil noch wendisch);

in kirchlicher Beziehung, die Rolle ins Auge gefaßt worden war, die schon um die Mitte des Jahrhunderts nicht Hemmigestorp-Garden, wie 1233 geplant, sondern Kiel spielte. Beweisen diese Umstände, daß 1233 ein Ort an der Stelle des mittelalterlichen Kiel weder vorhanden noch damals seine Gründung ins Auge gefaßt war, so wird dieser Beweis noch durch die Tatsache erhärtet, daß in dieser Urkunde von irgendeiner noch so kleinen Siedlung an der Stelle des mittelalterlichen Kiel nicht die Rede ist, obwohl die Ausdehnung der beabsichtigten neuen Pfarochie angegeben wird, einer Pfarochie, welche die Dörfer:

1. nordöstlich (Heikendorp = Alt-Heifendorf),
2. östlich (Ubbendorp = Oppendorp, Nicolaustorp = Clausdorf),
3. südlich (Hemmigestorp = Garden oder Dorfgarten),
4. südwestlich (Indago, das vierte Dorf dieses Namens in dieser Gegend⁵⁰¹) = Hagen zwischen Hassée und Kiel, heute gleichfalls ein Stadtteil Kiels und Rutse = Ruffee, 5 km südwestlich von der Kieler Kirche),
5. nördlich (Ubbant oder Uppande, der alte slawische Name des später Brunswiek genannten Wagirendorfes, heute einer Straße neben der Universität in Kiel)

von Kiel umfaßt, also nachgewiesen ringförmig um das heutige Kiel lag. Noch mehr! Nicht weniger als 5 der erwähnten 9 Dörfer der geplanten Pfarochie Garden lagen innerhalb des Reichbildes zwar nicht des mittelalterlichen Kiel, wohl aber der heutigen Großstadt Kiel: außer den schon bestimmten Dörfern Hemmigestorp, Indago und Ubbant noch Martbernestorp, dessen Namen

wie die Benennungen der dort damals gelegenen Dörfer Ubbant, Malugestorp (d. h. Kleinenborn) und Dragse nachweisen; mit dem Slawismus sind dieselben ebenfalls bald verschwunden“.

⁵⁰¹ Die drei Indago der Urkunde von 1240 sind nach Jessien die folgenden: Indago comitis das Gut Hagen, nach v. Schröder an der Hagener Au im Kieler Güterdistrikte, Ksp. Probsteierhagen; Indago domini Tymmonis wahrscheinlich Stein: nach v. Schröder wurde das 15 km nordöstlich von Kiel an der Ostsee gelegene Dorf Stein nach seinem Besitzer Tymmo von Borßveld Timmsöhagen, Indago Tymmonis, genannt; Indago praepositi = Prawsdorf oder Prastorf, nach v. Schröder Provestesdorf im Ksp. Probsteier Hagen.

Biernakzi in dem Martenteich auf dem Kieler Stadtfelde wiederzufinden meint und Neveresek, das in der Urkunde von 1242 als die antiqua villa Neverseh bezeichnet wird und das Biernakzi als „ein ehemaliges Dorf — auf dem Kieler Stadtfelde in der Gegend der jetzigen Stadtkoppel Prunererschlag“ erklärt⁵⁰²⁾, während Kavitz schreibt: „Neverseh war nach der Urkunde eine ehemalige, ohne Zweifel slawische Dorfschaft, die an einem See lag, welcher an einem Punkte die Grenze des Weichbildes der Stadt bildete. — Es wird — gerechtfertigt sein, den Prunerteich für den ehemaligen Neversee und den Papen- und Stadtfeldskamp für die Feldmark des daran liegenden ehemaligen Dorfes zu halten⁵⁰³⁾“. Bemerkenswert ist schließlich, daß die geplante Parochie Hemmighestorpe „in honorem sancti Nicolai“ errichtet werden sollte, d. h. zu Ehren des Heiligen, welcher später⁵⁰⁴⁾ der Schutzpatron der Kieler Kirche wurde, wie er bereits ein Patron des Lübecker Doms war. Ubrigens erscheint Kiel, wie bereits unten bemerkt, erst 1257 unter dem Namen Kyl: in der Urkunde von 1242 heißt

⁵⁰²⁾ Beachtenswert sind sowohl in der Gardener Urkunde von 1233 als in der Kieler von 1242 die slawischen Nomina Geographica: Rutse, Neveresek, Ubbant 1233 und Kyl, die Flurnamen Boz und Cocse, das mare Koccoze, die villa Uppande in der Urkunde von 1242.

⁵⁰³⁾ A. D., S. 253.

⁵⁰⁴⁾ v. Schröder macht darauf aufmerksam, I, S. 399, daß der 1233 geplante Kirchenbau in Hemmighestorp „wahrscheinlich unausgeführt blieb, da kurz darauf Kiel eine Kirche erhielt“. Was dieses „kurz darauf“ anbelangt, so steht in der Urkunde von 1242 nur: „et 5 mansos in Neverseh, unde duo mansi cedent ecclesiae“. Also für die Kieler Kirche sollen zwei Hufen hergegeben werden. Damit braucht nicht gesagt zu sein, daß Kiel 1242 schon eine Kirche besaß. Ich fasse die Stelle vielmehr folgendermaßen auf: von den 5 Neverseher Hufen sind zwei bestimmt zur Dotierung einer Kirche — die noch erbaut werden soll. Auch v. Schröder vertritt diese Auffassung, I, S. 10: „und für ihre (der Stadt Kiel) vielleicht erst zu erbauende Kirche die gewöhnliche Dotierung mit zwei Hufen geschieht“. Jessen bezieht das possessit der Gardener Urkunde von 1233 fälschlich auf „S. Nicolaus in Kilonia“, obwohl weder Kiel noch seine Nikolaitirche 1233 existierte (Urkundensammlung I; Nr. 13, S. 206, Anm. 3). Das possessit ist vielmehr auf den praepositus Porezensis zu beziehen, der Bischof Johann um die Erlaubnis gebeten hatte, in Hemmighestorp eine Kirche errichten zu dürfen.

der Ort nur civitas Holsatiae und civitas Holsatorum⁵⁰⁵). Kiel kann demnach noch nicht 1233, muß aber bereits 1242 existiert haben und ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst oder kurz vor 1242 gegründet worden⁵⁰⁶).

⁵⁰⁵) Reuter stellt die Hypothese auf, in der Bezeichnung civitas Holsatorum für Kiel sei die Absicht des Stadtgründers zu erkennen, seine Gründung zum Hauptort Holsteins zu erheben. (A. D., S. 280.) Ich vermag mich dieser Ansicht nicht anzuschließen, glaube vielmehr, daß Kavitz schon vor 51 Jahren das Richtige getroffen hat, wenn er behauptet, Kiel werde 1242 „blos als civitas Holsatiae bezeichnet. Nicht wie Dahlmann annimmt, weil Kiel lange die einzige Stadt im eigentlichen Holstein war, sondern weil der Kieler Distrikt um eben diese Zeit der Lübedischen Diocese entzogen sein wird und man deshalb denselben als nicht zu Wagrien, sondern zu Holstein gehörig bezeichnen wollte“ (Jahrbücher für die Landeskunde Schlesw.-Holst.-Lauenburgs, Bd. II, S. 251). Das Bistum Wagrien ging nämlich mindestens bis 1242 im Westen von Kiel noch weit über Kiel hinaus und umfaßte dort den ganzen Bezirk zwischen dem Kieler Hafen, der Eider und der Lebensau. Erst später, wie Kavitz vermutet (a. D., S. 247), zurzeit der Gründung Kiels, kam dieser Westdistrikt zum Hamburger Stifte. Diese Nordwestausdehnung des Bistums Lübeck ist ein neues Anzeichen dafür, daß Wagrien sich früher noch in die Gegenden westlich von Kiel ausdehnte.

⁵⁰⁶) Der Name Kyl findet sich nicht bloß für das stagnum salsum, nach ihm für die Stadt, nach dieser als Beiname für adliche Geschlechter, deren Träger mit der Kieler Vogtei belehnt waren als de Kyl, de Kylo, van deme Kyle, sondern auch als Bezeichnung für zwei das Stadtgebiet durchfließende Flüsse, den fluvius Kyl einer Urkunde von 1259, nach Biernacki den „Ausfluß des Prünerteichs, der ehemals durch den Ziegelteich gerade in die Ostsee floß“ und den parvus fluvius Kyl, der nach einer Urkunde von 1286 (Urkundensammlung I; Nr. 87, S. 81 und Nr. 6, S. 479) der via Danica benachbart war, que ducit in campum ville Kotelwik und der nach Biernacki „der Ausfluß des Galgenteichs in den kleinen Kiel“ war. Zweifellos irrt sich Burchardi, wenn er den fluvius Kyl — Burchardi kennt nur einen fluvius Kyl — trotz der Ausführungen von Kuß mit dem kleinen Kiel identifiziert (Bemerkungen über das alte Weichbild der Stadt Kiel i. d. Bl Schr. d. Ges. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Geschichte II, S. 324). Der Name Kyl ist wohl slawisch (doch vgl. man oben, S. 297—298), zumal die deutsche Ansiedlung Kyl erst zwischen 1233—1242 angelegt worden sein kann, der Name stagnum Kil sich dagegen schon 1222 findet, als die ganze Gegend noch slawisch war. Die deutsche Stadt Kiel würde demnach zwischen 1242 und 1257 ebenso einen slawischen Namen angenommen haben, wie ein Jahrhundert vorher die deutsche Stadt Lübeck. Der slawische Name

Daß die Bevölkerung Kiels wenigstens im 13. Jahrhundert

selbst war in beiden Fällen nicht von einem Personennamen, sondern von einer Lokalität hergenommen: in Lübeck von *Alt-lübeck*, *Liubice*, das seinen Namen der lieblichen Umgebung *Alt-lübeds* entlehnt hat (vgl. Ohnesorge, Deutung des Namens Lübeck, S. 67—77), in Kiel von der 1222 als *stagnum Kil*, 1226 als *stagnum salsum Kyl* bezeichnenden Kieler Föhrde.

Es ist offenbar kein Zufall, daß die drei deutschen Neugründungen, die drei Kolonisten-Seestädte *Wagriens*: Kiel, Neustadt und Heiligenhafen so gut wie gleichzeitig entstanden sind: Kiel 1242, Neustadt 1244, Heiligenhafen 1250. Man wird in dieser gleichzeitigen Gründung dreier deutscher Seestädte an der wagrischen Küste wohl Züge einer kräftigen, zielbewußten Politik der holsteinischen Grafen erblicken dürfen, die das nach der Schlacht bei Bornhöved, am 22. Juli 1227, in Nordalbingien für ihre Interessen bereits allzumächtig gewordene Lübeck einigermaßen im Schach halten sollten, um so mehr, als der Grundbesitz Lübeds und der lübschen Kirchen und Klöster in *Wagrien* damals immer ausgedehnter wurde.

Richard Haupt charakterisiert das Übergewicht Lübeds in *Wagrien* mit den Worten: „Die Städte sind klein und gering, und es hat deren keine neben dem übermächtigen Lübeck zu einiger Bedeutung, kräftigem innerem Leben oder auch nur beachtenswerter äußerer Erscheinung gelangen können“ (Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins II, S. 3, Kiel, 1888), und Christian Reuter, der wiederholt auf dies kühne Emporstreben Lübeds im 13. Jahrhundert nach dem Ende der Dänenherrschaft eingegangen ist, meint, die damaligen Pläne Lübeds seien auf eine Monopolstellung im Ostseehandel und auf die Führung der deutschen Städte im Nordseehandel hinausgelaufen: „Wir haben hier eine Pentekontantie von 1241 bis 1295, die wir getrost Athens Blütezeit an die Seite stellen können, wenn wir von der Bedeutung Athens in Wissenschaft und Kunst absehen“. (Ztschr. des V. f. L. G. u. Altertumskunde, Bd. XII, S. 26.)

Ich möchte in der Gründung der drei deutschen Ostseestädte Kiel, Neustadt, Heiligenhafen am Anfang dieser „Pentekontantie“ ein zielbewußtes Vorgehen Holsteins erkennen, das darauf gerichtet war, solch bedrohlichen Monopolbestrebungen zu begegnen, zumal alle drei Seestädte *Wagriens* von ein- und derselben tatkräftigen Persönlichkeit gegründet worden zu sein scheinen, für welche der Beiname „der Städterbauer“ mit mehr Recht angewandt werden könnte, als für König Heinrich I: von Adolf IV. von Holstein. Allerdings steht in der Urkunde von 1242, Graf Johann von Holstein habe *Civitati Holsatiae* das lübsche Recht verliehen, und in der Neustädter Gründungsnachricht von 1244, Greve Gherdt to Holsten habe *de Nyge Crempe* gebuwet. Aber beide Fürsten dürften nichts als ihren Namen für diese beiden wichtigen Hafengründungen hergegeben haben, da der Vater der beiden Brüder, von denen Johann I. 1242 erst 13 Jahre und Gerhard I. 1244 gar erst 12 Jahre alt war, 1239 Mönch im Hamburger

trotz des deutschen Ursprungs der Stadt bei der slawischen Nachbar-

Minoritenkloster geworden war, nachdem er die Vormundschaft über seine Söhne Herzog Abel von Schleswig übertragen hatte. Allein dieser tatkräftige Vater, dessen ältester Sohn 1238 als Mönch gestorben war, lebte noch von 1239—1261 und hat, wie schon Nicolaus Veed richtig empfunden hat (*De inclito Adolpho*, Quellsammlung für Schlesw.-Holst.-Lauenb. G. IV, S. 208), indem er den Darlegungen *Wiernakis* folgt, „sein mönchisches Leben nicht gar zu ernsthaft und zurückgezogen“ genommen. Er weilte bald in Hamburg, bald in Kiel, bald bei seinen Söhnen, „in deren Urkunden wir ihm oft begegnen“. Adolf IV., der für die Förderung der deutschen Kultur in Wagrien mehr getan hat als alle anderen holsteinischen Grafen, wird der eigentliche *spiritus rector* bei der fast gleichzeitigen Gründung der drei wagrigen Seestädte Kiel, Neustadt und Heiligenhafen gewesen sein. Eine Untersuchung dieses in mehr als einer Beziehung fesselnden Fürstenlebens, namentlich an der Hand des urkundlichen Materials, würde eine dankbare Aufgabe für einen jungen Historiker sein.

Vielleicht weist auf den angedeuteten Zusammenhang auch die bemerkenswerte Einschränkung hin, die Graf Johann I. bei der Verleihung des lübschen Rechtes an die *civitas Holsatorum* im Jahre 1242 zu treffen für notwendig hält: „*Tale tamen adhibita cautione et adjecta, si contingat, nos contra civitatem Lubicensem discordare et civitas antedicta intrinsecus obstruatur, confluant in gratia nostra ad civitatem Hamburgensem, diligenter iura ejusdem perquirentes ac libere sine molestia perfruentes*“. Auch Waitz neigt der Ansicht zu, daß Kiel als eine gegen Lübeck gerichtete Gründung aufzufassen sei: „Konnte sie (die Stadt Kiel) auch nicht, wie vielleicht die Absicht ihrer Gründer war, mit dem älteren Lübeck wetteifern“, Schleswig-Holsteins Geschichte, Göttingen 1851, I, S. 105. Jedenfalls suchte sich Lübeck bei passender Gelegenheit in den Besitz Kiels zu setzen: es erhielt 1469 Stadt und Schloß Kiel als Pfand für einen an König Christian I. geleisteten ganz erheblichen Vorschuß sowie für Entschädigungsansprüche (Wehrmann, die Verpfändung Kiels an Lübeck im Jahre 1469, *Ztschr. d. B. f. L. G.* II, S. 46—52), eine Verpfändung, über die eine zeitgenössische Geschichtsquelle, das *Chronicon Sclavicum* quod vulgo dicitur *parochi Suselensis* (Hg. 1865 von Laspeyres, Lübeck 1865, S. 273) sich folgendermaßen ausdrückt: „*Et hoc totum factum est, ut Lubicenses dominantur portui Kilonensi, casu quo orientur bella*“. Zwar meint Wehrmann, ohne indessen überzeugende Gründe für diese Ansicht beibringen zu können, der Wunsch Lübecks „sei mehr im Allgemeinen auf einen Pfandbesitz“ als „speziell auf den Besitz Kiels gerichtet“ gewesen, aber Wehrmann selbst macht auf den Umstand aufmerksam, daß auch der 1639 verstorbene dänische Historiograph de Meurs eine ähnliche, noch entschiedener Ansicht äußert: *Quod a Lubicensibus admodum callide actum, uti portu eius*

schaft auch slawische Elemente umfaßt hat, läßt sich aus dem ältesten Kieler Stadtbuche beweisen⁵⁰⁷). Dort finden sich 7 Slawen

urbis, qui id temporis ob commercia omnis generis multo celeberrimus erat, potirentur (a. D., S. 53—54).

Auch Wilhelm Junghans faßt 1863 die Gründung Kiels als eine gegen Lübeck gerichtete Maßregel Adolfs IV. auf (Jahrbücher für Landeskunde Schl.-Holst.-Lauenburgs, Bd. 9, S. 2): „Am glaubwürdigsten erscheint uns die Vermutung, daß Burg und Stadt dem Grafen Adolf IV. ihre Entstehung verdanken. Sein langjähriger Streit mit König Waldemar II. von Dänemark war i. J. 1229 ausgeglichen. Die beabsichtigte Vermählung des königlichen Sohnes Herzog Abel von Schleswig mit Adolfs Tochter Mechtilb konnte nur dazu dienen, die Eintracht beider zu stärken. Diese Eintracht mußte zuerst Lübeck übel empfinden, welches in der Befreiungsschlacht bei Bornhöved Waldemars Obermacht in den Ostseeländern mit brechen half. Da es aber in kühnem Emporstreben dem Grafen Adolf die Erfüllung alter Verpflichtungen weigerte, wandten sich König und Graf vereint gegen die Stadt; Lübeck ward eingeschlossen, der Travemünder Hafen gesperrt und die Stadt mußte i. J. 1235 die Hand zum Frieden bieten. Indes wird schwerlich das alte gute Einvernehmen mit dem Grafen so leicht wieder hergestellt sein. So mochte diesem der Gedanke nahe genug liegen, an der so günstig gelegenen Kieler Förde Burg und Stadt zu erbauen. Für die Begründung einer Nebenbuhlerin Lübeds konnte kein günstigerer Punkt gefunden werden“.

Wie ich nachträglich erkenne, hat Junghans seine oben angeführten Darlegungen Kavitz Aufsatz „Über das Alter der Stadt Kiel“ entnommen, (Jahrbücher für Landeskunde Schl.-Holst.-Lauenburgs, II, S. 243—256), der mir erst nach Abschluß der vorliegenden Arbeit bekannt geworden ist. Kavitz schließt seine diesbezüglichen Ausführungen mit den Worten (a. D., S. 250): „Kaum ein anderer Ort lag so gelegen, um als Rival Lübeds aufzutreten und dem Handel desselben Abbruch zu tun, namentlich um den bisher über Lübeck gegangenen, durch die Flemingier vermittelten Handel zwischen Nordsee und Ostsee diesem Wege zu entziehen“, indem er sich auf Ruß bezieht, nebst v. Schröder den besten Topographen Holsteins.

Ich möchte das Vorgehen Adolfs IV. gegen Lübeck mit demjenigen des größten Dänenkönigs gegen Hamburg vergleichen. Wie der vierte Christian Glückstadt 1616 als Konkurrenzhafen für Hamburg gründete, so scheint mir der vierte Adolf die wagrischen Seehäfen Kiel, Neustadt und Heiligenhafen als Konkurrenzhäfen gegen Lübeck gegündet zu haben, nur daß Adolf IV. — wenigstens mit der Gründung Kiels — mehr Glück gehabt hat als der rastlose Dänenkönig mit der Gründung Glückstadts!

⁵⁰⁷) Der Güte des Herrn Direktor Dr. Reuter verdanke ich folgende Notiz: „Haffe, ältestes Kieler Stadtbuch (1264—89) Christianus Slavus 290. 528. Miltiggus Slavus 605. Nicolaus Sla-

in der damals noch sicherlich kleinen Stadt Kiel binnen eines Zeitraumes von 25 Jahren. Reuter hält zwar die beiden Christianus Slavus für eine Person, aber abgesehen davon, daß der Name Christian zu den verbreitetsten Namen Holsteins gehört, läßt sich aus dem Stadtbuche selbst das Gegenteil beweisen. Christianus Slavus, Nr. 290, lebt 1274 (vgl. Nr. 277 und 327, da alle Nummern von Nr. 277—327 ins Jahr 1274 gehören).

Christianus Slavus, Nr. 528, wird zwischen 1277—1279 genannt (vgl. Nr. 503 und 534, da alle Nummern von Nr. 503—534 in die Zeit von 1277—1279, Nr. 528 wahrscheinlich ins Jahr 1279 gehört).

Wichtiger ist, daß die beiden Slawen Christian in verschiedenen Straßen Kiels wohnen: Nr. 290 kauft sich 1274 in platea⁵⁰⁸⁾ Kediggorum an, Nr. 528 verkauft domum suam parvam penes Kyil, am Kiel, „worunter sowohl der Hafen als der kleine Kiel gemeint ist“⁵⁰⁹⁾.

Bemerkenswert ist, daß Nr. 528 sein kleines Haus zusammen mit einem Deutschen, Hinricus Scowenborg, besessen, also wohl auch bewohnt hat. Überhaupt ist das Kieler Stadtbuch nicht nur für die niederdeutsche Namensgeschichte eine Quelle ersten Ranges, sondern geradezu die einzige Quelle, die uns einen direkten Einblick in das Zusammenleben zwischen Slawen und Deutschen in den deutschen Kolonistenstädten Wagriens ermöglicht, einen Einblick, der allerdings mit den schroffen Behauptungen Ernsts und

v u s 107. Nicolaus de Slavia 697. frater Hinricus. Thetlerus Slavus 835“.

⁵⁰⁸⁾ Die Straßennamen platea Kediggorum, Flamingorum, Danorum beweisen, wie Junghans richtig hervorhebt, „daß diese Straßen bei der Begründung Kiels vorwiegend oder doch in größerer Zahl von Flämingern, Kedingern und von Dänen in Aufbau genommen sind“ (Jahrbücher für Landeskunde Schl.-Holst. 9, S. 13). Es wird nicht allzuehnl sein, von dieser bunten Zusammensetzung der Gründer Kiels einen Rückschluß auf zwar nicht dieselbe, aber eine ähnlich bunte Zusammensetzung der Gründer Lübeds zu machen, zumal nach dem unten, am Schlusse, S. 351 und 355, Anm. 600, erwähnten Zusammenhang, in den Helmold die Bemühungen Adolfs II., Kolonisten nach Wagrien zu ziehen, mit der Gründung Lübeds bringt.

⁵⁰⁹⁾ Vgl. Weinhold, Beiträge zur Kunde von Kiel im 15. und 16. Jahrhundert, in den Jahrbüchern für die Landeskunde Schl.-Holst.-Lauenburgs, Bd. 9, S. 31.

der übrigen Verfechter der Ausrottungstheorie in unvereinbarem Widerspruch steht. Nicht nur nicht von einer Ausrottung, sondern auch nur von einer Zurückdrängung, von einem hochmütigen Herabsehen der Deutschen auf die Slawen, ja nur von einer verachteten Lebensstellung der Slawen findet sich hier keine Spur. Wir finden die Slawen in Kiel als Hausbesitzer, so die beiden Christian, den Nicolaus Slavus, den Thetlevus, anscheinend auch den Miltiggus. Sie wohnen nicht verachtet, wie sonst die Juden, in einer nur ihnen zugewiesenen Gasse, sondern frei nach ihrem Belieben durch die ganze Stadt:

Christian in der Kehdingerstraße,
 Nicolaus, ebenso Boydin in der Schumacherstraße,
 der zweite Christian in der Straße am Kiel,
 der Schuster Bole in der Haßstraße.

Sie stehen mit den übrigen Bewohnern in regem Verkehr: denn Oddo de Rastorpe verbürgt sich für eine Zahlung, welche Nicolaus de Slavia et Hinricus frater suus am Tage des h. Nikolaus an Hildebrand zu zahlen haben; der eine Christian bewohnt mit dem Deutschen Heinrich Schaumburg zusammen ein kleines Häuschen; sie verkaufen nicht bloß den Deutschen ihre Häuser, sondern erstehen sich sogar von den Deutschen Häuser zu eigenem Besitze: so der eine Christian und Thetlevus = Detlef. Dabei muß man bedenken, daß im Kieler Stadtbuche naturgemäß nur die Slawen erwähnt werden, die in dem kurzen Zeitraum von 25 Jahren ein öffentliches Rechtsgeschäft gemacht haben. Der deutsche Name darf bei diesen Slawen nicht stören: nahmen die Slawen doch gewöhnlich bei ihrer Konversion einen christlichen, d. h. hier, einen deutschen Namen an. Immerhin weist das Kieler Stadtbuch auch eine Reihe slawischer Namen auf.

Von unsern 7 erwähnten Slawen hat nur Miltiggus seinen Slawennamen behalten, außer ihm erkennt Weinhold als Slawennamen den Merdiggus = Nr. 9, den Thusze = Nr. 246 und den Wiscelus⁵¹⁰). Den Namen Wiscelus, den Weinhold mit den

⁵¹⁰) N. D., S. 43—44. Haffe führt Wiscelus als Nr. 744 an: es liegt aber hier eine der so häufigen Flüchtigkeiten bei Haffe vor, denn unter Nr. 744 ist Wiscelus nicht genannt. Den gleichfalls von Weinhold genannten Theosse vermag ich nicht aufzufinden: Haffe hat in seiner Ausgabe

Namenformen Wiszelus, Wisco, Wescelo, Wesselus, Wezelus, Wesselus, Wescel, Wescelinus und Viscelus zusammenbringt, halte ich nicht für einen Slawen-, sondern einen Sachsen-, einen Westfalennamen aus derselben Namensfamilie, dem der Missionar Wagriens, der erste wagrige Bischof nach mehr als 80jähriger Pause, der h. Viscelin, angehört. Mit den Namen Merdiggus und Thusze dagegen dürfte Weinhold recht haben. Weinhold sagt: „Merding (Hasse liest: Merdiggus) gehört vielleicht auch hierher; es könnte eine Bildung aus dem Stamme mir sein, gleich Mirata, Mirota. Wahrscheinlich ist Theosse (vgl. unten, Anm. 510), Thusze aus einem slawischen Namen entstellt“ usw., vgl. unten, S. 340 (116).

Ich möchte aber auch noch andere Namen des Kieler Stadtbuches zu den slawischen rechnen, außer Merdiggus und Thusze noch:

3. den Willikinus boydin, Nr. 93, 157.

4. den sutor Bole, Nr. 215.

5. den Ywanus von 1267, Nr. 89.

6. die Thetset de gothertide, Nr. 568⁵¹¹).

So kommen zu den 7 durch den Zusatz Slavus als Slawen erkennbar gemachten Bewohnern Kiels 6 durch ihren anscheinend slawischen Namen als Slawen erkennbare Bewohner Kiels hinzu. Es sind mithin in Kiel zahlreichere slawische mit Namen genannte Einzelindividuen nachweisbar, als zu irgendeinem Zeitraum von

des Kieler Stadtbuches von 1875 die einzelnen Namen vielfach anders und wohl auch richtiger gelesen, als sie die Herausgeber der 1867 Weinhold vorliegenden Ausgaben gelesen hatten. Über den Namen Thusze vgl. man noch unten, S. 340 (= 116), Anm. 578.

⁵¹¹) Über den Namen boydin oder boytin vgl. S. 337—9, Anm. 578, über Bole: S. 330—2, Anm. 564, über Ywan: S. 335—336 (111), über Thetset: S. 339—40, Anm. 578. Die drei Namen Bole, Boytin und Ywan finden sich auch in Lübeck, ebenso der mit Thetset wohl verwandte Name Tetze. Eine abweichende Ansicht hat Weinhold über den Namen Ywan. Zwar gibt auch Weinhold zu, daß dieser Name slawisch ist, aber den Kieler Ywan will Weinhold nicht zur slawischen, sondern zur — „romano-keltischen“ Namensgruppe rechnen, zu welcher er von den Namen des Kieler Stadtbuches nur noch den Namen Flor zählt: „Iwan ist in Holstein und den Nachbarländern im 13. und 14. Jahrhundert beliebt. Jedenfalls ist nicht die slawische Form für Johann, sondern der Name des Artusritter Iwan (Zwein) darin zu suchen“. Hierzu vgl. man unten, S. 336 (112).

25 Jahren in Lübeck: 13 Slawen binnen 25 Jahren zu Kiel stehen 42 Slawen binnen 240 Jahren in Lübeck gegenüber. Allerdings erhebt meine Zusammenstellung für Lübeck auch nicht entfernt den Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit, zudem beweisen die gesetzlichen Bestimmungen, die Zollverordnungen, die Zunftrollen, die Angaben der Historiker und die Straßennamen das Vorhandensein ganzer Slawengruppen in Lübeck, aber an solchen wird es wohl auch in Kiel nicht gefehlt haben. Das Kieler Stadtbuch gibt gewissermaßen nur eine Stichprobe: aber diese Stichprobe scheint für eine verhältnismäßig stärkere Slawenbevölkerung in Kiel als in Lübeck zu sprechen, wenigstens für das 13. Jahrhundert.

Zu den drei Kieler Straßen, die wir als von Slawen bewohnt schon vorgefunden haben, kommt als vierte die Hirschstraße, die spätere Hert- oder Hart- oder jetzige Haßstraße, die platea cervorum, auf welcher der Schuster Bole ein Grundstück besaß, welches er dem hummularius Thidericus verkaufte, während Willikinus dictus boydin ebenso wie Nicolaus Slavus auf der Schumacherstraße wohnte. Boydin kann nicht unvermögend gewesen sein, denn er war in der Lage, an den Schneider Ludolf sein Wohnhaus et aream sitam in platea sutorum und außerdem ein Grundstück an den Schuster Altgerus zu verkaufen. Auch Merdiggus und Thusze scheinen nicht unbemittelte Leute gewesen zu sein, denn beide leihen Geld aus: Merdiggus 6 marcas d. auf das Haus eines Johannis filii Nicolai de Stadio, während Thusze in Gemeinschaft mit Marquardus de Parshov Geldgeschäfte macht, letzteres ein neuer Beweis für das gute Einvernehmen zwischen Deutschen und Slawen. Mindestens einer unserer 13 Slawen gehört dem Adel an (vgl. S. 333—342), denn die Thetset de goderthide (das Register gibt den Namen falsch an) weist den Titel Domina auf. Sie lebt mit dem deutschen Adel in einem anscheinend guten Verhältnis, denn sie erkennt ein Guthaben an, welches der dominus Godescalcus de Langvidele auf ihrem Grundstück hat. So sehen wir auch hier, daß die Slawen nach ihrem Gutdünken in ganz Kiel ihre Wohnung sich aussuchen können, daß sie Häuser und Grundstücke kaufen und verkaufen, Geld leihen und verleihen, Rechtsgeschäfte eingehen, Angehörige des Adels wie des Handwerks in ihren Reihen zählen, daß sie zum Teil nicht ohne Mittel

sind, im Verein mit Deutschen Häuser bewohnen und Geldgeschäfte machen: kurzum, von einer gedrückten Lage, einer Entrechtung zeigt sich, wenigstens im 13. Jahrhundert, bei den in Riel wohnhaften Slawen auch nicht die geringste Spur, sowie in Lübeck anscheinend nicht weniger als 13 Rats Herrn, 8 andere geistliche und weltliche Würdenträger, 2 fürstliche Kanzler und eine Anzahl von Bürgern slawischer Herkunft sind⁵¹²⁾.

Sicher ist die Zugehörigkeit der Rielier Landschaft zu Wagrien⁵¹³⁾. Der sog. Presbyter Bremensis, der nach R. W. Nitzsch für die spezielle Landesgeschichte Holsteins im 15. Jahrhundert eine „hervorragende Stellung einnimmt“⁵¹⁴⁾, aber trotz Lappenbergs trefflicher Ausgabe eine heut derartig unterschätzte Geschichtsquelle ist, daß Lappenbergs Wort⁵¹⁵⁾ immer noch gilt, es gebe „vielleicht keine andere Chronik unter allen deutschen Geschichtsquellen, welche — — so sehr in ihrem wirklichen Werte verkannt“ worden ist, wie das *Chronicon Holtzatie auctore Presbytero Bremensi*; — dieser sich selbst als *continuator Helmoldi* bezeichnende *Chronograph* von 1448 sagt wiederholt mit unzweideutigen Worten, daß Kyl zur terra Wayrencium gehört habe, so cap. 23⁵¹⁶⁾ und cap. 27⁵¹⁷⁾, wo er die terra Wagrie durch die folgende Angabe genauer bestimmt: „Kyl, Plone, Lutkemborg, Oldemborgh, Oldeslo, Segebergh“.

So kommt man zu dem Ergebnis, daß von einer wirklich eingreifenden deutschen Kolonisation in der Gegend von Riel erst zwischen 1233—1242, in der benachbarten Propstei vollends erst seit 1250 die Rede sein kann. Gloy behauptet, daß die im Gebiete der Urkunden von 1216, 1233 usw., d. h. in der Propstei gelegenen 5 „Dörfer Fiesbergen, Stakendorf, Krummbek, Bentfeld und vielleicht noch Neu-Ratzendorf noch heute slaw. Bauart aufweisen. Sie waren also vor 1216, in slawischer Zeit, schon vor-

⁵¹²⁾ Vgl. oben, S. 138—139 (= Bd. XII, S. 250—251) und unten, 340—341 (XIII, S. 116—7).

⁵¹³⁾ Vgl. oben, S. 288 (64) und 302 (78), Anm. 505.

⁵¹⁴⁾ Quellenammlung der Schleswig-Holst.-Lauenb. Ges. f. vaterländ. Gesch., Bd. I, S. VI, Riel 1862.

⁵¹⁵⁾ A. D., S. XI.

⁵¹⁶⁾ A. D., S. 74.

⁵¹⁷⁾ S. 94.

handen“⁵¹⁸⁾). Auch Jessien⁵¹⁹⁾ nimmt 1216 fünf Dörfer in der Propstei an: wie Gloy Bentfeld und Ratjendorf, aber statt Fiefbergen, Stafendorf und Krummbek: Passade, Varen und Gödersdorf. Jessien behauptet: „Also die Gegend von Passade, Varen, Gödersdorf, Ratjendorf und Bentfeld war um 1216 noch von Slawen bewohnt“. Von diesen 8 von Jessien und Gloy für das Wendentum im Jahre 1216 in Anspruch genommenen Dörfern müssen zunächst 6 wegen ihres deutschen Namens ausscheiden: Fiefbergen, Stafendorf, Krummbek, Gödersdorf, Bentfeld und Ratjendorf. Zwar könnten diese 6 Dörfer früher einen slawischen Namen gehabt haben, aber von einer Namenänderung ist bei allen sechs nichts überliefert. Vielmehr kommt zum ersten Male vor:

1. 1281 Gödersdorf als Goedeverdestorp,
2. 1286 Fiefbergen als Visbergen,
3. 1286 Stafendorf als Stakendorp,
4. 1286 Krummbek als Crumbeke,
5. 1418 Ratjendorf als Ratkendorp,
6. 1421 Bentfeld als Hof unde Dorp Bentveld⁵²⁰⁾.

Demnach wird man annehmen müssen, daß diese sechs Dörfer erst durch die Deutschen entstanden sind, gelegentlich jener Kolonisation, die wirklich ernsthaft in der Propstei erst nach 1250 einsetzte. Anders steht es mit den beiden Dörfern Passade und Varen. Ihre slawischen Namen Warnov und Potzade verraten ihre wagrische Herkunft: Warnov wird auch bereits 1240 erwähnt, kann also möglicherweise schon 1216 bestanden haben, Potzade wird dagegen zum ersten Male 1373 genannt; man hat also kein Recht, seine Existenz schon um 1216 anzunehmen⁵²¹⁾.

⁵¹⁸⁾ A. D., S. 31—32.

⁵¹⁹⁾ Urkundenammlung I; S. 191, Anm. 4 und 7.

⁵²⁰⁾ Vgl.: 1. Urkundenammlung I, S. 217, 388 und 390.

2. „ „ I, S. 388, 389—390.

3. „ „ I, S. 388, 390.

4. „ „ I, S. 388, 390.

5. „ „ I, S. 285.

6. „ „ I, S. 292.

⁵²¹⁾ Domini Tymmonis villa, quae Warnov vocatur, erscheint Urkundenammlung I, S. 208; Potzade I, S. 254.

Daß ein Land, welches wir nach den obigen Darlegungen noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts als von Wagiren bewohnt ansehen müssen, noch lange Zeit später Reste der alten wagirischen Bevölkerung aufgewiesen haben wird, ist selbstverständlich und auch nach Analogie der aus andern wagirischen Gauen und in Lübeck nachgewiesenen sowie in Mecklenburg leicht nachzuweisenden Beispiele anzunehmen. Wenn auf Rügen noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts⁵²²⁾ die letzten Wenden nachweisbar sind, so hat man keinen Grund, für den letzten Wagiren in der Propstei einen früheren Termin anzunehmen, um so weniger, als die deutsche Kolonisation in der Propstei später einsetzte als auf Rügen. Auf ein Datum wenigstens glaube ich hinweisen zu können. In Urkunden zwischen 1240—1250 begegnet uns ein Dorf Riszerestorp oder Rytseresdorp, das sowohl nach Jessien wie nach Biernakki⁵²³⁾ mit dem Propsteier Dorfe Wendtorf oder Wendorf 15 km nordöstlich von Kiel, unweit der Ostsee, identisch ist. Dies wohl nach einem sächsischen Adligen, ebenso wie Domini Tymmonis villa, bezeichnete Dorf Riszerestorp erscheint bereits 1448 wie noch heute unter dem neuen Namen Wendtorf, einem Namen, der offenbar verrät, daß sich in dieser abgelegenen Strandgegend Wagirenreste länger als anderswo gehalten haben. Die eigentümliche Tracht, welche die Propsteier bis vor 70 Jahren trugen und welche an die Tracht der einzigen heute noch vorhandenen Wendenreste erinnert, ferner die Gesichtsbildung und Gesichtsfarbe eines Teiles der heutigen Propsteier sind weitere Zeugen, daß sich in der Propstei besonders lange Wagirenreste

⁵²²⁾ Auf Rügen ist eigentümlicherweise der Name und der Tod der letzten slawisch sprechenden Wandin aufgezeichnet worden, allerdings nur als On dit, demzufolge 1404 die Gulizin gestorben sein soll, „welche sampt irem Manne die letzten waren, die im Lande zu Rügen wendisch konten reden“. (Baltische Studien, Jahrg. 44, S. 56.) Im hannoverschen Wendlande dagegen haben sich Reste des Draväno-Polabischen bis ins 18. Jahrhundert gehalten. (Paul Kost, die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannoverschen, Leipzig 1907, S. 26.)

⁵²³⁾ Urkundensammlung I, S. 208, Anmerkung 8 und S. 655. Die Urkunde von 1448 steht I; Nr. 122, S. 315.

gehalten haben müssen, länger wohl noch, als nur das Mittelalter hindurch, und daß sich die Germanisation, die Vermischung dieser Wagirenreste mit den niederländischen Kolonisten teilweise noch heute⁵²⁴⁾ erkennen läßt.

⁵²⁴⁾ Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Angaben Gloy's, die sich bezüglich der Tracht auf Schmidts vor einem Jahrhundert zu Kiel erschienenen Buch stützen: „Die Probstei Preek“. Gloy sagt: „Ob die heutigen Probsteier Wenden oder Niederländer seien, ist bekanntlich lange eine Streitfrage gewesen und ist es auch noch. Die Vertreter der ersten Ansicht stützen sich namentlich auf die Ähnlichkeit der Probsteier Tracht mit der der Lausitzer Wenden. Und sie ist in der Tat frappierend. Die kurzen mit blauem Bande (in der Probstei Verböhrels genannt) besetzten Röcke, das Verhüllen in Trauer mit dem Schlappen, die um den Kopf gewundenen Tücher, endlich die Schuhe sind in der Probstei wie in der Lausitz nahezu dieselben. Es scheint in der Tat, als ob die vor etwa 50 Jahren noch allgemeine Tracht der Probsteier Mädchen und Frauen ursprünglich den Wendinnen eigen gewesen ist“. Gloy weist dann darauf hin, daß der Prozentsatz der Blonden und Blauäugigen nach den Untersuchungen des Dr. Meißner um 1890 im Kreise Plön mit 47%, den der Blonden im Kreise Süderdithmarschen mit 44% überwiegt und dem der Blonden im Kreise Norderdithmarschen mit 47% gleichkommt. Gloy fährt dann fort: „Masse also gegen Masse gehalten ergibt in diesem Punkte keinen Unterschied. Aber daraus darf man noch nicht schließen, daß die Wenden aus der Probstei alle vertrieben worden seien. Es kommt eben nicht allein auf Haar- und Augenfarbe an (die übrigens bei den Slawen bekanntlich auch oft blond und blau ist; Ohnesorge), sondern auf die ganze Gesichtsbildung und auf die Gesichtsfarbe. (?) Daß diese slawischen Einfluß verrieten, wird von Kennern der Probsteier mit Entschiedenheit behauptet. Erweisen ließe sich das am ehesten an der Bevölkerung zwischen Hagener Au, Selenter See und Schwartbuck, wo ja die Wenden am längsten (?) nachweislich (?) gegessen haben. Was endlich noch einmal die Tracht betrifft, so sahen wir bereits, daß die Lausitzer und Probsteier mehrere Ähnlichkeiten aufweist, während zwischen der Niederländer und Probsteier im Grunde nur eine vorhanden ist. Das ist der Kopfsputz der Frauen. Wir finden nahezu denselben bei den Probsteierinnen, den Vierländerinnen und den Amagerinnen. Bei den letztgenannten weist er natürlich auf niederländische Herkunft hin. Ob auch bei den Probsteierinnen ist vielleicht noch fraglich. Wendische und niederländische Sitte kann sich hier verquickt haben. Wenn man alle Anzeichen für und wider zusammenfaßt, so dürfte sich als Endergebnis aussprechen lassen dürfen: Die heutigen Probsteier sind eine Mischung von Niederländern und Wenden“. Gang der Germanisation in Ostholstein, S. 32—33.

§ 12. In der terra Ymbriae oder auf
Fehmarn.

Die Insel Fehmarn wird zum ersten Male in den um 1075 geschriebenen Gesta Hammaburgensis Ecclesiae pontificum Adams von Bremen erwähnt, und zwar zweimal kurz hintereinander, aber unter zwei verschiedenen Namen: als Imbra⁵²⁵) und Fembre.

⁵²⁵) Waitz weist 1876 in der 2. Auflage der Schulausgabe der MG. darauf hin, daß die praefectura Aalborghus olim Himbusysel, hodie Himmersysel nomine appellari und sieht es nicht als sicher an, ob man unter Imbra Fehmarn zu verstehen habe: „Fortasse Fehmern“, S. 164, Anm. 8. — Aber dieser Zweifel kann als berechtigt nicht anerkannt werden. Eine Urkunde von 1234 könnte dieses Schwanken allenfalls noch begreiflich erscheinen lassen. Nach ihr überläßt Waldemar II., König der Dänen und Slawen, dem Bischof von Ripen den Pflugschatz in Hardshjssel, Wardshjssel und Almindshjssel. In dieser Urkunde heißt es: „Datum apud ymbriam“. (Bei Haffe I; Nr. 521, S. 239. — Haffe nimmt es als selbstverständlich an, daß man hier unter ymbria „Fehmern“ zu verstehen habe, vgl. Register, S. 370.)

Man könnte nach der Anmerkung von Waitz auf den Gedanken kommen, als ob ymbria in irgendeinem lokalen Zusammenhange mit den Lokalitäten Ründe, die mit syssel zusammengesetzt sind. Allein nicht weniger als vier mit syssel zusammengesetzte Ämter finden sich in einer Urkunde vom 22. April 1340 (bei Haffe III, Nr. 1065, S. 624): wendeszusel (= Thisted), dudeszusel (zwei beachtenswerte Ortsnamen, vgl. Teil I, S. 19 dieser Arbeit = Band XII, S. 131 dieser Zeitschrift), himmerszusel (= Himmersjssel) und wardessusel, die alle vier auch in einem Diplom vom 19. Mai 1340 erwähnt werden (bei Haffe III, Nr. 1070, S. 628 und 629) als: wendeszusel, Dudezsusel, hummerszusel oder hymmerszusel und wardesysel, ohne daß in den beiden langen Urkunden irgendwie ymbria genannt würde, vielmehr ist nur von Jütland die Rede. Ich verstehe demnach nicht, warum Waitz Adams Imbra mit dem jütländischen Himmersjssel in Zusammenhang bringen kann: Fortasse Fehmern; —. Nomen Imbrae huic insulae datur in chartis comitum Holsatiae saeculi XIV. Notandum tamen olim Himbusysel, hodie Himmersysel nomine appellari praefecturam Aalborghus. Die Namen Imbra und Himbusysel wird Waitz doch nicht etwa haben identifizieren wollen! Fehmarn wird nicht nur in holsteinischen Urkunden des 14., sondern auch in dänischen Urkunden des 13. Jahrhunderts als Imbria bezeichnet.

Ebenso unverständlich wie die angeführte Anmerkung von Waitz sind mir die Behauptungen von Leverkus (Urkundenbuch des Bistums Lübeck, S. 16, Anm. 1): Adam bezeuge, „daß im eilften Jahrhundert die Insel

Die unten gegebenen Nachweisungen lassen keinen Zweifel bestehen, daß Imbra oder Ymbria der alte germanische, bei den Dänen konservierte Name war, während man unter Fembre einen Namen slawischen Ursprungs zu verstehen hat, so wie uns um dieselbe Zeit für die alte Hauptstadt Wagriens als dänischer Name Brandenhuse, als slawischer Name Starigard überliefert wird⁵²⁶). Man deutet den Namen Fembre = ve-morje, d. h.

Imbre zu Dänemark gehörte“ und Adam halte „die Insel Imbre — irrig für eine andre als die Insel Fembre“. Beides ist nicht der Fall. Adam rechnet Fehmarn vielmehr zum Slavenlande und hält Imbre und Fembre nicht für verschiedene Inseln, sondern kommt nur zweimal auf dieselbe Insel Fehmarn zu sprechen, und zwar jedesmal unter einem anderen ihrer beiden Namen, etwa wie Helmold dasselbe Neumünster bald Falbera, bald Wippendorf und denselben Kalkberg bald Kalberg, bald Sieberg sowie dasselbe Eldenburg bald Aldenburg, bald Starigard, bald Antiquipolis, bald Brandenhuse nennt. Schon 44 Jahre nach 1234 ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Damals verlobt Erich, König der Dänen und Wenden, seinen Nachfolger und sichert der Braut, einer braunschweigischen Prinzessin, unter anderm die Inseln Fehmarn und Samjö. Auch in dieser Urkunde von 1278 heißt es: „*terram Imbrie*“. In einer dritten Urkunde, vom 15. März 1278, wird Imbria als die Stelle einer Zusammenkunft mit Herzog Albrecht von Braunschweig bestimmt (bei Hassé II; Nr. 539, S. 215 und Nr. 540, S. 216). Abermals 42 Jahre später, im Jahre 1320, beurkunden die Incole terre ymbrie ihre Zugehörigkeit zur Krone Dänemarks und um dieselbe Zeit wird das Fehmarnsche Landrecht als *leges Terre Imbrie* bezeichnet (bei Hassé III; Nr. 431 und 433, S. 235). Handelte es sich bisher nur um dänische Geschichtsquellen, so wird 1321 auch in einer Urkunde des Grafen von Holstein Fehmarn als ymbria erwähnt; 1328 gibt Christof, König der Dänen und Wenden, dem Grafen Johann von Holstein „*Terram nostram ymbriam*“ zu Lehen (bei Hassé III; Nr. 437, S. 238 und Nr. 666, S. 378). Abermals 32 Jahre später wird eine Bestätigungsurkunde Adolfs, des comes Holtzatie et Stormariae, 1360 in terra Ymbriae gegeben und noch zwischen 1426—1443 wird Thomas, der als *Canonicus* dem Kollegiatstifte in Gutin angehörte, Pfarrer zu Petersdorf *infra Ymbriae* (Urkundensammlung I; Nr. 57, S. 246 und S. 384: „*primo Uthinensis canonicus, postea plebanus factus infra Ymbriae in Peterstorpe*“). Nach diesen Ausführungen, die beweisen, daß in ununterbrochener Reihenfolge von 1234—1443 der Name Ymbria oder Imbria für Fehmarn nachweisbar ist, kann der Zweifel von Waiz, ob man unter dem Imbra Adams von 1075 Fehmarn zu verstehen habe, als berechtigt nicht anerkannt werden.

⁵²⁶) Vgl. oben, S. 80 (Bd. XII dieser Ztschr., S. 192).

im Meere, wie Pommern = po-morje, d. h. am Meer.⁵²⁷⁾ Adam gibt die Lage Fehmarns und seiner ihm gegenüberliegenden Nachbarinsel Laaland richtig an: beide Inseln liegen im Südosten von Fühnen, Laaland weiter nach dem Innern Dänemarks⁵²⁸⁾

⁵²⁷⁾ Erst nachträglich erfahre ich, daß ich bezüglich der Zurückführung des Namens Imbra auf germanischen Ursprung und der Identifizierung des deutschen und slawischen Namens für dieselbe Insel zu demselben Ergebnis gelangt bin wie August Sach auf einem jüngst zu Neumünster gehaltenen Vortrage. („Die geschichtlich bedeutsamen Doppelnamen im Herzogtum Schleswig“, Sonderdruck aus der „Nordmark“, S. 4, Habersleben 1910).

Während Waiz zweifelt, ob Imbra und Fembre die gleiche Insel sei; Leverkus behauptet, Adam halte die Namen für zwei verschiedene Inseln und Wattenbach Imbra mit Laaland identifiziert, jagt Krabbo, sich auf Bernard und Lönborg stützend, Imbra bedeute die Westhälfte von Wden, wo gleichfalls ein Wendstift existiert. (Hans. Geschichtsabl. 1909; S. 46).

⁵²⁸⁾ IV; cap. 16, bei Waiz S. 164: „Ceterum insulae Funi adjacent aliae septem minores ab euro, hoc est — Imbra — Laland —, cum Laland interius vadat ad confinia Sclavorum“. Waiz will auch hier einen Irrtum Adams erkennen: „In describendo situ Lalandiae errat noster, cum haec rectius de insula Fehmern dixisset“. Allein ich kann Waiz auch hierin nicht beipflichten, ebensowenig wie Wattenbach, der 1886 in der 2. Auflage der Übersetzung Adams, S. 211, Waiz offenbar folgt: „Er verwechselt Laland mit Fehmarn“. Nach meiner Ansicht irren Waiz und Wattenbach, aber nicht Adam, der die Lage Fehmarns und Lalands richtig angibt. Adam spricht von sieben Inseln im Südosten Fühnens, nennt aber nur fünf mit Namen: Moen, Fehmarn, Falster, Laaland und Langeland. Diese fünf Inseln liegen ringförmig im Südosten Fühnens um die Hauptinsel Seeland, den Kern Dänemarks. Nur zwei von ihnen liegen hinter einander, alle andern nebeneinander, mithin kann die Bestimmung „von denen — weiter nach dem Innern zu sich erstreckt“, „cum interius vadat“, nicht auf alle fünf, sondern meines Erachtens nur auf die einzigen beiden der genannten fünf Inseln bezogen werden, die nicht neben-, sondern hintereinander liegen, das sind Fehmarn und Laaland.

„Weiter nach dem Innern zu“ — von welchem Lande? Adam hat von Fühnen und Seeland gesprochen und fährt fort: „Übrigens liegen noch sieben andere kleinere Inseln im Südosten von Fühnen: — Fehmarn — Laaland —, von denen Laaland weiter nach dem Innern zu sich erstreckt“. Ich meine, dieser Zusammenhang läßt erkennen, daß man bei der Bestimmung: „weiter nach dem Innern zu“ nicht an Deutschland, sondern an Seeland denken muß. Dann stimmen alle Daten überraschend genau.

zu, in der Nachbarschaft der Wenden, d. h. Fehmarns. So wird die interessante Angabe Adams ein Anzeichen, daß Fehmarn um 1075 slawisch war, also damals noch zu Wagrien gehörte. Zwei Kapitel später werden diese Angaben nochmals bestätigt, nur daß Adam nunmehr den slawischen statt des germanischen Namens Imbra anführt: Fembre. Adam führt aus, daß von den am Rande des slawischen Gebietes liegenden Inseln — *illae autem insulae quae Sclavis adiacent insigniores accepimus esse tres* — drei die wichtigeren sein sollen, *quarum prima Fembre vocatur*. Der Umstand, daß als die zweite, Fembre adäquate dieser drei⁵²⁹⁾ Inseln das rein slawische Rügen aufgezählt wird, damals ein in der ganzen Ostsee gefürchteter Hauptstiz der Slawen,

Fünf Angaben macht Adam über die hintereinander liegenden Nachbarinseln Laaland und Fehmarn:

1. beide liegen im Südosten von Fühnen,
2. beide sind kleiner als Fühnen,
3. beide sind fruchtbar,
4. Laaland liegt näher nach dem Innern Dänemarks, nach Seeland zu, als Fehmarn,
5. Laaland liegt in der Nachbarschaft der Wenden, *ad confinia Sclavorum*: nämlich gegenüber der Wagrireninsel Fembre oder Fehmarn, den Slawen tatsächlich näher, als alle anderen Inseln und Distrikte des dänischen Reiches. Daß Fehmarn 1075, zur Zeit der Vorherrschaft der Slawen über die Ostsee, schon dänisch war, ist nicht nur nirgends bezeugt, sondern auch an und für sich nicht denkbar. Aus Helmold wissen wir, daß zur Zeit des zu Altlübeck residierenden Slawenkönigs Heinrich, d. h. von 1093—1127, die Wagrien vorgelagerten Inseln, also in allererster Linie Fehmarn, slawisch waren.

Man braucht in den sieben Worten: „*cum Laland interius vadat ad confinia Sclavorum*“ nur zwischen *vadat* und *ad* ein Komma zu setzen, um den dargelegten Sachverhalt auch äußerlich kenntlich zu machen.

⁵²⁹⁾ Auf die dritte der drei *insigniores insulae*: „*tertia est illa quae Semland dicitur*“, gehe ich hier nicht ein, da Semland nicht in den Rahmen dieser Untersuchung gehört. Doch wird Semland in einem Gegensatz zu den Wendeninseln Fehmarn und Rügen gebracht. Seine Bewohner sind nicht Slawen, sondern Pruzzi. Während die Sembi vel Pruzzi Semlands *homines humanissimi* sind, welche Adam den Bremern und Hamburgern

ist ein fernerer Hinweis, daß damals auch Fehmarn noch slawisch war, also zu Wagrien gehörte, wie denn Adam hinzufügt: „*Haec opposita est Wagris*“, das heißt nicht etwa: Fehmarn gehörte nicht zu Wagrien, sondern nur: es liegt dem wagräischen Festlande gegenüber, scilicet als eine zu Wagrien gehörende Insel. Entsprechend dem *haec opposita est Wagris* berichtet Adam auch von Rügen, dessen Bewohner, die Ranen, ebenso zu den Wilzen gehörten, wie die Fembraner zu den Wagiren bzw. zu den wagräischen Obotriten: „*Altera est contra Wilzos posita*“, womit ebensowenig gesagt sein soll, daß die Ranen nicht zu den Wilzen gehören, als dort, daß die Fembraner nicht zu den Wagrern gehören, Helmold sagt: Wagiren. Adams Kenntniß der Gegend ist so genau, daß er sogar die Aussicht von den Höhenzügen der terra Aldinburg anzugeben weiß: man kann von ihnen aus ebensogut Fembre erblicken, wie das noch weiter ab nach Norden, hinter Fehmarn, liegende Laaland: „*ita ut videri possit (scilicet Fembre) ab Aldinburg, sicut illa (scil. insula) quae Laland dicitur.*“

Es ist ganz merkwürdig, wie häufig und wie gründlich Adams zutreffende Angaben über Fehmarn mißverstanden werden, so daß man bei ihm durchaus da Irrtümer konstatiert haben will, wo alles der Wirklichkeit entspricht. Ich suche den Grund für diesen Mangel an Verständnis in unzureichenden geographischen Kenntnissen oder einer unzulänglichen Fähigkeit, sich in die Topographie einer Gegend etwas genauer zu versetzen. Außer den schon genannten irrigen Behauptungen von Waiz, Wattenbach, Krabbo und Leverkus bin ich in Wattenbachs 1896 erschienener Übersetzung Arnolds von Lübeck (S. XII) auf eine Behauptung von Alfred Lange von 1894 gestoßen, die Hermann Krabbo, ohne sie zu kennen, 1909 (a. D., S. 43) wiederholt: Adams Angabe bzw. die entsprechende auf Adam beruhende Mitteilung Helmolds sei falsch, da man von der Stadt Aldenburg aus unmöglich Fehmarn oder gar Laaland erblicken könne. Letztere Behauptung trifft allerdings zu, aber, nicht die Behauptung, daß hier ein Irrtum Adams oder

geradezu als Vorbild gegenüberstellt, sind die Bewohner Fehmarns und Rügens Seeräuber und „*latrones cruentissimi, qui nemini pareant ex transeuntibus. Omnes enim quos alii vendere solent, illi occidunt*“.

Helmolds vorliege, denn Adam sagt nirgends, daß man Fehmarn und Laaland von der tief an einem ehemaligen Meeresarm liegenden Stadt Aldinburg aus sehen könne, sondern nur ab Aldinburg, womit er hier selbstverständlich die bei Helmold wiederholt erwähnte terra Aldenburgensis, den alten Wagirengau Aldinburg oder die Zupanie Starigard meint, vielleicht auch das von ihm⁵³⁰⁾ selbst erwähnte Bistum Aldinburg, aber nicht die Stadt Aldinburg. Von den Höhen des Oldenburger Landes aus habe ich selbst⁵³¹⁾ wiederholt Fehmarn wie Laaland klar erkennen können, ebenso wie von der geologisch so hochinteressanten Steilküste des Oldenburger Landes aus, südwestlich von Heiligenhafen.

Hundert Jahre später, um 1168, werden Adams Nachrichten durch Helmold ganz unzweideutig bestätigt. Hatte Adam gesagt, Fembre und Rügen adjacent Scavis, eine Wendung, die einigen Forschern seltsamerweise es nur als hypothetisch hat erscheinen lassen, ob Fehmarn 1075 von Wagertwenden bewohnt gewesen ist oder nicht, so sagt Helmold, der 1156 persönlich in Aldinburg gewesen ist, daß Vemere und Rügen den Slawen nicht bloß adjacent, sondern von den Slawen bewohnt werden⁵³²⁾.

Zu diesen geographischen Zeugnissen Adams und Helmolds, denen zufolge Fehmarn sowohl 1075 wie 1168 zu Wagrien gehörte und im 11. wie im 12. Jahrhundert von Slawen, nicht von Dänen oder Deutschen bewohnt wurde, kommt die Angabe des Chronicon Holtzatie auctore Presbytero Bremensi, daß Fehmarn slawisch war, und zwar erhellt aus dem Zusammenhange, daß der Pres-

⁵³⁰⁾ Adam bezeichnet II, 14 a. D. S. 50, das Aldinburger Bistum als den sextus episcopatus Slavoniae. Vgl. oben, S. 264 (40); IV u. V, Nr. 14—18.

⁵³¹⁾ Auch sonst ist die weitreichende Aussicht, die man von den Höhen Aldinburgs aus, einer alten Moränenlandschaft, genießt, gerühmt worden. So spricht v. Schröder (Topographie Holsteins, II, S. 307—308) von einer Waldung bei Putlos „auf dem höchsten weithin sichtbaren Punkte des Landes Oldenburg“, von der „man die schönsten Aussichten bis nach Mecklenburg genießt“. Der nächste Punkt Mecklenburgs liegt aber noch etwas weiter von der Steilküste südwestlich von Heiligenhafen bzw. von der Putloser Heide entfernt, als der nächste Punkt Laalands, der von jener Steilküste 40 km entfernt ist.

⁵³²⁾ Helmold I, 2; bei Schmeidler S. 9, 3—4; „Sunt et insulae Balthici maris, quae incoluntur a Slavis, quarum una Vemere vocatur“.

hyter Fehmarn zu Wagrien rechnet, denn er führt von Slauia zunächst die wagrigen Städte, dann Lübeck an, geht dann auf Mecklenburg und die östlichen Slawenländer über und nennt Fehmarn zwischen den wagrigen Städten und Lübeck: „Nam a flumine Egdora, que est finis regni Dacie, erat initium Slauie: Nygemunster, Kyl, Lutkemborg, Segebergh, Oldemborg, Imbria, Lubeke, Sweryn et sic ad orientem ascendendo — —“⁵³³).

Den geographischen Angaben des Mittelalters entsprechen die geschichtlichen Nachrichten. Als nämlich Heinrich, der Sohn des Slawenfürsten Gottschalk, aus Dänemark zurückkehrte, um sein väterliches Reich in Besitz zu nehmen, dessen damals der energische Christen- und Sachsenfeindliche Cruto sich bemächtigt hatte, welcher ein auf strengnationaler Grundlage errichtetes Slawenreich von Rügen bis nach Schleswig und bis zur Nordsee gegründet hatte⁵³⁴), da griff Heinrich zunächst omnem maritimam Slavorum provinciam von Dänemark aus an, wiederholte diese Einfälle in die Küstengegenden ein zweites und drittes Mal, so daß er omnibus Slavorum populis, welche die Inseln und die Küste bewohnten „insulas et litus maris habitantibus“, einen gewaltigen Schrecken einjagte. Unter diesen slawischen Inseln kann man nur Fehmarn, Poel und Rügen verstehen, denn darüber, daß Alsen oder Arrö jemals slawisch gewesen wären, liegt nicht die geringste Nachricht vor: andere Inseln außerhalb Dänemarks gibt es aber nicht im südwestlichen Ostseebecken. Dieser dreimalige Überfall der slawischen Inseln im südwestlichen Balticum muß kurz oder einige Jahre vor 1093⁵³⁵) erfolgt sein. Ferner berichtet Helmold⁵³⁶), daß diesem Slawenkönig Heinrich, der von 1093—1127 regierte⁵³⁷), universae Slavorum nationes dienten, quae sunt inter Albiam et mare Balticum. Daß man hierbei in

⁵³³) Cap. 15, a. D., S. 34.

⁵³⁴) Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte I, S. 250—251.

⁵³⁵) Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte I, S. 252—254.

⁵³⁶) I, 33; bei Schmeidler S. 66, 14 und 16—17 sowie I, 36; bei Schmeidler S. 72, 13—18.

⁵³⁷) Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte I, S. 254; S. 153, Ann. 387 und S. 97—98; an der zuletzt erwähnten Stelle finden sich auch die Nachweise für den Königtitel des „Henricus rex Slauorum“.

erster Linie mit an die beiden von Adam quasi als Zwillinginseln charakterisierten Eilande Fehmarn und Rügen zu denken hat, geht nicht nur aus der schon erwähnten Tatsache hervor, daß Heinrich mit dem dreimaligen Überfall der slawischen Inseln vor 1093 die Wiedereroberung seines väterlichen Reiches begann, sondern auch, daß Helmold einige dieser universae Slavorum naciones aufzählt, darunter an erster Stelle Rügen und Wagrien, also auch Fehmarn, im Auge hat: „Servieruntque Ranorum populi Heinricho sub tributo, quemadmodum Wagiri, Polabi, Obotriti, Kycini, Cyreipani, Lutici, Pomerani.“ —

So haben wir für die Jahre 1075, die Zeit vor 1093, die Zeit von 1093—1127, die Zeit um 1168 durch Adam und Helmold direkte und indirekte Zeugnisse, daß Fehmarn im 11. und 12. Jahrhundert von Slaven bewohnt wurde und zu Wagrien gehörte⁵³⁸). Darauf kam die Insel an die Dänen, die mit der Besetzung dieser Laaland gegenüberliegenden Insel ihre Absichten auf das ganze Slavengebiet an der Ostsee nach Heinrichs des Löwen Tod⁵³⁹) zu verwirklichen begannen. Erst unter der dänischen Herrschaft wird die deutsche Kolonisation auf Fehmarn begonnen haben. Allein an eine systematische Ausrottung der Wagiren auf Fehmarn durch die Dänen ist noch weniger zu denken, als an eine solche durch die Deutschen im übrigen Transalbingien.

So kann es nicht überraschen, daß auch auf Fehmarn noch im 13. Jahrhundert Wagirenreste nachweisbar sind. Gloy weist darauf hin, daß nicht weniger als fünf Dörfer auf Fehmarn als *villae slavicae* bezeichnet werden, und zwar noch 1231

⁵³⁸) Man versteht nicht, wie Gloy, bei so ausgezeichneten deutschen zeitgenössischen Geschichtsquellen wie Adam und Helmold, mangels deutscher Quellennachrichten — „Direkte historische Nachrichten über die Insel bis in den Anfang der neueren Zeit besitzen wir nicht“ — auf dänische Quellen, Waldemars Erdbuch und Saxo, „welcher freilich direkt von der Insel nicht spricht“, angewiesen zu sein behaupten kann; wie er ferner etwas, was Adam als Tatsache berichtet, als eigene Mutmaßung hinstellen kann: „Man wird es als sicher betrachten dürfen, daß die Insel (Fehmarn) einer jener Ausgangspunkte für die wendischen Seeräuberfahrzeuge gewesen ist“, a. D., S. 37.

⁵³⁹) Vgl. Teil I, S. 105—107 dieser Arbeit (Bd. XII, S. 217—219 dieser Zeitschrift.)

in Kong Waldemars „Jordbog“: Daenskaethorp (Dänshendorf), Potgardae (Putgaarden), Lymaekaenthorp (Lemfendorf), Gamaenthorp (Gammendorf) und Galaenthorp (Galendorf). In einem sechsten Dorfe, in Presen (vormals Praezniz), hält Gloy noch bis vor kurzem wahrnehmbare slawische Spuren für möglich, indem er sich auf eine Beobachtung von Georg Hansen⁵⁴⁰⁾ bezieht, derzufolge die Bewohner Presens „sich durch Tracht und Gebräuche von den übrigen Fehmaranern unterschieden haben“.

Ein siebentes Dorf auf Fehmarn, in dem noch im 13. Jahrhundert slawische Spuren wahrnehmbar sind, ist die villa Nicholai, das heutige Klausdorf, in dem damals „Slawen und Kolonisten nebeneinander“ gewohnt haben müssen, da „in jenem Dorfe nach mansi oder hovae (dem deutschen Landmaß) und nach unci (= Hakenhufe, dem slawischen Landmaß) gezählt wird“⁵⁴¹⁾.

Der Slawenzins und die Slawenhufe.

Als auf ein Analogon zu diesem Nebeneinandervorkommen der deutschen mansi und der slawischen unci innerhalb ein und derselben Dorfgemeinde mache ich auf das schon erwähnte (vgl. oben, S. 265) Dorf Dudeschen Gnenynghe, Deutsch-Geningen oder Genin im benachbarten Gau Aldenburg aufmerksam. Mit Recht glaubt v. Schröder⁵⁴²⁾: daß um 1426 vom deutschen Acker 6 Scheffel Gerste, vom slawischen Acker 2 Scheffel Roggen an das Lübecker Hochstift gezahlt wurden, scheine zu beweisen, daß es damals noch Slawen in Genin gegeben habe. Die Slawen hatten einen geringeren Zehnten an die Kirche zu zahlen als die Sachsen, da sie bei ihrem erheblich weniger rationellen landwirtschaftlichen Betriebe weniger produzierten als die Sachsen, indem sie mit ihrem hakenförmigen Pfluge nur einen kleineren Acker, eben die nach diesem primitiven Geräte benannte Hakenhufe, uncus, zu bewältigen vermochten als die Sachsen.

Schon in der Urkunde, in welcher Heinrich der Löwe die Freiheiten der drei von ihm gegründeten Bistümer bestimmt, wird

⁵⁴⁰⁾ Gloy zitiert: „Geogr.-histor.-statistische Beschreibung der Insel Fehmarn, Altona 1832“.

⁵⁴¹⁾ Gloy, a. D. S. 38.

⁵⁴²⁾ N. D., I, S. 8 und 416.

die Abgabe der Slawen an die Kirche festgesetzt, am 7. November 1169, und zwar auf drei Maß. Doch sind diese mansurae möglicherweise etwas größer gewesen als gewöhnlich. Denn Jacob⁵⁴³⁾ macht darauf aufmerksam, daß die Zehntgarbe ein Drittel größer sein mußte als die andern und im Slawischen snop hieß, ein Wort, das später auf Rügen zu dem im Volksmunde gebrauchten Ausdruck Schwobb wurde. Auch der Name für den wendischen Hafenspflug, radlo, hat sich auf Rügen noch lange erhalten, nicht minder das auch von Helmold erwähnte Kuriz, das der wendischen Bezeichnung für Scheffel, kórc, entspricht. Die Urkunde von 1169 trifft folgende Bestimmung⁵⁴⁴⁾: „census autem Sclavorum de unco tres mansure, quod dicitur kuriz, et solidus unus“. Buchstäblich dieselbe Abgabe der Slawen an die Kirche wird von Walbemar, dei gratia danorum slavorumque Rex, 1215 festgesetzt, nicht minder vom Grafen Albert von Holstein⁵⁴⁵⁾. Noch genauer als durch die Urkunden werden wir auch hier durch Helmold unterrichtet, der in seiner Bosauer Parochie sowohl Sachsen wie Slawen hatte⁵⁴⁶⁾. Nach ihm hatten die sämtlichen Slawen, von den Polen

⁵⁴³⁾ Das wendische Rügen, baltische Studien, Jg. 44, 1894, S. 63.

⁵⁴⁴⁾ Mecklenburgisches Urkundenbuch I; Nr. 90, S. 84. Dieselbe Bestimmung findet sich in einer zweiten Ausfertigung desselben Aktes vom 7. November 1170, bei Levertus I; Nr. 8, S. 12.

⁵⁴⁵⁾ Levertus, Nr. 29, S. 34; Nr. 30, S. 36.

⁵⁴⁶⁾ Helmold I; 88, bei Schmeidler S. 174, 3—10. Helmold sagt an dieser Stelle: ein slawischer Pflug würde zu zwei Ochsen und ebensoviel Pferden gerechnet. An anderer Stelle (I, 14; bei Schmeidler S. 28, 2—6) berechnet Helmold das Pfluggespann auch auf zwei Ochsen, aber nicht auf zwei, sondern nur ein Pferd. Der bischöfliche Zins, „der die Stelle des Zehnten vertritt“, wird für das Ende des zehnten Jahrhunderts, für die Zeit, als Bischof Wago das oratorium und die caminata murato opere facta in Rezenna besaß, d. h. für die Jahre bis 983—988 (Schmeidler, S. 26, Ann. 4), anders als etwa zwei Jahrhunderte später angegeben. Helmold sagt, damals habe der bei den Obotriten gebräuchliche bischöfliche Zins aus einem Maß Korn, vierzig Bund Flachs und zwölf Pfennig guten Geldes, dazu aus einem Pfennig für den Einsammler bestanden. Genau denselben Zins gibt Helmold für die Zeit zwischen 965—973 als Kirchenzehnten der Wagiren und Obotriten an einer dritten Stelle an (I, 12; bei Schmeidler S. 25, 24—30). Ich möchte aus der ganz anderen Bemessung des slawischen

und Pommern bis zu den Polaben und Wagiren, von jedem Pfluge 3 Scheffel Weizen und 12 Stück der moneta publica zu zahlen, während die Sachsen von jeder Hufe 6 Scheffel Weizen und 8 Scheffel Hafer an die Kirche zu zehnten hatten⁵⁴⁷⁾. Doch lag in dieser fast doppelten Höhe, wie eben dargelegt und, wie es auch selbstverständlich ist, keineswegs eine Ungerechtigkeit. Robert Belz⁵⁴⁸⁾ sagt: „Erst die deutschen Kolonisten des 12. Jahrh. haben den Steinbau, die Wassermühle und den schweren deutschen Pflug nach Mecklenburg gebracht“.

Kirchzehnten um 960 und 1160 den Schluß wagen, daß, wohl infolge der Durchsetzung mit deutscher Landwirtschaft, der früher gering geschätzte Körnerbau auf Kosten des ehemaligen, nationalen Flachsbaues stark zugenommen hatte, eine Wahrnehmung, für die auch der Umstand zu sprechen scheint, daß Helmold ein slawisches Pfluggespann um 965 auf ein, um 1160 auf zwei Pferde bemißt: der slawische Pflug von 1165 scheint demnach infolge des kulturfördernden deutschen Einflusses ein wenig schwerer geworden zu sein, wenn er auch immer noch erheblich leichter als der deutsche war. Schmeidler macht noch auf eine Berechnung des slawischen Kirchzehnten in Heinrichs Chronicon Lyvoniae aufmerksam.

⁵⁴⁷⁾ Die Helmoldstelle über d. slaw. Kirchzehnten, den Heinrich d. Löwe, wie oben erwähnt (vgl. Teil I, S. 74 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 186 dieser Zeitschr.), in den Jahren 1159—1160 einführt, lautet: „Et precepit dux Slavis, qui remanserant in terra Wagirorum, Polaborum, Obotritorum, Kicinorum, ut solverent reditus episcopales, qui solvuntur apud Polanos atque Pomeranos, hoc est de aratro tres modios siliginis et duodecim nummos monetae publicae, Modius autem Slavorum vocatur lingua eorum curitce. Porro Slavicum aratrum perficitur duobus bubus et totidem equis“. Wattenbach übersetzt perficitur mit „wird gerechnet zu“. — Zwei Jahre später wurde nach Helmold I, 92, bei Schmeidler S. 181, 16—21, der Kirchzehnten der Deutschen wie folgt festgesetzt: „Quapropter Holzatenses necessitate constricti presente duce cum pontifice tale pactum inierunt, ut facerent augmentacionem decimarum et solverent de manso sex modios siliginis et octo avenae, illius, inquam, modii, qui vulgo dicitur hemmete“ (= Himpten).

Interessante Angaben über aratrum, aratura, radlo, korecz und die Abgaben finden sich noch bei Wilh. Boguslawski, Geschichte des nordwestlichen Slaventums bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Bd. II, Posen 1889, S. 627—8, Anm. 178. Das vierbändige Werk ist noch nicht ins Deutsche übertragen worden. Ebenso in dem gleichfalls nicht ins Deutsche überjetzten „Prove. Hřst. Wörterbuch des slawischen Rechts“, Prag 1904, S. 3 unter aratrum, S. 159—60 unter mansus, von Jireček.

⁵⁴⁸⁾ Wendische Altertümer, i. d. mecl. Jahrb. 58, S. 188, Schwerin 1893.

Die Quellen lassen keinen Zweifel, daß der Zehnte nicht ein für allemal gleich war. Zwar scheinen die Bestimmungen Heinrichs des Löwen für gewöhnlich die maßgebenden gewesen zu sein: sie finden sich z. B. in einer Urkunde König Waldemars wieder von 1215, aber infolge besonderer Umstände von verheerenden Kriegen, Einfällen und Hungersnöten fanden auch Herabsetzungen statt, bald allgemeiner, bald lokaler Natur. So wurde infolge der furchtbaren Verheerung, mit der Fürst Cruto, 1066—1093, ganz Transalpingien heimgesucht hatte, vom Hamburger Erzbischof der Zehnte herabgesetzt. Die Epistola Sidonis⁵⁴⁹⁾ berichtet: „Dominus archiepiscopus — decimam provincialibus relaxavit et, ne terra in solitudinem redigeretur, concessit, ut sex modii frumenti de opere aratri pro decima solverentur“. Auch bei Neubesiedelung reinslawischer Gebiete durch deutsche Kolonisten scheinen für den Anfang Erleichterungen eingetreten zu sein. Denn nach der oben besprochenen⁵⁵⁰⁾ Urkunde von 1249 hatten die Bewohner der ersten sex villae Theutonicae im Oldenburger Lande de quolibet manso nur quatuor modii siliginis zu entrichten. Abgesehen von außergewöhnlichen Veranlassungen war aber die Höhe des Kirchenzehnten feststehend: sie betrug bei den Slawen 3, bei den Deutschen 6 Scheffel. Außerdem hatten die Slawen je einen solidus oder 12 Stück der moneta publica zu zahlen und zuweilen noch andere Abgaben an Flachß und Hühnern. So bestimmt Heinrich der Löwe 1158 in einer Urkunde, in der er das Bistum Razeburg dotiert⁵⁵¹⁾, daß der Slawenzehnten in den 3 von ihm abhängigen Bistümern Lübeck, Razeburg und Schwerin für das mit dem slawischen Hakenjoch bewirtschaftete Ackerjoch 3 Scheffel Weizen von demjenigen Maß, welches Koriz heißt, ferner einen Solidus, ein Huhn und einen Bund Flachß betragen solle, eine Bestimmung, für welche die Frage hier wohl nicht erörtert zu werden braucht, ob die von Schirren und Hassé behauptete Fälschung der Urkunde zutrifft oder nicht.

Für die fünf Jahrhunderte von 965—1426 habe ich folgende acht, meist nur unwesentlich voneinander abweichende Bestim-

⁵⁴⁹⁾ Bei Schmeidler, S. 236, 24—237, 2.

⁵⁵⁰⁾ Vgl. S. 262—263 (= S. 38—39.)

⁵⁵¹⁾ Bei Hassé, Bd. I; Nr. 103, S. 103.

mungen für den Kirchzehnten in Wagrien und seiner Nachbarschaft gefunden. Es zehnteten:

	A. die Slawen:	B. die Deutschen:
965—973	An Korn 1 Maß, an Flachß	?
sowie bis	40 Bund, 12 + 1 Pfennig.	
988		
1066—1093	?	6 modii frumenti de opere aratri.
1158	3 mesure siliginis, solidus unus, toppus lini unus, pullus unus de unco.	?
1160	3 Scheffel Weizen von jedem Pfluge, 12 Stück der publica.	6 Scheffel Weizen von jeder Hufe und 8 Scheffel Hafer jenes Maßes, das Hemmete hieß.
1169	3 mansure, quod dicitur kuriz, et solidus unus.	?
1215	de unco tres mesure, quod kuriz dicitur et solidus unus.	?
1249	?	4 Scheffel Weizen de manso.
1426	2 Scheffel Roggen.	6 Scheffel Gerste.

Zellinghaus⁵⁵²⁾ behauptet: „Die Größe der ältesten Hufe wechselte nach den Gegenden. In unserm Register scheint sie die einer jetzigen hiesigen Halb hufe zu haben“, und beweist⁵⁵³⁾ „daß die heutigen Vollhufen ziemlich genau den Hufenbesitzern des 15. Jahrhunderts entsprechen“.

⁵⁵²⁾ „Heberegister und Rechnungen des Augustiner-Chorherrenstiftes in Segeberg aus dem 15. Jahrhundert“, i. d. Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. G., Bd. 20, Kiel 1890, S. 71—72.

⁵⁵³⁾ „Aus den Angaben des Registers ergibt sich für die Umgegend von Segeberg eine merkwürdige Gleichheit zwischen der Zahl der Hufen des 15. Jahrhunderts und der jetzigen Hufen in den einzelnen Dörfern. — Vergleicht man die Zahl der Steuernden, wie sie im Register genannt werden, mit der Zahl der Hufen in den einzelnen Dörfern, wie sie Schröders Topographie angibt, so ergibt sich, daß die heutigen Vollhufen ziemlich genau den Hufenbesitzern des 15. Jahrhunderts entsprechen. So hatte Bebensee im Jahre 1444 17 alte Hufen bei neun Besitzern“. Nach v. Schröder

v. Schröder bezeichnet die Geniner urkundliche Bestimmung von 1426⁵⁵⁴) als „eines der letzten Zeugnisse des Unterschieds slawischer und germanischer Cultur“. Aber aus den Lübecker Zunftrollen wurde⁵⁵⁵) bewiesen, daß sich Unterschiede zwischen beiden Kulturen noch im 16. Jahrhundert nachweisen lassen. Im Jahre 1171 beklagt sich die Schweriner Dotationsurkunde darüber, daß die Zehnten der Slawen mager sind⁵⁵⁶). Zu diesem Bischofszins, der Biscopownitza, kam die Herzogssteuer, die Woywodnitza oder die wogiwotinza, wie sie die Urkunde Heinrichs des Löwen von 1170 und Waldemars von 1215 nennt, die woiwothinze der Urkunde des Grafen Albert und die Grafensteuer⁵⁵⁷).

(Topographie Holsteins, I, S. 199) bestand 1855 das Dorf Nebensee aus neun Vollhufen, vier Katen mit, einer Kate ohne Land und acht Instenstellen.

⁵⁵⁴) Die oben (vgl. S. 120 [= Bd. XII, S. 232], Anm. 134), angefochtene Beschränkung Paulis, daß die slawischen oder kleinen Morgen schon im 14. Jahrhundert nur noch an zwei Stellen vorkommen, wird also auch durch das Beispiel von 1426 widerlegt.

⁵⁵⁵) Vgl. oben, S. 124 (= Bd. XII, S. 236 dieser Ztschr.)

⁵⁵⁶) Gloy zitiert das Medf. Urk.-B. I, 100 a. Die Stelle steht S. 98 und lautet: „Quia vero decime Sclauorum tenues sunt“.

⁵⁵⁷) Statt wogiwotinza steht im Reg. Cap. I, das 1259 begonnen wurde, gwogiwotraha, eine Entstellung, aus der Levertus schließt, „daß im Jahre 1259 — das halb wendische Wort wogiwotinza schon nicht mehr bekannt war“. (A. D., S. 12, Anm. 1.) Ich bin derselben Überzeugung, aber nicht etwa, weil es 1259 in Wagrien nicht mehr Wenden gab, sondern weil damals das alte Herzogtum Sachsen längst aufgelöst war und weil die Dänentönige, die sich nach dem Tode des Löwen der slawischen Ostseegebiete bemächtigt hatten, seit der Schlacht von Bornhöved am 22. Juli 1227 zurückgedrängt worden waren. In dieser Auffassung werde ich durch die Randbemerkung des Bischofs Nic. Sachow bestärkt, der in dem Reg. Ep. I zu dem entstellten Worte gwogiwotraha an den Rand schreibt: „nunc greuenschat siue precarie“. Bischof Nicolaus Sachow starb am 11. Oktober 1449, vgl. Levertus, S. 854. — Peter v. Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogtums Lauenburg, Altona 1836, I, S. 166, trifft offenbar das Richtige, wenn er sagt: „Es wurde nämlich dem Bischöfe von den Slawen kein Zehnten gezollt, sondern nur ein geringerer Zins; der Graf hob die Wogiwotinza, wie es scheint, eine sehr willkürliche Abgabe, nicht von ihnen; denn diese blieb unmittelbare Einnahme des Herzogs, so lange slawische Einwohner in diesen Gegenden ansässig waren, dagegen die Colonen dem Grafen Schatzungen und Beden zahlten“.

Mit den in sieben Dörfern Fehmarns nachgewiesenen Wagirensuren sind die Wendenreste auf Fehmarn für das 13. Jahrhundert bzw. für noch spätere Zeiten noch nicht erschöpft. Gloy⁵⁵⁸⁾ weist darauf hin, daß im Jahre 1231 von den „heute bestehenden 40 Ortschaften“ Fehmarns bereits 37 im liber terrae König Waldemars vorkommen, „welche zum größeren Teil die slawische Bauart zeigen“. Er schließt aus diesem Umstande „auf eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung bereits in slawischer Zeit“ und auf einen „Zuzug von Slawen aus dem eroberten Festlande“, Schlüsse, deren Wahrscheinlichkeit man anerkennen wird⁵⁵⁹⁾.

⁵⁵⁸⁾ A. O. S. 37—38.

⁵⁵⁹⁾ Um so weniger können die nun folgenden, von Gloy aufgestellten Möglichkeiten anerkannt werden: zunächst daß die Dänen mit Hilfe der Deutschen Fehmarn erobert hätten. Eine solche Möglichkeit ist ausgeschlossen. Denn das politische Einvernehmen zwischen den Deutschen und Slawen war, wie ich oben bewiesen habe (Teil I, S. 102—105 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 34—217 dieser Ztschr.), seit 1164 bzw. 1168 das beste. Heinrich der Löwe hatte seine Politik den seit 1164 niedergeworfenen Slawen gegenüber völlig geändert und mit gutem Erfolg sich einen Rückhalt in den Slawen gegen seine gefährlichen und zahlreichen Gegner in Deutschland zu verschaffen gewußt. So ist es undenkbar, daß sich nach 1164 Deutsche und Dänen gegen Fehmarn verbunden hätten. Nach Heinrichs Tode aber suchten sich die Dänen der Machtstellung Heinrichs im baltischen Slawengebiete zu bemächtigen, wie schon von 1128—1130 unter dem „Slawenkönig“ (vgl. Ohnesorge, Einleitung in die lübbische Geschichte I, S. 99—100, Anm. 252) Kanutus, dem Kaiser Lothar persönlich die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, ut esset rex Obotritorum. So wurden seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Dänen, vorher ihre besten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Slawen, an der baltischen Küste die gefährlichsten Widersacher der Deutschen. Ja, ich habe oben (Teil I, S. 105—107 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 217—219 dieser Ztschr.) die absolut sicher bezeugte zeitgenössische Quellennachricht angeführt, denen zufolge die Dänen, als sie sich Holsteins, Mecklenburgs, Hamburgs und Lübeds zu bemächtigen suchten, die nunmehr von ihnen beherrschten Slawen gegen die Deutschen, z. B. gegen die Herzoge von Sachsen-Lauenburg aufboten. Die von Gloy aufgestellte erste Möglichkeit ist also ein direkter Anachronismus.

Für nicht minder ausgeschlossen wird man die zweite von Gloy aufgestellte Möglichkeit halten müssen, daß „die deutsche Besiedelung der Eroberung (scil. Fehmarns) durch die Dänen“ vorhergegangen sei. Ich habe oben nachgewiesen, daß die Gründung der drei deutschen wagrischen Seestädte Kiel, Neustadt und Heiligenhafen zwischen 1240—1250 fällt, daß die ernst-

Dafür, daß auch im 14. Jahrhundert die Wagiren auf Fehmarn noch nicht völlig ausgestorben waren, möchte ich außer dem von Gloh hervorgehobenen slawischen Hausbau eine Urkunde von 1329 geltend machen, laut deren sich Fehmarn dem Grafen Johann von Holstein unterwirft⁵⁶⁰). In dieser Urkunde verbürgen sich die iurati terre ymbrie, Comiti Johanni terre holsatie stormarie Lalandie⁵⁶¹) atque ymbrie, Treue zu halten. Auf nicht weniger als 26 Zeilen werden die Namen der iurati et Consules genannt. Zunächst treffen wir zwei Dörfer, deren slawischer Charakter aus ihren Namen hervorzugehen scheint: Slawistorpe, das heutige Schlagsdorf und Wenekindorp⁵⁶²), das heutige Wenken-
dorf. Auch unter den Namen der iurati scheinen sich slawische Personennamen zu finden:

hafte deutsche Kolonisation in der Propstei erst um 1250 beginnt, daß die Gaue Lütjenburg und Aldenburg den Wagiren verblieben waren (vgl. S. 33—36 = Bd. XII, S. 145—8): unter solchen Umständen ist es undenkbar, daß die deutsche Kolonisation auf Fehmarn vor dem Tode Heinrichs des Löwen, d. h. vor dem 6. August 1195, begonnen haben sollte. Nach seinem Tode hatten sich aber die Dänen in den Besitz Fehmarns gesetzt; der Presbyter Bremensis sagt cap. 16 (a. D., S. 36): „Post cuius nobilis principis ducis obitum — qui eciam dux erat et propugnator terre Holtzacie, dicti Woldemari regis Dacie filius, eo quod pater suus in terra Slauorum armata manu terram Rugianorum obtinuerat, pretendebat eciam confinia regni Dacie, videlicet ciuitatem Lubeke et terram Holtzacie, subiugare“; die Dänen, damals die schlimmsten Feinde der Sachsen, denen im übrigen friesische Kolonisten auf Fehmarn nicht unwillkommen gewesen sein werden. An eine deutsche Besiedelung Fehmarns vor dessen Eroberung durch die Dänen, also vor der Zeit zwischen 1181—1195, wird man demnach nicht denken dürfen.

⁵⁶⁰) Bei Hassé III; Nr. 689, S. 393.

⁵⁶¹) Interessant ist diese Verbindung zwischen Fehmarn und Laaland, die uns schon im 11. Jahrhundert bei Adam von Bremen entgegentrat, vgl. oben, S. 316—317 (= 92—93), Anm. 528, und die augenblicklich viel von sich reden macht gelegentlich des Bahnprojektes Lübeck—Kopenhagen und des Besuches der Laalander auf Fehmarn im August 1910.

⁵⁶²) Sicherlich kann die Form wenekindorp ebensogut deutsch wie slawisch sein, nur darf man sich in seinem Urteil nicht durch die Silbe dorp bestimmen lassen, die sich auch mit slawischen Namen zusammengesetzt findet. Zum Vergleich mit den beiden ersten Silben: wene führe ich die Form Wene — dorp aus einer Urkunde von 1312 (bei Hassé III; Nr. 255, S. 133), die Villa Wenedorp an für das heutige Wentorf im Herzogtum Lauenburg.

1. hosc (Waiß liest Hosie).
2. Silip (Waiß liest Silif).
3. wadde de Rutze (Waiß: Wadde; de Pudsee:).
4. Claus zilifissen (Waiß: Claws Miliffissen).
5. Peter syric (Waiß: Sirichs).
6. Cyrich kalo (Waiß: Sirich Kale)⁵⁶³ und ⁵⁶⁹).
7. Bole Quand de Wenneckindorp (Haffe: Bolequant de wennekindorp).
8. Bole grim Erph (Waiß: Bolegrim Erph).
9. Bole Claws (Haffe: Bole Claus)⁵⁶⁴.

⁵⁶³) Die wichtige Urkunde von 1329 ist auch, was Haffe allerdings überieht, von Waiß herausgegeben worden in der Urkundensammlung der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges., Bd. II, Kiel 1842, Nr. 145, S. 172—173. Aber Waiß und Haffe weichen nicht nur in der Lesart, sondern auch in der durch ihre Interpunction angedeuteten Beziehung der einzelnen Namen zueinander vollständig voneinander ab, was um so bemerkenswerter erscheint, als Haffe seine Lesungen unabhängig von Waiß vorgenommen zu haben scheint, da er sonst bei jeder Urkunde angibt, ob und wo dieselbe schon vor ihm veröffentlicht worden ist, während er bei dieser Urkunde von einer früheren Publikation, ein Fall, in dem er sich meistens mit einem Regest begnügt, nichts erwähnt. Wer daher ein unanfechtbares Urteil über die Sprachenzugehörigkeit der zahlreichen Personennamen fällen wollte, müßte nicht nur das Altslawische, das Niederdeutsche und Dänische beherrschen, sondern auch eine neue Lesung der Urkunde vornehmen, bei welcher er zu den so stark abweichenden Lesarten von Waiß und Haffe Stellung nehmen müßte.

⁵⁶⁴) Ich nehme die Namen Bole, Bolekae und Bule, die zunächst Fehmarn anzugehören scheinen, deshalb für das Slawische in Anspruch, weil sich derselbe Name als alter slawischer Gauname für den Reinfeld der Distrikt findet: ad locum qui dictus Boule. Ich habe oben die Namenformen terra Boule oder Boele für das Land Böhl, die Namenformen Pole und Pule für die Insel Pöhl nachgewiesen. (S. 157—8, Anm. 183). Da der Name Pöhl nun zweifellos slawisch ist, wird man auch die terra Boule und den Familiennamen Bole für slawisch halten dürfen, um so mehr, als aus der Form Bulehamne erkennbar wird, daß der Stammvokal des Familiennamens Bole ebenso nach u wie o hinüberneigte, gerade wie bei der mecklenburgischen Insel und dem Reinfeld der Gau. Der Name Bole findet sich auch in Kiel, wo 1270 ein sutor Bole als Grundstücksbesitzer nachweisbar ist (Kieler Stadtbuch, Nr. 215, S. 22) und in Lübeck; so lebte 1268 in Lübeck ein Domherr Thomas bule (bei Levertus I; Nr. 199, S. 198) ein Name, den Haffe als bole liest: also auch hier das Schwanken zwischen o

10. bole peter sen (Hafse III; Nr. 433, S. 237).

und u; auch wird in Lübeck 1318 ein Joannes dictus Bule genannt, Ecclesiae Lubecensis Thesaurarius (bei Hafse III; Nr. 358, S. 193). Ferner trifft man 1299 in Lübeck einen Borchardus dictus Bolike an (Urkundensammlung I; Nr. 134, S. 163), dessen Name wohl mit Bolco verwandt ist. Ein consul, iuratus oder maior ciuitatis Bolco wird 1280 in Lübeck erwähnt, der wohl mit dem Borchardus Bolike von 1299 identisch ist, zumal Boleo oder Bolike in beiden Fällen wegen Konfliktes mit der Kirche genannt wird. Denn 1280 wird die Exkommunikation gegen Bolco zurückgenommen, und 1299 erbricht Bolike im Verein mit andern angesehenen Lübeckern die Querriegel der Domkirche. (Urkundensammlung I; Nr. 101, S. 111.) Schließlich sei noch auf das mecklenburgische, zweifellos ursprünglich slawische Adelsgeschlecht derer v. Bülow hingewiesen. Ihr alter Name, Bulowe oder Bulow, scheint mit dem Namen Bole oder Bule verwandt zu sein, so daß eine Verwandtschaft zwischen den Ortsnamen der Insel Böhl und der terra Boule mit den Personennamen Bole oder Bule, Bulowe, Bolike, Bolco, wohl auch Boleslaus naheliegend erscheint, eine Reihe, zu der auch noch Ortsnamen gehören werden wie Bulilunkin usw. (vgl. Teil I dieser Arbeit, S. 187, Anm. 264 = Bd. XII dieser Ztschr., S. 299), während Jellinghaus Bulilunkin vom slawischen laka = Wiese ableitet = pod (la) laka, bei der Wiese. (Ztschr. f. Schlesw.-Holst.-Gesch., Bd. 29, S. 317, Kiel 1900.) Nachträglich finde ich noch in der ältesten Lübecker Ratslinie unter Nr. 140 den Ratsherrn Gerhardus Bule aufgezählt, ohne Datum: Nr. 139 und 141 gehören dem Jahre 1230 an. Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man die im 13. und 14. Jahrhundert zu Lübeck nachweisbaren bole oder bule, Bolike und Bolco für ein und dieselbe eingewanderte Wendenfamilie der Bole oder Bule in Anspruch nimmt: die Identität von Bolike und Bolco habe ich schon oben wahrscheinlich gemacht. Dieser slawischen Familie in Lübeck würden demnach angehören:

1. um 1230: der Ratsherr Gerhardus Bule,
2. 1268: der Domherr Thomas Bule oder Bole,
3. 1280—1299: der consul oder iuratus oder maior ciuitatis Bolco, der 1299 als Borchardus dictus Bolike erwähnt wird,
4. 1301—1328: der Thesaurarius Ecclesiae Lubecensis Joannes dictus Bule.

Man beachte die entsprechenden Wendungen: Borchardus dictus Bolike und Joannes dictus Bule.

Im Urkundenbuch von Levertus scheinen im Register der custos Joh. Bule von S. 857 und der Canonicus Joh. Bule von S. 859 als zwei verschiedene Personen angesehen zu werden, da bei letzteren zwei, bei ersterem elf andere Urkunden angeführt werden. Die beiden Urkunden des Canonicus stammen von 1301 und 1306 und beziehen sich auf dominum Johannem dictum Bule, vtriusque iuris peritum sowie auf den Canonicus Johannes dictus Bule (Nr. 390, S. 460; — Nr. 412, S. 497); die elf anderen meistens

11. bolekae de damtestorp (dto. = Fehm. Landrecht v. 1321)⁵⁶⁵).
 12. Bule Hamme (Hafse liest: Bulehamne).

Daß Fehmarn einen besonderen wagrischen Gau gebildet hat, schließe ich, nachdem oben die Zugehörigkeit zu Wagrien bereits nachgewiesen worden ist, aus dem Umstande, daß in den Urkunden der Name Fehmarn mit Ausdrücken verbunden ist, welche sich für den Begriff des alten slawischen Gaus, der Zupanie, immer wieder angeführt finden: Ausdrücken wie „terra, provincia, lant“. So ist noch in der Urkunde über die Landes-
 teilung von 1397 nicht etwa von der Insel, sondern von dem Lande und dem ganzen Lande zu Fehmarn die Rede, ebenso wie „dat lant to Oldenborch“, die alte „terra Aldenburgensis“ in dieser Urkunde erwähnt wird⁵⁶⁶). Auch der Ausdruck terra findet

auf den Johannes Bulo Thesaurarius, so die erste von 1314 und die letzte von 1328 (Nr. 451, S. 550; — Nr. 536; S. 670). Da beide Bule Kanoniker am Lübecker Dom, Zeit- und Namensgenossen sind, hat man keine Veranlassung, beide Domherren nicht für eine Person zu halten. Unser Kanonikus, der die Ämter eines custos, magister und thesaurarius bekleidet hat, ist demnach als Domherr von 1301—1328 bezeugt. Aus einer von ihm hinterlassenen Stiftung wurde am 28. September 1335 die Domvikarie des Joh. Bule in honorem beate Marthe gestiftet (bei Leverkus, Anm. zu S. 758). So wären die Bole oder Bule auf Fehmarn, in Kiel und Lübeck nachgewiesen, und zwar auf Fehmarn und in Lübeck als dem Patriziat zugehörig, ein Beweis, daß es sich bei dieser Familie entweder um Reste des slawischen Adels handelt oder daß bereits im 13. Jahrhundert für die in Lübeck eingewanderten Slaven die Möglichkeit vorhanden war, zu Besitz und Ansehen zu gelangen, mit anderen Worten, daß die so häufig geleugnete Möglichkeit einer Germanisation der Slaven in unserer Gegend tatsächlich vorhanden gewesen ist. Aber weitere derartige, in Lübeck nachweisbare Beispiele vgl. man die oben, S. 131—9 (= Bd. XII, S. 243—251), erfolgten Darlegungen.

⁵⁶⁵) Die Ausdrücke cimba und alapa im Fehmarnschen Landrecht von 1321 (bei Hafse III; Nr. 433, S. 236) wird man nicht für slawisch halten dürfen: „quicumque alicui paruum nauem suam que cimba vel kane dicitur, violenter desumpserit“ und „Item pro sicco verberere vel alapa“. Beide gehören dem mittelalterlichen Latein an, werden aber in diesem Landrecht offenbar als ungewöhnliche oder wenigstens erläuterungsbedürftige Ausdrücke empfunden. Vielleicht waren sie aus dem Lateinischen ins Slawische ebenfogut wie ins Niederdeutsche gedrungen. (Vgl. den Ausdruck „Zimbe“.)

⁵⁶⁶) Urkundensammlung II; Nr. 299, S. 379: „der lande — to Stormeren unde to Vemerren“ „dat gphantze lant to Vemerren“.

sich häufig in den Urkunden: in der oben besprochenen Urkunde von 1329 allein viermal als terra Ymbria, ebenso noch 1448 beim presbyter Bremensis als terra Fimbrie. *L*

Kapitel 5.

Reste des Wagirenadels.

Eine schwierige Frage ist bisher nur gelegentlich gestreift, aber in dieser Untersuchung ebensowenig wie von anderer Seite wirklich geprüft worden, die Frage, ob sich ebenso wie von der übrigen Wagirenbevölkerung auch vom Adel der Wagerwenden Reste nach der Okkupation erhalten hatten. Für Mecklenburg hat diese Frage von einem der entschiedensten Verfechter der Ausrottungstheorie, von Ernst⁵⁶⁷⁾, bejaht werden müssen. Nach den obigen Ausführungen über die gelinde, die Slawen schonende Politik Adolfs II. und über das freundschaftliche Verhältnis, das sich seit 1164 zwischen Heinrich dem Löwen und den Slawenhäuptlingen gebildet hatte, muß man die Frage unbedingt bejahen. Sind aber Reste des Wagirenadels nachweisbar?

v. Schröder⁵⁶⁸⁾ sagt: „Was die Schicksale des wendischen Adels gewesen sind, ist nicht klar, und es ist zweifelhaft, ob sich slawische Adelsgeschlechter unter den Schauenburgern dauernd erhalten haben. Im 12. Jahrhundert finden wir im ganzen Lande eine nicht große Zahl von höchstens 20 adlichen Geschlechtern verbreitet, die nur einzeln bestimmte Geschlechtsnamen führen. Der größte Teil dieser alten Adelsgeschlechter ist ausgestorben. — Welche von jenen Geschlechtern aber dem ursprünglichen heimischen Adel angehörten, läßt sich kaum mehr entscheiden. Gewiß ist, daß das Geschlecht der v. Reventlow zu dem aus Dithmarschen vertriebenen Adel gehörte“. v. Schröder führt nun 40 der bekanntesten Adelsgeschlechter aus Stormarn und Holstein an und fährt dann in der Aufzählung der Adelsgeschlechter also fort: „— v. Bodwold (v. Buchwaldt, auch v. Hemmighesdorf, v. Padeluche und eines Stammes mit den v. Qualen, Styns

⁵⁶⁷⁾ Vgl. Teil I, S. 127—128 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 239—240 dieser Zeitschrift, Anm. 145.

⁵⁶⁸⁾ Topographie I, S. 11.

und Rußes), v. Ranzow (auch v. Rönnow⁵⁶⁹), v. Ratlow, v. Tralow, v. Siggen, v. Kuren, v. Wensin. Es ist möglich, daß namentlich unter den letzten slawische Familien sind; so scheinen die Buchwaldts und Qualen ursprünglich fast nur in Wagrien angefessen. Von allen diesen Geschlechtern, von denen übrigens nicht gesagt werden kann, daß nicht manche unter ihnen der späteren Ministerialität ihr Dasein verdanken, haben sich in Holstein nur die fünf Familien v. Broddorf, v. Reventlow, v. Ahlesfeldt (nebst v. Rumohr), v. Ranzau und v. Buchwaldt (nebst v. Qualen) als einheimischer Landesadel erhalten; alle übrigen jetzigen Adelsgeschlechter sind späteren Ursprungs oder doch später eingewandert.“ Ich halte von diesen 7 ursprünglichen Adelsgeschlechtern mindestens drei: die v. Ranzow, v. Buchwaldt und v. Qualen für Überreste des alten Wagriensadels, wie die v. Bülow Überreste des alten Obotritenadels sind.

Aber eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Fragen würde ebenso schwierig wie zeitraubend sein. Zunächst müßten Urkunden, die so reich an Namen sind, wie die Fehmarische vom 1. Juli 1329 — und an solchen Urkunden fehlt es weder für Wagrien, noch für Holstein, noch für Stormarn und Dithmarschen — von einem Slavisten untersucht werden, der aber auch das Dänische, die Germanistik und das Niederdeutsche beherrschte. Wenngleich ich mich mit den slawischen Ortsnamen beschäftigt habe und Germanist bin, halte ich mich für eine solche Untersuchung nicht für kompetent, da ich nicht zu den Slavisten gehöre.

Indessen der Philologe kann wohl entscheiden, ob ein bestimmter Name in unserm Falle slawisch, dänisch oder niederdeutsch ist, zumal wenn die Möglichkeit der Ableitung aus mehreren Sprachen vorliegt, aber durch solche Erkenntnis ist der wirkliche Sachverhalt noch keineswegs immer gesichert. Auch hier ist die Hilfe oder die ergänzende Arbeit des Historikers unentbehrlich. So möchte ich wenigstens einige Anregungen geben, ohne über die Sprachen-

⁵⁶⁹) Vgl. Teil I, S. 216—8 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 328—30 dieser Zeitschrift und Anm. 312. Die oben erwähnte fehmarische Familie Kale rechnet v. Schröder zu den v. Hummelsbüttel: „v. Hummelsbüttel (Struß, in Holstein auch unter dem Namen Kale verbreitet).“

zugehörigkeit der anzuführenden Beispiele eine Entscheidung treffen zu wollen.

Noch im 13. und 14. Jahrhundert findet sich bei Angehörigen des Landesadels nicht selten der Name Ywan. Ich beschränke mich auf wenige Beispiele: schon aus den unvollständigen Registern der beiden lübischen, der beiden schleswig-holsteinischen und des Hamburger⁵⁷⁰⁾ Urkundenwerkes wird man diese Beispiele leicht vermehren können. Ich nenne nur

für 1265—67: den Ywanus bzw. Iwandus de Curen (Rühren)⁵⁷¹⁾.

= 1306 : den Ywanus de Tranzowe (Dransau)⁵⁷²⁾.

= 1317 : den Ywanus de Visczowe (Fissau)⁵⁷³⁾.

= 1320 : den Ywanus Wasceke (v. Wogefek)⁵⁷³⁾.

= 1321

= 1323 } den Ywanus de Dissowe oder Dyzzowe oder
= 1324 } ditzowe⁵⁷⁴⁾.

= 1329

= 1340 : den Ywanus Walestorp⁵⁷⁴⁾.

Wenn aber v. Schröder mit der Behauptung recht hat, daß die Reventlows aus Dithmarschen stammen, und man wird diese Behauptung als eine Tatsache gelten lassen, so kann das Vorkommen des Namens Ywan nicht als Beweis für die slawische Abstammung des adligen Namensträgers gelten, da sich der Name Ywan nirgends so auffallend häufig findet, wie in der Familie Reventlow⁵⁷⁵⁾. Aus dem häufigen Vorkommen des Namens Ywan bei einer aus Dithmarschen stammenden Familie kann

⁵⁷⁰⁾ Das Hamb. Urkundenbuch erwähnt z. B. aus der Zeit von 1200 einen Ywan in dem für die Namenkunde wichtigen Güterverzeichnis des Klosters Neumünster, Nr. 322.

⁵⁷¹⁾ Bei Levertus, Nr. 165, S. 177.

⁵⁷²⁾ Bei Levertus, Nr. 413, S. 497.

⁵⁷³⁾ Bei Haffe III; Nr. 345, S. 184 und in der Urkundensammlung II; Nr. 41, S. 43. Über Wogefek vgl. oben, S. 271—272 (47—48).

⁵⁷⁴⁾ Bei Haffe III; Nr. 449, S. 246 — Nr. 526 und Nr. 536, S. 299, sowie bei Levertus Nr. 544, S. 682. Für die Namenkunde besonders wichtig ist die Urkunde über das Bündnis des holsteinischen Adels von 1323 = Nr. 526, S. 293—294. Über Walestorp vgl. oben, S. 257—258 (33—34); die Urkunde von 1340 steht bei Haffe III; Nr. 1062, S. 622.

⁵⁷⁵⁾ Vgl. das Register bei Haffe III, S. 692.

aber ein slawischer Ursprung der Familie nicht gefolgert werden. Da bleibt schwerlich eine andere als die von Weinhold gegebene Erklärung übrig, daß es sich hier um einen zur „romano-keltischen“ Gruppe gehörenden Namen handelt (vgl. oben S. 308, Anm. 511), um den Namen des Artusritters Irwein. Es scheint so, als ob die Verbreitung der Artus Sage wenigstens an den deutschen Küsten ausgedehnter war, als man vielfach glaubt. Ich weise nur auf den Artushof in Danzig hin⁵⁷⁶⁾.

Ähnlich verhält es sich mit dem Namen Borwin und Bornim, obwohl v. Schröder das Vorkommen des Namens Bornim als Beweis für slawische Abstammung ansieht. Denn er verweist auf „Lensterhof“ als Nachweis für seine Ansicht, es leide keinen Zweifel, daß im slawischen Wagrien „von je her ein uralter Landesadel gewesen ist“, von dem allerdings nur schwache Spuren erkennbar seien. Unter Lensterhof ist aber in geschichtlicher Hinsicht nur die Notiz zu finden: „Lensterhof ist wahrscheinlich aus der ehemaligen Adelsbesitzung des halben Dorfes Lenste entstanden, welche Hermann von Landest, Sohn Bornims v. Landest, — 1340 — verkauften“⁵⁷⁷⁾. Lensterhof liegt bei Cismar in der terra Aldenburgensis. Da die Geschlechtsnamen fast immer von den in Besitz genommenen Dörfern entlehnt worden sind, die slawischen Dörfer aber bei und nach der Okkupation zum großen Teil in den ganzen oder teilweisen Besitz deutscher Familien gelangt sind, so läßt sich aus einem vermeintlich slawischen Geschlechtsnamen noch weniger Sicheres für die slawische Abstammung des adligen Namensträgers folgern, als aus dem slawischen Vornamen. Der Philologe würde also mit dem Nachweis slawischer Namensbildung noch keineswegs die slawische Abstammung des adligen Namensträgers begründet haben. Vielmehr muß ihn nun der Historiker ergänzen, indem er nachweist, daß der adlige Besitzer eines Slawennamens schon zur Zeit der Okkupation im Besitze

⁵⁷⁶⁾ Herrn Direktor Dr. Reuter verdanke ich die Mitteilung, daß sich auch in Stralsund und anderen Seehäfen ein Artushof befand. Die Frage, wie weit der in Mecklenburg und Holstein im Mittelalter verbreitete Name Ywan auf slawischen, wie weit auf romano-keltischen Einfluß zurückgeht, bedürfte einmal einer Sonderuntersuchung.

⁵⁷⁷⁾ Topographie I, S. 11 und II, S. 86.

des Dorfes war, von dem er seinen Geschlechtsnamen hergenommen hat. Am besten wird dieser Nachweis gelingen, wenn man aus den Urkunden und Rechtsaufzeichnungen zu begründen vermag, daß die betreffenden adligen Träger eines slawischen Namens in ununterbrochener Folge seit der Okkupation von 1143 das betreffende Dorf mit dem slawischen Namen oder den betreffenden Landkomplex mit dem slawischen Namen inne gehabt haben. Eine so weit ausholende Untersuchung würde aber am Schlusse dieser bereits zu ausführlich gewordenen Arbeit nicht am Platze sein, sie würde sich für eine Sonderuntersuchung eignen. So begnüge ich mich damit, auf einige Adelsfamilien in Bagrien hinzuweisen, deren Name den Gedanken nahe legt, es handle sich bei ihnen um Reste des alten Bagirenadels, ohne daß damit die Behauptung ausgesprochen werden soll, daß hierdurch solche Bagirenreste sicher nachgewiesen worden seien. Ich nenne:

1. die adlige Familie Boytin. Ihr gehört an der 1339 genannte aduocatus Boytin in oldenborg; der 1352, 1353 und 1363 genannte Canonicus Johannes Boytin, der Kanzler des holsteinischen Grafen Johannes III.⁵⁷⁸⁾;

⁵⁷⁸⁾ Bei Hasse III; Nr. 1050, S. 610 sowie in der Urkundensammlung II; Nr. 383, S. 462; — Nr. 385, S. 465; — Nr. 201, S. 251. Der Name Boytin stammt aus der im Osten von Lübeck liegenden medlenburgischen Landschaft Boytin, die zur Vogtei Schönberg gehört und in den Urkunden in den Formen Boitin, Boytin, Boytyn, Butin, Buthin erscheint (Medlenb. U. B., Bd. IV B, S. 7 und XVII, S. 4). Wenn es auch nicht gerade wahrscheinlich ist, daß im ersten Jahrhundert der deutschen Okkupation sich in dem abgelegenen Lande Boytin deutsche Kolonisten angesiedelt haben, da wir von solcher Ansiedelung weder bei Helmold noch bei Arnold oder in den Urkunden hören, so wird man solch deutsche Siedlungen immethin als möglich annehmen müssen. Dann ist es aber auch möglich, daß der Name Boytin einer deutschen, aus dem Lande Boytin nach Bagrien oder Lübeck verzogenen Familie gegeben wurde. Wahrscheinlich aber ist solch Rückzug nach Westen bei deutschen Kolonistenfamilien des Mittelalters nicht: die blieben mit zäher Ausdauer in dem Lande, das sie anbaufähig gemacht hatten. Die Lage der immer stärker entrechteten Slawen dagegen machte vereinzelt Auswanderungen und Übersiedelungen nach den Städten, in denen sie ihre gewerbliche Geschicklichkeit verwerten konnten, nicht unwahrscheinlich. Im übrigen vgl. man über die Familie Boytin oben, S. 133 und 309. In Lübeck begegne ich dem Namen

2. die Adelsfamilie de Syra. Ihr gehört an der 1317 genannte Johannes de Syra⁵⁷⁹);

Boytin oder Boytyn zum ersten Male um 1292. Damals wird ein Marquardus boytin genannt, der Pferde aus dem Marstall der Stadt gekauft hat (L. U.-B. II; Nr. 1017, S. 942); dann zwischen 1316—1338 einem Johannes (L. U.-B. II; Nr. 1098, S. 1052) und einem Detlev boytin, der Grundbesitz in Nyendorpe hat (a. D., S. 1067); 1342 einem Bürger borghere Henneke Boytin (a. D., Nr. 758, S. 705), 1352 einem Bürger, burghere Ludeke (L. U.-B. III; Nr. 134, S. 131), 1358 einem Tymeke (a. D., Nr. 293, S. 302), 1395 einem Ludeke, einem Hauptmann des Petri-Kirchspiels (L. U.-B. IV; Nr. 623, S. 695), der offenbar identisch mit dem Hausbesitzer Ludekin Boytin ist, welcher 1411 nebst dem Hausbesitzer Henricus Boytin genannt wird (L. U.-B. V; Nr. 355, S. 388 und 395), während Henricus von 1411 wohl dieselbe Persönlichkeit ist wie der Behermacher, der bekerworter, Hinrik Boytin von 1407, der damals als Bevollmächtigter seiner Zunft auftritt (a. D., Nr. 649, S. 736). Der oben erwähnte Kanzler und Domherr Joh. Boytin kommt außer bei Leverkusen in drei Bänden des L. U.-B. vor: allein im dritten Bande in neun Urkunden. Ich finde ihn in den Jahren von 1351—1375 vor. Aus dieser bis 1417 reichenden Zusammenstellung geht hervor, daß diese anscheinend slawische Familie sich in Lübeck vollständig germanisiert hatte, zu Besitz und Ansehen gelangt war und innerhalb und außerhalb Lübeds Grundbesitz erlangt hatte. Bis 1417 sind neun Mitglieder dieser Familie in Lübeck nachweisbar:

1. 1292 Marquardus,
2. 1316—1338 Johannes,
3. 1316—1338 Detlev, mit Grundbesitz in Nyendorpe,
4. 1342 Bürger (borghere) Henneke,
5. 1351—1375 Kanzler und Domherr Johannes,
6. 1352 Bürger (burghere) Ludeke,
7. 1358 Tymeke,
8. 1395—1411 Ludeke, Hausbesitzer, ein Hauptmann im Kirchspiel St. Petri,
9. 1407—1411 Behermacher und Hausbesitzer Hinrik.

Übrigens findet sich der Name Boytin auch außerhalb Lübeds, so wird um 1267 in Kiel der Grundbesitzer Willikinus dictus boydin erwähnt (Kieler Stadtbuch, Nr. 93, S. 10); in Hamburg 1366 Thymmo Boytin, aduocatus ciuitatis Hamburgensis; in Braunschweig 1366 Johannes, Magister des Herzogs Wilhelm (L. U.-B. III; Nr. 597, S. 642 und Nr. 552, S. 586). Man wird schwerlich fehlgehn, wenn man diese in Oldenburg, Lübeck, Kiel, Hamburg und Braunschweig nachgewiesene Familie Boytin für aus der oben genannten, Lübeck benachbarten slawischen Landschaft Doitin stammende, germanisierte Slawen hält. Der Grundbesitz und die Ämter, zu denen

⁵⁷⁹) Anmerkung siehe Seite 117.

3. die Adelsfamilie Tzabel⁵⁸⁰⁾, die indessen nicht zu den Wagiren, sondern zu den Polaben gehören würde, als eine im Lauenburgischen heimische Familie. Ihr gehört an:

es diese germanisierte Slawen in allen fünf Städte ngebracht hatten, beweist, daß eine Verschmelzung der Slawen mit den Deutschen, daß ein Emporkommen dieser germanisierten Slawen schon im 13. Jahrhundert feineswegs so ausgeschlossen war, wie man gewöhnlich annimmt.

Durch nachträgliche Untersuchungen haben sich in Lübeck noch nachweisen lassen:

1. von den Boytin neun Mitglieder zwischen 1292—1411,
2. von den Borwinus oder Burwinus mindestens fünf zwischen 1175 bis 1344, vgl. oben, S. 132—134 (= Bd. XII, S. 244—246),
3. von den Wrot mindestens vier Mitglieder zwischen 1230—1338, vgl. oben, S. 131—132 (= Bd. XII, S. 243—244),
4. von den Bole oder Bule, Bolco und Bolike mindestens vier zwischen 1230—1328, vgl. oben, S. 330—332 (= S. 106—108), Num. 564.
5. von den Tetze zwei Mitglieder um 1415, vgl. unten, S. 339—340, Nr. 3,
6. dreizehn lübische Ratsherren aus anscheinend slawischen Familien von 1175—1338, vgl. oben, S. 138—139 (XII, 250—1),
7. acht geistliche und weltliche Würdenträger aus anscheinend germanisierten Slawenfamilien zwischen 1210—1415, vgl. oben, S. 139,
8. zwei fürstliche Kanzler aus in Lübeck wohnhaften Slawenfamilien zwischen 1351—1375, vgl. oben, S. 139 (XII, 251).

Außerdem habe ich in den Urkundenbüchern eine Anzahl anscheinend slawischer Bewohner Lübeds gefunden, von denen ich Wlome, Midrawe, Tetze, Bozen nenne:

1. 1296 wird unter den Zeugen, die als consules oder eives bezeichnet werden, Gerhardus Wlome aufgeführt (bei Leverkus Nr. 341, S. 376). Der Name Wlome kann wohl ebensogut für einen deutschen wie für einen slawischen Bewohner in Anspruch genommen werden: sicher deutsch ist der gleichfalls bei Leverkus bezugte Name Wvingus dictus Papewlf, denn der gehört zu der weitverbreiteten Namensfamilie der Wulf.
2. 1411 wird der Schneider, sartor, Johannes Midrawe als Hausbesitzer erwähnt, L. u.-B. V; Nr. 355, S. 394.
3. 1415 wird der Priester, der dominus Hinricus Tetze presbiter genannt nebst seinem Erben Hinricus Tetze, L. u.-B. V; Nr. 571, S. 623. Der Name Tetze erinnert an den von Helmold erwähnten Wagiren, den potens Slawus Thessemar (bei Schmeidler S. 159, 15 und 160, 25), einen Slawennamen, der sich in zahlreichen Urkunden des Medlenburgischen und auch in einigen des Lübecker Urkundenbuches findet, meistens für Angehörige des Wendens-

⁵⁸⁰⁾ Anmerkung siehe Seite 117.

1325 Ritter Bertrammus Zabelli; in derselben Urkunde wird noch ein zweiter Zabel genannt: Zabellus de Louenborch.

adels, die uns als Ministeriale der Grafen und Fürsten entgegen-treten. Außer diesen zahlreichen Tessemarus nenne ich noch die Namenform Testemarus von 1261 (L. U.-B. I; Nr. 258, S. 238) und zwischen 1283—1298 Tessekowe. (Die Kammereibücher nennen einen Hermann de Tessekowe, L. U.-B. II; Nr. 1086, S. 1026.) Aus dem Kieler Stadtbuch gehören dieser Namenfamilie wohl an:

- a) die Domina Thetset de goderthide um 1279, Nr. 568, während bei den im Register aufgeführten Namen Teste und Teste de Lebodene wieder Flüchtigkeiten vorliegen: es handelt sich in beiden Fällen nicht um Teste, sondern um Tette. Tette aber ist ein niederdeutscher Frauenname, sowie Thetmarus = Titmar, Thedric = Dietrich, Thetlavus = Detlev, Thethard = Diethard, Themmo = Timmo, Tebbe = Tiabo niederdeutsche Männernamen sind.
- b) Thusze = Nr. 246.

Weinhold macht zu dem letzteren Namen folgende Ausführungen: „Wahrscheinlich ist Theosse, Thusze aus einem slavischen Namen entleht; ich denke an Desa, Deso und verweise auf das in Mecklenburg nicht seltene Thessito, Tessete. Dieses steht hypokoristisch für Tessemmer, Tessemarus. Tessemmer ist das slav. Desimir; ein Slavus nomine Thessitze 1235“. (Jahrbücher für Landes-kunde Schlesw.-Holsteins, IX, S. 43—44, Kiel 1867). Aus diesem Slawennamen Thessitze könnte der Name der beiden Lübeder, namens Teze, von 1415 verkürzt worden sein.

4. 1415 wird in derselben Urkunde vom 30. Juli Conradus Bozen als Mörder des Priesters Hinricus Tetze genannt, mit dem der Erbe Hinricus Tetze einen Sühnevertrag abschließt. Es hatte demnach ein Slave einen den Slawen entstammenden Priester erschlagen.

Mit Berücksichtigung dieser Zusätze läßt sich folgende chronologische Liste über die Zahl der in Lübeck nachgewiesenen Slawen zusammenstellen, die für eine Zeit von 240 Jahren nicht weniger als 42 Slawen mit Slawennamen, bzw. mit deutschen Namen ergibt:

- 1.—13. von 1175—1338: 13 lübische Ratsherren: 3 Borwinus, 3 Wrot, 2 Bole, 2 Went, 1 Wroet, 1 Race, 1 Rutze,

1369 Betemann Tzabel.

1375 Hartwicus Tzabele.

1392 Bertram Tzabel tho Lutowe;

4. den Rats Herrn consul Rodolfus Wrot in Lübeck, der 1250 genannt wird⁵⁸¹;

5. die Familie von Qualen. Aus dieser großen, über ganz Nordwagrien verbreiteten Familie seien hier nur genannt der 1383 erwähnte Zwine van Qvalen und der 1396 vorkommende Swin van Qualen⁵⁸².

Zu diesen Familien kommen noch ev. die oben erwähnten Ywanus de Curen, Ywanus de Visczowe, Ywanus de Tranzowe, Ywanus Wasceke, Ywanus de Dyzzouwe, Ywanus Walestorp, Bornim v. Landest und die auf Fehmarn nachgewiesenen Adels-

14.—21.	von	1210—1415:	8 geistliche und weltliche Würdenträger: 2 Bole, 2 Boytin, 1 Tetze, 1 Cernetin, 1 Damasc slavus, 1 Nicolaus slavus,
22.—23.		1224—1344:	2 Burwinus außer den 3 Rats Herren,
24.		1259	: Ywan leistet Bürgschaft,
25.—30.		1292—1358:	6 Boytin außer den 3 Würdenträgern,
31.		1295	: Slawin Christine,
32.		1296	: der consul oder civis Gerhardus wloome,
33.	zwischen	1316—1338:	1 Wrot außer den 3 Rats Herren,
34.		1323	: der Slave Arnoldus leistet Bürgschaft,
35.		1325	: der Slave Gerardus leistet Bürgschaft,
36.		1327	: der Slave Nicholaus wird Bürger,
37.		1336	: der Slave Hinricus wird Bürger,
38.—39.		1351—1375:	2 fürstliche Kanzler: Boytin u. Rademyn,
40.		1411	: der Schneider Midrawe,
41.		1415	: 1 Tetze außer dem einen Würdenträger,
42.		1415	: Conradus Bozen.

Bedenkt man, daß die in Lübeck wohnhaften Slawen sicherlich nur selten werden urkundlich erwähnt worden sein, da sie im allgemeinen nur den untersten Bevölkerungsschichten angehört haben werden, wie den Bewohnern des alten und neuen Rix (vgl. oben S. 218—222 = Bd. XII, S. 330—334), so wird man die erhaltene Ziffer urkundlich erwähnter Wendenindividuen nicht für niedrig halten können.

⁵⁷⁹) Bei Haffe III; Nr. 345, S. 184.

⁵⁸⁰) Urkundenammlung II; Nr. 53, S. 56; — Nr. 217, S. 281; — Nr. 412, S. 510; — Nr. 439, S. 533.

⁵⁸¹) Urkundenammlung I; Nr. 57, S. 62.

⁵⁸²) Urkundenammlung II; Nr. 434, S. 527; — Nr. 446, S. 547.

angehörigen wadde de Rutze, Cyrich Kalo (vgl. oben, S. 330, 6). Auch die auf Fehmarn nachgewiesenen Familien der iurati et consules: hoscic, Silip, zilifissen, syric und die weit auf Fehmarn verbreitete Familie bole oder bule, der allein sechs dieser consules und iurati angehören: Bole Quand, Bole grim, Bole Claws, bole peter, Bule Hamme und bolekae de damtestorp muß man zu den Adelsgeschlechtern, und zwar anscheinend zu den alten Wagirenfamilien, rechnen. Zweifellos ist mir die Zugehörigkeit derer v. Qualen zum alten wagirischen Adel: man braucht sich statt Qualen nur der slawischen Schreibweise zu bedienen Chwalo, um aller Zweifel enthoben zu sein. Denn die Chwalo oder Qualo waren im 13. u. 14. Jahrhundert auch ein in Böhmen und der Lausitz weitverbreitetes, slawisches Dynastengeschlecht, so Qualo von Leipa, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den Urkunden als Chwalo de Zitavia (Zittau) und als Chwal von Lippa (Böhmisch-Leipa) vorkommt⁵⁸³). Auch der oben (S. 112 [XII, 224], Anm. 112) genannte polnische Chronist Boguchwal gehört in diesen Zusammenhang. Denn der Name Chwalo oder Qualo ist offenbar nur eine Abkürzung dieses slawischen Personennamens. †

C. In den Herzogtümern Lauenburg und Mecklenburg sowie in der Mark Brandenburg.

Unvergleichlich müheloser würde eine Zusammenstellung der Polabenreste in Lauenburg und der Obotritenreste in Mecklenburg sein, soweit die Slawen die in den Jahren 1143—1164 erfolgte Unterwerfung und deutsche Okkupation nachweislich überdauert haben, als es eine solche Zusammenstellung für Wendenereste in Lübeck und für Wagirenereste in Wagrien gewesen ist, da schon in Lauenburg, mehr noch in Mecklenburg, solche Reste viel zahlreicher, dichter zusammengedrängt und länger nachweisbar sind, als in dem der deutschen Rückwanderung am frühesten, am stärksten und am rücksichtslosesten ausgesetzten äußersten Nordwesten der von den Slawen besetzten norddeutschen Gebiete zwischen Elbe und Oder.

⁵⁸³) Manlius, Commentarii rer. lusat. VI, cap. 28.

Was Lauenburg anbelangt, so verweise ich nur auf das berühmte Rakeburger Zehntenregister von 1230⁵⁸⁴), das Ernst, den ich oben⁵⁸⁵) als einen Fanatiker der Ausrottungstheorie bekämpfen mußte, mit Recht als „eins der interessantesten Bilder aus der Geschichte des deutschen Mittelalters und jedenfalls eins der lehrreichsten“ bezeichnet. Ernst fährt fort: „Hätten wir auch für die übrigen Bistümer, Schwerin, Kammin, Havelberg, Brandenburg, Lebus, Meißen und Breslau⁵⁸⁶), solche Zehntenregister, so brauchte die Geschichte der Colonisation nicht erst geschrieben zu werden“. In diesem Register werden die Dörfer, in denen der Rakeburger Bischof um 1230 noch den Wendenzehnten bezog, durch die Formel gekennzeichnet: „Es sind Wenden“⁵⁸⁷). Demnach sind in der Rakeburger Diözese noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts nicht weniger als 20 Dörfer „rein wendisch“⁵⁸⁸).

⁵⁸⁴) Die beste Veröffentlichung findet sich im Mecklenburgischen Urkundenbuch Bd. I, Nr. 375, Schwerin 1863. Haupt setzt 1890 das Zehntenregister in die Zeit zwischen 1229—1235 (Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Herzogtum Lauenburg, S. 9); der leider im Frühjahr 1910 verstorbene Hellwig, der beste Kenner dieser Urkunde, setzt 1904 „die Niederschrift des Zehntenregisters höchstwahrscheinlich ins Jahr 1230“, — — „die Sammlung des urkundlichen Materials dazu bis Mitte 1228“. („Das Jahr der Niederschrift des Rakeburger Zehntenregisters“ im Archiv des Vereins f. d. Gesch. des Herzogtums Lauenburg, Bd. VII; Heft 3, S. 114.)

⁵⁸⁵) Vgl. oben, S. 127—128 (= Bd. XII, S. 239—240), Anm. 145. Die hier angeführte Stelle findet sich a. D., S. 11.

⁵⁸⁶) Ernst übersieht die gleichfalls einst von Slawen bewohnten Bistümer Wagrien (Altenburg—Lübeck), Zeitz—Raumburg, Merseburg, abgesehen von Böhmen und Polen. Auch in den Bistümern Verden, Hildesheim, Halberstadt haben teilweise Slawen gewohnt.

⁵⁸⁷) Vgl. Hellwig, das Zehnten-Register des Bistums Rakeburg, im Jahrbuch 69 des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Schwerin 1904, S. 43.

⁵⁸⁸) Dabei stellt Ernst die Verhältnisse derartig auf den Kopf, daß er behauptet (a. D., S. 11): „Von den acht (!) um 1235 noch slawischen Ortschaften heißt eine heute Neuhoff, eine andere wird noch im 13. Jahrhundert als deutsch genannt; über den Rest liegen keine Nachrichten aus dem 13. Jahrhundert vor“; (ich habe eine ganze Anzahl solch urkundlicher Nachrichten nicht nur aus dem 13., sondern noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts gesammelt: allein in einer Urkunde von 1375, Urkundenammlung II; Nr. 412, S. 510, wird nicht nur der Dörfer Dudeschen Moltzan et Wen-

Hellwig fährt fort: „Wollte man indessen aus dieser verschwindenden Zahl rein wendischer Dörfer schließen (Hellwig sieht 20 Dörfer als eine verschwindende Zahl an), daß die wendische Nation in der Diözese Rakeburg bis auf diese spärlichen Reste (die 20 rein slawischen Dörfer), abgesehen von der Grafschaft Dannenberg, ausgerottet gewesen sei, so ist das nach dem, was sich im Verlaufe der Arbeit gezeigt hat und noch zeigen wird, grundfalsch. Wir haben nicht den geringsten Anhalt, zu vermuten, daß in den Allodialdörfern und den Amtsdörfern der Fürsten, namentlich der Mecklenburger, die wendischen Untertanen bis 1230 Deutschen Platz gemacht haben, wohl aber zeigen sich Spuren von Vermischung wendischer und deutscher Bevölkerung sogar in den ursprünglich rein deutschen Besetzungsdörfern. Es ist ferner unleugbare Tatsache, daß im Zehntenregister Wendendörfer, die 1230 bestanden haben müssen, nicht aufgeführt sind. — Das Zehntenregister führt eben nur Dörfer auf, die eine Flur besitzen, denn der Zehnte, auch der Wendenzehnte, war eine Reallast, die am Boden haftete⁵⁸⁹), nicht an Personen, Kathendörfer aber nicht. Letztere finden aber dennoch manchmal eine mehr zufällige Erwähnung.“ Hellwig zählt dann nicht weniger als 18 „wendische Tagelöhnerdörfer“ auf, von denen er aber Nr. 88 und Nr. 103 schon unter den rein wendischen Dörfern genannt hat, so daß es nach ihm um 1230 weit über 36 Wendendörfer in der Diözese Rakeburg gab. Zum Rakeburger Zehntenregister kommt noch eine nicht geringe Anzahl anderer Urkunden, ferner eine ungleich größere Zahl von Rundlingen, als sie in Bagrien nachgewiesen werden konnten, sowie schließlich andere Altertümer und die Existenz oder wenigstens erhaltene Nachrichten über ehemalige Existenz

deschen Moltzan, sondern auch der parrochia Slawestorp sowie des Adelsgeschlechtes der Tzabele gedacht, die ich oben, S. 339—41, als germanifizierte Polaben angesprochen habe, und 1394 ist noch von dem Dorfe Wentdorpe, ebenfalls „beleggen in deme Kerspele to Slawestorpe“, die Rede (a. D. II; Nr. 442, 539 sowie 1395, a. D. II; Nr. 443, S. 540), „ihre Besiedlung mit Deutschen darf aber nach Vorstehendem als selbstverständlich betrachtet werden“. Das Gegenteil ist der Fall, wie sich aus nicht wenigen Urkunden sowie aus den oben folgenden Ausführungen Hellwigs ergibt.

⁵⁸⁹) Vgl. oben, S. 219 (= Bd. XII, S. 331), Anm. 314.

slawischer Kulturreste, so daß nur der, welcher die lauenburgische Geschichte und das lauenburgische Land nicht kennt, die Behauptung aufstellen oder nachsprechen kann, die Polaben seien durch Heinrich von Badewide und Heinrich den Löwen, seien überhaupt zu irgendeiner Zeit durch die Deutschen systematisch ausgerottet worden.

Am zahlreichsten und längsten im Nordwesten haben sich aber nachweisbare Slawenreste in Mecklenburg erhalten. Nachdem ich oben aus der Geschichte dargelegt habe, daß von einer systematischen Ausrottung der Obotriten schlechterdings nicht die Rede sein kann, obwohl solche Behauptung bis auf den heutigen Tag für eine geschichtliche Tatsache ausgegeben wird; nachdem ich in Wagrien, Lübeck, Polabien mindestens bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eine Reihe von erhaltenen Nachrichten über die deutsche Okkupation überdauernde Wendensiedlungen nachgewiesen habe, wird für Mecklenburg ein Hinweis auf die 23 Bände des mecklenburgischen Urkundenbuches genügen. Der erste Registerband, Bd. IV, ist 1866 erschienen und umfaßt die slawischen Namen bis 1300; der zweite Registerband, Bd. XI, 1878 und umfaßt das Orts- und Personenregister bis 1350, während der 1882 erschienene Bd. XII das wichtige Wort- und Sachregister umfaßt, darunter die Wenden als Volk, die Wendenstraßen, das Wendische Recht, Wend als Familienname, wendische Dörfer, wendische Herren und Ritter, wendische Städte u. a. m. — Das dritte Register, Bd. XVII, 1897 erschienen, enthält das Wort- und Sachregister über die Wenden von 1350—1370. — Seit dem 1897 erschienenen 18. Bande enthält jeder einzelne Band ein Orts-, Personen-, Wort- und Sachregister; der 1907 erschienene 22. Band reicht bis 1395. Ein jeder der zuletzt erschienenen Bände umschließt, wie auch die beiden letzten Bände des lübeckischen Urkundenbuches, einen Zeitraum von 5 Jahren. Hier sei nur ein Beispiel erwähnt, aus dem hervorgeht, daß es in Mecklenburg sogar vorkam, daß an ein ganzes Slawendorf das deutsche Recht verliehen wurde: 1220 erhielt das von Slawen bewohnte Dorf Brüfewitz vom Grafen Günzel das deutsche Recht⁵⁰⁰⁾.

⁵⁰⁰⁾ Mecklenburgisches Urkundenbuch Bd. I; Nr. 266. Gewiß wird solche Verleihung nur sehr selten vorgekommen sein. Andererseits bedarf

In Mecklenburg hielten sich die Slawen naturgemäß nicht nur länger und zahlreicher als in Wagrien, sondern hier verblieben sie auch länger im Heidentum als in Wagrien und Polabien. Hauck⁵⁹¹⁾ macht darauf aufmerksam, daß „die ältesten nachweislichen Kirchen, z. B. im Amtsgericht Schwerin 1178 Kirchstück und Cramon, 1217 Wittenförden, 1241 Rettgendorf sind“ und bemerkt: „Der dänische Geschichtsschreiber Sazo erklärt rund heraus das ganze wendische Christentum für Scheinwesen, und der urteilsfähigste Zeuge, Bischof Brunward von Schwerin, spricht es 1219 offen aus, durch den Zuzug von Christen müsse das rohe Volk für den Glauben gewonnen werden“.

Da Kühnel auch Albrecht den Bär und Bernhard (vgl. unten, S. 375) zu den systematischen Ausrottern und Verdrängern der Slawen rechnet, so sei hier nur bemerkt, daß dasjenige, was von Holstein, Lauenburg, Hannover und Mecklenburg gilt, naturgemäß und in verstärktem Maße auch für Brandenburg seine Berechtigung hat, nämlich daß auch dort die Slawen weder verdrängt noch ausgerottet worden sind. Der Nachweis ist für Brandenburg ungleich leichter als für Wagrien und Lübeck. Ich mache hier nur auf die letzte Arbeit aufmerksam, welche diese Frage berührt⁵⁹²⁾. Krabbo betont, daß man 1157 noch gar nicht wissen konnte, „daß der Kampf um Brandenburg nunmehr endgültig zugunsten der Deutschen entschieden sei; es hat ja auch in der Folgezeit nicht an gelegentlichen slavischen Rückschlägen im Havellande gefehlt. Die

die Ansicht doch wohl keiner Begründung, daß uns nur die wenigsten Nachrichten erhalten geblieben sind, daß es gewissermaßen nur auf einem Zufall beruht, wenn bei den Verwüstungen, welche der 30jährige und andere Kriege in Mecklenburg angerichtet haben, überhaupt solche Nachricht erhalten geblieben ist. Es kann daher nicht als richtig anerkannt werden, wenn Ernst (a. D. S. 12) und ihm folgend Gloy (a. D. S. 22) diesen Fall als „den einzigen Fall von Verleihung deutschen Rechtes an Slawen zwischen Elbe und Oder im dreizehnten Jahrhundert“ bezeichnen. Was in Brüsewitz geschah, konnte ebensogut überall zwischen Elbe und Oder bewilligt worden sein, wo Slawen sich gehalten hatten, nur daß wir entsprechende Nachrichten nicht überkommen haben.

⁵⁹¹⁾ Kirchengeschichte Deutschlands, Teil IV, S. 624.

⁵⁹²⁾ Hermann Krabbo, Deutsche und Slawen im Kampfe um Brandenburg, im 41./42. Jahresbericht des hist. Vereins zu Brandenburg a. S., Brandenburg 1910, S. 35, Anm. 2.

Eroberung Brandenburgs war nicht der Schlußstein, sondern eher der Anfang der Christianisierung und Germanisierung des Landes“ — ganz so wie 1143 die teilweise Okkupation Bagriens durch Adolf II. —, „und langsam genug ist beides zunächst vor sich gegangen. Noch 40 Jahre nach der letzten Eroberung der Feste schreibt Papst Cölestin III. an den Dompropst von Brandenburg mit dem Bemerken, daß er in medio nationis prave et perverse, scilicet inter Slavos et inimicos Christiani nominis sitz. Unter solchen Umständen kann es nicht verwunderlich erscheinen, daß man 1187, also schon ein volles Menschenalter nach Albrechts des Bären großem Erfolg, auf der Provinzialsynode zu Magdeburg besondere Bestimmungen für den Fall erließ, daß peccatis exigentibus sive paganorum incurso sive quocunque casu Brandenburgensis ecclesia desolata fuerit; man rechnete also 1187 noch mit der Möglichkeit, daß Brandenburg den Deutschen wieder verloren gehen könnte.“

Man sieht, die Äußerungen Helmolds über ein Verschwinden⁵⁹³⁾ der Slawen aus dem Lande Albrechts des Bären in der Zeit um 1159—1160 sind ebensowenig buchstäblich aufzufassen, wie die oben⁵⁹⁴⁾ angeführten Helmoldstellen über ein Verschwinden der Slawen aus dem Gebiete Heinrichs des Löwen⁵⁹⁴⁾. Vollends als eine der oben charakterisierten, mehr als Mangel an Erfahrung und Überblick, und als von der Latein- und Klosterchule her überkommene Neigung zu Superlativen und zur Rhetorik wie als ein Mangel an Wahrheitsliebe zu beurteilenden Übertreibungen⁵⁹⁵⁾ muß es beurteilt werden, wenn Helmold sagt: „Jetzt“, d. h. zwischen 1160—1168, „aber sind die Slawen allerorten vernichtet und verjagt“⁵⁹⁶⁾. Diese Übertreibung wird in ihrer Rhetorik nicht nur

⁵⁹³⁾ I, 89; bei Schmeidler, S. 174, 23: „Ad ultimum deficientibus sensim Slavis.“

⁵⁹⁴⁾ Teil I, S. 85—95 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 192—207 d. 3tschr.

⁵⁹⁵⁾ Vgl. Teil I, S. 95 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 207 d. 3tschr.

⁵⁹⁶⁾ I, 89; bei Schmeidler S. 175, 15—18: „Nunc vero. — Slavi usquequaque protriti atque propulsi sunt, et venerunt adducti de finibus oceani populi — innumerabiles“: wieder eine der beliebten, diesmal dem Propheten Joel entnommenen biblischen Phrasen. Man muß derartige zusammenfassende Urteile Helmolds, die mit den von ihm selbst erzählten Einzeldaten in unvereinbarem Widerspruche stehen, ebenso als eine Folge

durch die oben erwähnte Urkunde von P^{ap}st Cölestin III. vom 16. Januar 1197 widerlegt, sondern auch durch einen Brief⁵⁹⁷⁾ seines Nachfolgers Innocenz III. an den Markgrafen von Brandenburg. Albert Hauck, dessen Darlegung der brandenburgischen Wendenmission ganz besonders gelungen ist, macht auf Urkunden aufmerksam, aus denen folgt, „daß selbst in der Altmark und auf Klostergut noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts wendisches Heidentum vorhanden war“ und knüpft an diese beachtenswerte Tatsache die Bemerkung: „Diese Urkunden sind zugleich eine Warnung vor Überschätzung der Bedeutung, die Klostergründungen für die Mission hatten. Daß wendische Sprache und Art sich in der Altmark bis ins 18. Jahrh. erhielt, bemerkt Kottrott S. 462 ff.“

D. Ergebnis.

Nachdem im ersten Teil dieser Arbeit aus dem ausschließlich den Quellen entnommenen Gang der geschichtlichen Ereignisse bewiesen worden ist, daß von der bis auf den heutigen Tag behaupteten systematischen Ausrottung der Slawen nirgends die Rede sein kann, ist die Arbeit in ihrem zweiten Teil auf einem andern Wege zu demselben Ergebnis gelangt: durch die Zusammenstellung der nach dem Eingreifen Heinrichs von Badewide, Adolfs von Schaumburg und Heinrichs des Löwen in Lübeck, Wagrien, Lauenburg und Mecklenburg bis gegen Ende des Mittelalters nachweisbaren Slawenreste; eine Zusammenstellung, die in Mecklenburg durch den Hinweis auf die trefflichen Register des dortigen Urkundenbuches ersetzt werden konnte; die überdies keineswegs den Anspruch erhebt, irgendwie vollständig zu sein,

seiner Vorliebe für biblische Wendungen wie als eine jener Übertreibungen und falschen Verallgemeinerungen ansehen, die er mit den meisten seiner Zeitgenossen gemeinsam hat.

Über den Namen Berlin vgl. man Teil I, S. 190 dieser Arbeit = Bd. XII, S. 302 dieser Zeitschrift, Anm. 266.

⁵⁹⁷⁾ Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Teil IV, S. 612, Anm. 7, Berlin 1903. Man vgl. auch Teil I dieser Arbeit, S. 219 = Bd. XII dieser Ztschr., S. 331.

vielmehr sicherlich noch vergrößert werden kann. Derartige slavische Spuren sind nachgewiesen:

1. in Lübeck 35 von 1143—1600 (42 Individuen von 1175—1415),
2. in Wagrien 77 von 1164—1426, bzw. 1460,
3. in Lauenburg 36 um die Zeit von 1230.

Wenn auch gern zugegeben werden soll, daß die 35 für Lübeck zusammengestellten Nachweise nicht durchweg vollüberzeugend oder beweisend sind, so ist andererseits in Lauenburg nur ein Teil der in den Quellen vorhandenen Nachweise zusammengestellt worden. Was Wagrien anbelangt, so wird man wohl nicht bestreiten, daß die dortige Zusammenstellung mit der größten Vorsicht und Zurückhaltung gemacht worden ist: sie wird nicht vermindert, sondern nur vermehrt werden können. Außerdem konnte in Wagrien der Nachweis erbracht werden, daß die gefundenen 77 Fälle nachgebliebener Wagirenbevölkerung sich über das ganze Land verteilen, wenn schon sie, genau entsprechend dem dargelegten geschichtlichen Verlauf der Ereignisse, am dünnsten in der Nachbarschaft der deutschen Kolonistenstadt Lübeck, des Hafensplatzes des Herzogtums Sachsens gesät sind, dagegen am stärksten in den drei Nordgauen Aldenburg, Lütjenburg mit Kiel und Fehmarn. Überraschend ist der verhältnismäßige Reichtum an Slavenspuren in den 3 westlichen Gauen Faldera, Dargun und Plön: nur der Gau Zuentineveld macht eine Ausnahme. Bedenkt man aber, daß er am fernsten lag von dem Kulturzentrum Lübeck; von den Mittelpunkten der wagrigen Kirchen- und Klosterkultur in Segeberg, Neumünster, Reinfeld, Cismar, Ahrensböf, Cismar, Preetz, dann wird es begreiflich, daß wir über diesen Westgau so wenig wissen. Zudem erzählt Helmold, daß just im Zuentineveld der senior terrae et secundus post comitem et cetera virtus Holzatorum ihren Wohnsitz genommen habe⁵⁹⁸). So würde es begreiflich sein, wenn gerade im Zuentineveld nicht die systematische Ausrottung, auch nicht einmal die systematische Vertreibung, wohl aber die Expropriation der Wagerwenden noch gründlicher und schneller erfolgt sein sollte als in den übrigen 11 Gauen Wagriens. Es decken sich mithin die Ergebnisse der

⁵⁹⁸) I, 92; bei Schmeidler S. 179, 26.

historischen und lokalgeographischen Untersuchung in irgendwie wünschenswerter, geradezu überraschender Weise, so daß man erwarten darf, der Theorie von der systematischen Ausrottung der Wagervenden durch Adolf, Badewide und Heinrich den Löwen ist nunmehr ein für allemal ein Ende bereitet worden.

Die 77 Nachweise in Wagrien verteilen sich in folgender Weise über die zwölf Gaue Wagriens:

1	auf den Gau	Zuentineveld	—	Bornhöved,
2	=	=	=	Katetau,
4	=	=	=	Boule — Reinfeld,
4	=	=	=	Cutin,
4	=	=	=	Süsel,
7	=	=	=	Liubice — Rensfeld,
7	=	=	=	Faldera — Neumünster,
8	=	=	=	Dargun — Segeberg,
9	=	=	=	Plön,
9	=	=	=	Lütjenburg — Kiel,
10	=	=	=	Fehmarn,
12	=	=	=	Altenburg.
<hr/>				
77				

Aber nicht nur das negative Ergebnis, das von einer systematischen Ausrottung oder Vertreibung der Slawen nicht mehr die Rede sein kann, haben die hier angestellten Untersuchungen, sondern sie sind auch geeignet, positiv anzudeuten, in welcher Weise das Zurückgehen der slawischen Bevölkerung und der Gang der Germanisation erfolgt ist.

Entsprechend der geographischen Lage Wagriens hat die Germanisation am frühesten und stärksten im Südwesten, im Süden und Südosten Wagriens eingesezt und ist sie am spätesten im äußersten Nordwesten erfolgt, in den die Deutschen nur von zwei Seiten, von Süden und Osten aus, eindringen konnten, während im Westen (die Kieler Förde) und Norden das schützende Meer lag. Die Germanisation Wagriens erfolgte mithin von der Linie Neumünster—Segeberg—Lübeck aus, die von Nordwesten nach Südosten gerichtet ist und in deren Mitte Segeberg liegt, während Lübeck im äußersten Südosten, jenseits der Südspitze Wagriens liegt, dessen Südost- und Südgrenze nach den

wiederholten, unzweideutigen und genauen Angaben Helmolds die Trave⁵⁹⁹⁾ von Segeberg bis zu ihrer Mündung in die Ostsee bildet. Es ist das die Linie, die am besten markiert wird durch die Trave selbst von Travemünde bis Segeberg sowie etwa durch die Bahnlinie Segeberg—Neumünster. Lübeck, Segeberg, Neumünster: diese 3 südlichen, teils innerhalb, teils außerhalb Wagriens liegenden Gründungen Adolfs II., Kaiser Lothars und Bicelins bildeten die Basis für die Germanisation Wagriens, die, sehr bezeichnend, nicht von Westen, sondern von Süden aus erfolgte, indem Neumünster der Angriffspunkt für die holsteiniische, Segeberg für die westfälische, Lübeck für die kräftigste, sich aus allen Teilen Niederdeutschlands⁶⁰⁰⁾ rekrutierende Kolonisation des Landes wurde, so

⁵⁹⁹⁾ Vgl. Teil I, S. 57—68 und 172 = Bd. XII, S. 169—180 und 284, Anm. 228.

⁶⁰⁰⁾ Reuter spricht sich dafür aus, daß Lübeck von Westfalen, in erster Linie von Kolonisten aus Soest, gegründet worden sei. Reuter macht diese Ansicht allerdings nur für einen Teil Lübecks, den um die Petrikirche gelegenen Stadtteil, geltend, eine Ansicht, die in der neuesten Landeskunde Lübecks, der von Doormann, als feststehende Tatsache erscheint: „Ansiedelung der handeltreibenden Soester, die bis zur Zerstörung Schlesiens durch den dänischen König 1155 dort ihren Wohnsitz gehabt hatten“. (Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein und der Freien und Hansestadt Lübeck mit ihrem Gebiete, 3. Aufl., Breslau 1910, S. 65.) In dieser tatsächlichen Form kann man die Behauptung nicht gelten lassen. Mich hat Reuter bezüglich des Stadtteils um die Petrikirche nicht davon überzeugt, daß dessen Gründung durch Männer aus Soest mehr als eine Hypothese ist. Reuter stützt seine Behauptung (Ztschr. d. Vereins für Lübeckische Geschichte, XII, S. 15—16) auf die Tatsache, „daß St. Peter die alte Kirche in Soest ist“. Aber der Name der Petri- und Marienkirchen ist so häufig, ist geradezu derart das Gewöhnliche für die Kirchen des Mittelalters, daß man meiner Meinung nach aus den übereinstimmenden Namen der Lübecker und Soester Petrikirche nicht die Gründung der Lübecker Petrigemeinde durch Soester folgern kann. Bekanntlich sind die ältesten Petrikirchen oft an der Stelle heidnischer Kulturstätten erbaut worden. Will man aus dem Namen der Petrikirche eine Folgerung ableiten, so liegt es vielleicht näher, die Meinung aufzustellen, daß an der Stelle der Petrikirche die alte Kulturstätte Bucu in heidnischer Zeit, etwa noch unter Fürst Cruto, 1066—1093, sich befunden hat, deren oft behauptete, meines Wissens aber noch nicht nachgewiesene Existenz, ich oben (vgl. S. 148; Anm. 166) aus Arnold von Lübeck zu begründen versucht habe. Auf dem ganzen Werder Bucu zwischen Wakenitz und Trave paßte keine zweite Stelle so gut zu solcher Kulturstätte wie die schroff nach Westen, ursprünglich wohl 15 m tief abstürzende, bastionsartig in die im Meeresniveau

daß in dem Lübeck benachbarten Teil Wagriens die Wagiren am schnellsten und relativ am vollständigsten schwanden, relativ: denn sowohl in der Umgebung Lübeds wie in Lübeck selbst konnten durchaus nicht nur vereinzelte Reste der Elawen bis ins 16. Jahrhundert nachgewiesen werden.

liegende Traveniederung hervorspringende Hochplatte des Klingenberges, auf welcher die westlichste der fünf alten Lübeder Kirchen erbaut ist.

Ich habe die geographische Eigenart des Klingenberges, eines der drei Berge oder vielmehr Hügel, auf denen Lübeck erbaut ist, in einer Arbeit über „Die Topographie des baltischen Höhenrückens von Lauenburg bis Travemünde“ (Verhandlungen des XVII. deutschen Geographentages zu Lübeck, 1909; Berlin 1909, S. 15—18) näher dargelegt. Für die dort von mir vertretene Namenerklärung des Klingenberges habe ich inzwischen weiteres Material gesammelt. Die von Dohm gegebene Erklärung des Wortes Klinge kann ich, obwohl sie Reuter der meinigen, wenn auch ohne Begründung, vorgezogen hat, als richtig nicht anerkennen. Wie kann man Klinge von Klinse, Klint, Klink, angeblich „ein keilförmiges Stück“ bedeutend, ableiten, wenn das Wort Klinge selbst, wie ich nachgewiesen habe, im Althochdeutschen erhalten ist als chlinga, zunächst Gießbach, aber auch = Talschlucht. Ich habe nachgewiesen, daß diese Bedeutung für den Klingenberg in Lübeck durchaus zutreffend ist, da sich unmittelbar westlich vor der Hochplatte der Peterskirche schluchtartig der Rolf befindet, da ferner die Höhe des Klingenberges von der Höhe des benachbarten, südlichen Stadthügels, des Sandberges, auf dem der Dom und die älteste Stadanlage Lübeds steht, durch eine Einsenkung getrennt war, in deren Diluvialboden die in dieser Einsenkung entspringende Au, die Kiefau (vgl. Teil I, S. 218 bis 222 = Bd. XII dieser Ztschr., S. 330—334) zweifellos ein schluchtartiges Bett gerissen haben mußte, so daß wir nicht nur im Westen und Süden des Klingenberges Schluchten, sondern sogar einen ehemaligen Gießbach zu verzeichnen haben. Endlich hatte ich aus Süd-, Ost- und Norddeutschland Analogien beigebracht für mit dem Begriff Klinge zusammengesetzte Lokalbezeichnungen unter denselben topographischen Verhältnissen wie beim Klingenberg zu Lübeck: für von Schluchten zerrissene Hochplatten. Es ist mir nicht recht verständlich, daß Reuter den Klingenberg zu Lübeck, indem er Sartoris und meine Erklärung ablehnt, mit dem Klingberg zu Hamburg in Parallele stellt (Ztschr. d. Vereins f. Lüb. Gesch., Bd. XII, S. 17, Anm. 17). Weit entfernt, daß der Klingberg in Hamburg „ziemlich dasselbe Bild“ gibt, wie der Klingenberg in Lübeck, liegen die topographischen Verhältnisse hier wie dort vielmehr ganz anders. Der Lübeder Klingenberg gehört zu dem am höchsten gelegenen Teil Lübeds, der Hamburger Klingberg zu dem am tiefsten gelegenen Teil Hamburgs. Auch in Hamburg liegt der Diluvialrücken da, wo die alten Kirchen stehen, die Jakobi- und

Daß die Einwanderung der deutschen Kolonisten, Geistlichen und Zwingherren von Süden, nicht von Westen aus, in Wagrien erfolgte, geht aus den nachgewiesenen Wagirensuren aus der Zeit von 1143—1460 hervor: von 77 Wagirensuren fanden sich 28 in den sechs südlichen, 49 in den sechs nördlichen Gauen. Wäre

Petrikirche und der ehemalige Dom. Zu dieser Hochplatte führen hinauf von der Alster die Bergstraße, von der Elbe aus Kattrepel. Tief unten, am Fuß dieser Hochplatte, zieht sich die Niedernstraße entlang, wie zu Lübeck am Fuß des Klingenberges die Kleine Kiesau. Und dieser Niedernstraße, von der ein Teil 1387 sogar die niedrigste Straße heißt, *platea yma* (Gaedechens, historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg, Hamburg 1880, S. 44), noch weiter vorgelagert nach der Elbe zu, unmittelbar am Wasser, liegt der Hamburger Klingberg! Der Lübecker Klingenberg dagegen ist 15 m hoch, das heißt, nur um unbedeutende Bruchteile eines Meters niedriger als der höchste Punkt Lübecks, östlich vom Chor von St. Marien! In bezug auf die Topographie, genauer auf die Höhenlage und auf die geographische Lage, hätte, sollte man meinen, Neuter etwa vergleichen können:

1. den Lübecker Klingenberg mit der Hamburger Steinstraße,
2. die Lübecker Kleine Kiesau mit der Hamburger Niedernstraße,
3. die Lübecker Straße „An der Obertrave“ mit dem Hamburger Klingberg,

aber nicht den Lübecker Klingenberg mit dem Hamburger Klingberg. Die drei genannten Straßenzüge sind einander vorgelagert, parallel, wenn auch nicht in mathematischem Sinne ganz genau parallel. Der Erstgenannte: der Lübecker Klingenberg und die Hamburger Steinstraße, liegen oben auf dem Rücken der schmalen Diluvialplatte; der Zuletztgenannte: die Lübecker Straße „An der Obertrave“ und der Hamburger Klingberg dagegen unten am Wasser.

Noch weniger beizupflichten vermag ich Neuters Vergleich des Kadekflint und Bäckerflint zu Braunschweig mit dem Lübecker Klingenberg. Beide Braunschweiger Plätze liegen zwar bei einer Petrikirche, wie der Lübecker Klingenberg, aber während letzterer um und hinter der Petrikirche liegt, liegen die Braunschweiger Plätze ähnlich wie der Koll, die Kleine Kiesau und die Straße „An der Obertrave“ unten, ganz in der Nähe des Wassers, nur durch die kurze Straße „Am alten Petritor“ von dem Neustadtmühlengraben getrennt. Können die beiden Braunschweiger Plätze mit dem Hamburger Klingberg wenigstens in bezug auf ihre Tiefelage verglichen werden, so können sie mit dem Lübecker Klingenberg weder in bezug auf ihre Lage noch in bezug auf ihren Namen in Parallele gestellt werden.

Im übrigen verweise ich auf die meiner Topographie des baltischen Höhenrückens beigegebene Höhenschichtenkarte von Lübeck, die in einem

die Haupteinwanderung von Westen aus erfolgt, so müßte man statt der Zunahme der Wagirensuren von Süden nach Norden eine solche von Westen nach Osten erwarten. Statt dessen sind die Wagirensuren gerade im Süden und nach dem Süden im Osten am spärlichsten, aber keineswegs im Westen. —

sehr großen Maßstabe gehalten ist und überraschend genau zum Ausdruck bringt, wie der den Lübecker Werder von Süden nach Norden durchziehende Diluvialrücken nirgends so weit nach Westen vorspringt wie auf dem westlichen Teil des Klingenberges, da, wo St. Petri dominierend hinaus in die Traveniederung emporragt.

Allerdings läßt sich eine Erklärung finden, welche die Erklärung des Namens Klingenberg von Sartori und mir auch für Hamburg verwendbar erscheinen lassen würde. Daß die Gegend des Hamburger Klingbergs nicht immer so niedrig gewesen sein kann wie heute, verrät die Bezeichnung Berg. Der den Stadtteil zwischen der Alster und dem nördlichsten Fleet von Osten nach Westen durchziehende Diluvialrücken sendet etwa bei St. Jacobi einen Queraft nach Süden bis an das Fleet. Dieser traf wohl ehemals das Fleet an der später am Fleet entlang sich ziehenden Straße Klingberg. Tatsächlich steigt das Gelände vom Klingberg auch nach Osten zu an. Vielleicht hat ursprünglich dieser ganze Queraft Klingberg geheißen: doch sind historische Spuren für die Berechtigung dieser Hypothese nicht vorhanden, während wir in Lübeck bis ins 19. Jahrh. Spuren haben, daß dort der Name Klingenberg ursprünglich viel weiter ausgedehnt war als heute. — Wie es sich in Lübeck für den Sand- und Klingenberg nachweisen läßt, ist vielleicht auch in Hamburg das Material des dortigen Klingberges zur Aufhöhung der benachbarten Niederungen am Hafen benutzt worden; in Lübeck nur teilweise, in Hamburg vielleicht vollständig. Jedenfalls heißt heute Klingenberg in Lübeck einer der höchsten Punkte, Klingberg in Hamburg einer der tiefsten Punkte der Stadt.

Reuter führt außerdem noch verkehrsgeschichtliches Material an, das zwar für Schleswig interessant ist, aber nicht für Lübecks Gründung durch Westfalen Beweisgültiges enthält: die Möglichkeit einer Gründung der Lübecker Petrigemeinde durch Soester soll deshalb nicht in Abrede gestellt werden. Am ansprechendsten von den durch Reuter angeführten drei Gründen scheint mir der dritte zu sein: „Nur so scheint mir die Übertragung des Soester Rechtes erklärlich“. Aber auch dieser dritte Grund berechtigt doch wohl nur zur Annahme einer Hypothese, die eine Anregung für weitere Forschungen werden kann. Ich glaube, mich auf die einzige Quelle über die Gründung Lübecks stützend, auf Helmold, wenigstens bezüglich der Adolfsstadt, nach wie vor annehmen zu müssen, daß die Gründung der Adolfsstadt Lübeck, deren Lage am Dom, entgegengesetzt der von Reuter ausgesprochenen Ansicht (a. D. S. 14), bisher noch nicht nachgewiesen worden

Auch über das Schicksal der Wagiren uns aufzuklären sind die beigebrachten Daten wohl geeignet. Die urkundlich nachgewiesenen Beispiele:

1. von dem größeren deutschen und dem kleineren slawischen Morgen;
2. von dem höheren, infolge ertragreicherer Bewirtschaftung zu erklärenden deutschen und dem geringeren slawischen Kirchenzehnten;
3. von der Verdrängung der Slawendörfer durch die berühmten adeligen Güter Wagriens;
4. von der Bezeichnung des meistens größeren, immer des besseren Anteils der alten Wagirensiedelungen durch die Vorsilben Deutsch, Groß oder Neu; meistens des kleineren, immer des schlechteren Theils durch die Vorsilben Wendisch, Klein oder Alt;
5. von dem Verschlussensein vieler Zünfte, der vielfachen Vorenthaltung des Bürgerrechts und des freien Grundbesitzes für die Slawen im Mittelalter;

verbreiten über den Charakter der Germanisierung, des Zurückweichens des Slawentums in der Hauptsache doch wohl genügendes Licht. Die Slawen sind nicht ausgerottet worden, auch nicht vertrieben — bei ernster Überlegung wird man die Möglichkeit einer Vertreibung oder Ausrottung eines Volkes leugnen: denn wo und wann ist im Altertum, im Mittelalter oder der Neuzeit; in Süd-, Mittel-, Nordamerika, Australien, Kapland, Kaffernland und Südwest; in Agypten, Algier und Numidien; im Pyrenäengebiet, Engadin oder Irland; in Masuren, Siebenbürgen oder Montenegro ein Volk vertrieben oder systematisch ausgerottet

ist — Brehmer versucht weder an der von Reuter angeführten Stelle, noch anderweitig die Lage der ältesten Stadt am Dome nachzuweisen, sondern spricht nur von der Lage der Kirche St. Johann — durch Kolonisten aus ganz Niederdeutschland erfolgt ist. Denn Helmold berichtet unmittelbar vor der Erzählung von der Gründung Lübecks, daß Adolf in omnes regiones Boten geschickt habe, die Kolonisten anwerben sollten. Helmold nennt dann noch besonders Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland, in erster Linie aber die Holzaten und Sturmaren. Außerdem glaube ich aus verschiedenen Anzeichen schließen zu dürfen, daß Bardowiek bei der Gründung Lübecks eine Rolle gespielt haben.

worden: das Gegenteil ist selbst bei Juden, Ostgoten, Vandalen, Langobarden und Burgunden nachzuweisen! Die Slawen sind in oder aus Wagrien, Polabien, Obotritenland auch nicht umpflanzt worden, wie wir das bei den Persern, Agyptern, Römern und noch bei dem großen Schüler der Cäsaren, bei Karl dem Großen, finden. Es sind ihnen auch nicht Reservationen eingeräumt worden, wie heutzutage etwa Indianern, Hereros und Lappen⁶⁰¹⁾, wenigstens nicht in den drei genannten Gebieten.

⁶⁰¹⁾ Vielleicht läßt sich irgendein vereinzelttes Beispiel, das für diese Theorie zu sprechen scheint, aufbringen: für Wagrien, Polabien und Obotriten; für Adolf II., Heinrich von Badewide und Heinrich den Löwen kann aber diese Theorie nicht gelten, auch nicht für die dem Wagirenfürsten Pribizlav, den Obotritenfürsten Niclot, Wertizlav, Pribizlav und Niclot III. verbliebenen Gebiete. Das waren keineswegs Reservationen oder Reservate, wie aus dem oben gegebenen Überblick über die Eroberung des Landes hervorgeht. Es handelte sich nicht um den Fürsten überwiesene Reservate, sondern um den den Fürsten verbliebenen Rest oder Kern des Landes, der ihnen nach dem Friedensschluß, nach erfolgter Vereinbarung verblieb, während sie den übrigen Teil des Landes rite abtreten mußten: also um den Teil, der ihnen verblieb, wie Österreichisch-Schlesien den Österreichern, 1772 der Kern des Landes den Polen, 1864 das Land südlich von der Mündung der Königsau den Dänen, 1871 der Kern Lothringens den Franzosen. Der Unterschied zwischen diesen Beispielen aus der Neuzeit und dem, was Adolf II. den Wagiren, Heinrich der Löwe den Obotriten ließ, ist nur der, daß die oben genannten Wendenfürsten auch den ihnen verbleibenden Rest oder Kern ihres Landes nicht als völlig freien Besitz behalten durften — nominell, vorübergehend auch tatsächlich, hatten die Wendenfürsten ja schon seit den Sachsenkaisern unter der Oberhoheit sei es des Kaisers, sei es des Herzogs von Sachsen gestanden; selbst so mächtige Fürsten wie Gottschalk, sein Sohn König Heinrich von Altübeck und dessen Nachfolger König Kanutus —, sondern ihn zu Lehen nehmen mußten, entsprechend der staatsrechtlichen Auffassung des Mittelalters. Der Begriff der Reservation ist ein moderner, aber kein mittelalterlicher. Daß damit, daß Pribizlav 1143 wohl die 7 Zupanien Segeberg oder Dargun, Faldera — Neumünster, Boule — Reinfeld, Altübeck — Ranziveth, Ewentinesfeld — Vornhöved, Gutin und Süsel an Adolf II. abtreten mußte, während er die Zupanien Oldenburg, Lütjenburg, Fehmarn und bis 1156 wohl auch Plön, außerdem zunächst auch noch Ratkau (vgl. oben, S. 42 = Bd. XII, 154) behielt, der Pribizlav verbliebene Teil des Landes wenn vielleicht auch nicht staatsrechtlich, so doch tatsächlich den Charakter einer Reservation erhalten hätte, kann gleichfalls nicht zugegeben werden. Denn die in diesen Ausführungen gegebene Zusammenstellung beweist, daß von einer Beschränkung der

Nicht ausschließlich brutale Gewalt, sondern teilweise die überlegene deutsche Kultur; nicht Vertreibung, Umpflanzung oder Ausrottung, sondern auch die rationellere Wirtschaft der Deutschen; nicht bloß das Schwert, sondern auch der deutsche Pflug hat die Slawen den eingedrungenen Deutschen unterliegen lassen: allmählich, aber unaufhaltsam. Sie sanken immer tiefer hinab: zu Hörigen, zu Leibeigenen, zu Heloten gegenüber ihren rücksichtslosen sächsischen Ausbeutern, namentlich gegenüber dem Adel und der Kirche. In keinem andern Teile Deutschlands ist die Leibeigenschaft schlimmer ausgebildet worden als in Wagrien und Mecklenburg. — Erst gegen Ende des Mittelalters, als die Germanisation in der Hauptsache vollendet war, begannen die alten nationalen Gegensätze zu schwinden. Wie das Zeitalter der Aufklärung hat dasjenige der Renaissance etwas Internationales, Kosmopolitisches. Aber noch ehe der Humanismus angebrochen war, war das früher Unmögliche möglich geworden: Slawen dürfen in Lübeck nunmehr das Bürgerrecht erwerben. So tritt gegen Ende der Germanisierung neben den Prozeß der Unterdrückung und Aufsaugung der Prozeß der Assimilierung der Slawen an die Deutschen.

Allein auch diese Schlußfolgerungen bedürfen noch einer Modifizierung. Selbst im Anfang der Germanisation, während dessen die Gegensätze zwischen Deutschen und Slawen naturgemäß am schärfsten waren, sind die Slawen keineswegs überall vom Bürgerrecht, vom Grundbesitz, von Ehrenämtern ausgeschlossen. Die genaueren Untersuchungen, die sich für Lübeck und namentlich für Riel anstellen ließen, bewiesen:

Wagiren auf die Zupanien Oldenburg, Lütjenburg, Fehmarn sowie Plön und Ratkau noch weniger die Rede sein kann, wie von einer Ausschließung der Deutschen aus diesem Gebiete. So wie wir bereits 1156 eine Sachsenkolonie in Oldenburg und seit 1226 auch in dem am längsten rein slawisch gebliebenen Teil des angeblichen Reservates finden, haben wir andererseits uns überzeugen müssen, daß in den 7 Zupanien Segeberg, Neumünster, Bornhöved, Reinfeld, Rensfeld, Süsel und Cutin noch lange wagrische Dörfer zu finden sind, ja daß der Grundstod der neuen Hauptstadt des Landes, der Stadtteil Segeberg Slavicalis der Residenz Segeberg, noch 1199 wagrisch ist.

1. daß die Slawen nicht auf bestimmte Gassen oder Wohnviertel angewiesen waren, wie die Juden im Mittelalter, die Chinesen und Hindus in der Gegenwart;
2. daß sie nicht ohne Besitz waren: wir finden sie als Hausbesitzer, als Käufer und Verkäufer von Grundstücken, als Geldnehmer und Geldverleiher;
3. daß sie nicht immer und überall aus den Zünften ausgeschlossen sind: wir finden sie als Schuster, Bechermacher, Schneider, Fischer;
4. daß sie nicht immer und überall von Ehrenstellen ausgeschlossen sind: wir finden sie als politische Vertrauensmänner einer ganzen Zunft, als von den Ratsherren eingesetzte Hauptmänner für die Straßenbezirke eines Kirchspiels, als Priester, Domherren, Ratsnotare und Kanzler benachbarter Fürsten;
5. daß sie von den Deutschen nicht nur nicht abgeschlossen waren, sondern mit ihnen in einem Hause zusammen wohnten, mit ihnen zusammen Geld an andere Deutsche verliehen, den Markt als Käufer und Verkäufer besuchten, Bürgerschaft für Deutsche leisteten und von Deutschen geleistet erhielten;
6. daß sie Rechtsgeschäfte abschließen, Testamente machen, sich mit Deutschen verheiraten konnten, also das *ius commercii et connubii* besaßen;
7. daß sie in rein deutsche Städte einwandern und in diesen zu Besitz, Bürgerrecht und Ansehen gelangen konnten.

Mag es sich bei diesen aus Kiel und Lübeck geschöpften Beispielen nur um Einzelbeispiele oder um häufigeres Vorkommen handeln: genug, daß die Möglichkeit einer derartig sozialen und bürgerlichen Stellung der Slawen in Lübeck und Wagrien von 1143 bis zum Ende des Mittelalters bewiesen werden konnte!

Bemerkenswert ist namentlich, daß Slawen in sämtlichen als deutschen Kolonistenstädten gegründeten Seeplätzen des Wendenslandes nachgewiesen werden konnten: in Lübeck, Kiel, Heiligenhafen, auch in Neustadt — an letzterem Ort durch die Wendensacker im Stadtgebiete.

Bemerkenswert ist ferner, daß auch vom alten Wagirenadel sich zweifellose Reste nachweisen ließen, die sich namentlich in

Lübeck und auf Fehmarn, aber auch in Kiel und im sonstigen Wagiren vorfinden, und zwar als consules, iurati, maiores civitatis; als dominus und domina. Zumal in Kiel scheinen die Verhältnisse für die dort eingewanderten Slawen in keiner Beziehung ungünstig gelegen zu haben, wenigstens nicht zwischen 1264—1289.

Aber man muß sich doch wohl hüten, derartige Beispiele zu verallgemeinern oder gar als Norm anzunehmen. Die Lübecker Gesetze und Verordnungen, Zollsätze und Zunftrollen beweisen genügend, daß auch in den Städten, in denen ihre Lage erträglicher gewesen zu sein scheint als auf dem Lande, die Slawen nur als Bewohner zweiter Klasse; als teils minder-, teils politisch gar nicht berechnete Siedelungs-genossen saßen. Auf dem Lande vollends wurde ihre Lage immer bedrängter, immer menschenunwürdiger. Vielleicht kann man das Ergebnis dieser Untersuchungen dahin zusammenfassen, daß die Slawen in den Städten meistens germanisiert wurden, seltener wohl auf dem Lande, auf dem sie durch den Druck der Verhältnisse, durch übergroße Fron- und Tagelöhnerarbeit bei ungenügender und schlechter Ernährung und elenden Wohnstätten in leiblichem und geistigem Elend allmählich ausstarben: die zahlreichen eingegangenen Dörfer Wagriens auf der einen Seite, die nicht minder zahlreichen Riesengüter Wagriens auf der andern Seite sprechen eine vernehmbarere Sprache!

Das Schicksal der Wagirensiedelungen konnte als eine Entwicklung charakterisiert werden, die ich nach dem Verlauf ähnlicher Vorgänge in der Tier- und Pflanzenwelt als einen Differenzierungsprozeß bezeichnet habe. Die eingedrungenen deutschen Kolonisten rottet die Wagerwenden weder aus, noch vertreiben sie dieselben aus ihrer Dorfgemarkung; sie schränken die bisherigen Besitzer einer Ortschaft nur auf den wertloseren bzw. kleineren Teil der Dorfgemarkung ein, so daß innerhalb des ursprünglichen Siedlungsgebiets nunmehr zwei Ortschaften entstehen, da wir auf dem Lande — anders als in den Städten — Deutsche und Slawen wohl immer getrennt finden. Meistens, aber durchaus nicht immer, verliert der Ort bei dieser Differenzierung seinen alten slawischen Namen. Wir finden nunmehr ein Wendisch- und ein theotonicalis

Thimmendorpe statt des ursprünglich e i n e n Wagirendorfes mit dem verschwundenen slawischen Namen, ein Crimpelsdorp cum Sla u i c a villa, ein Bosowe cum n o u a uilla, ein Hollendermeynerstorpe neben einem Meynerstorp, eine a l i a uilla Wesenberge neben Wetenberge, eine a n t i q u a Krempa neben einer Noua Krempa, ein Slemin p a r u m neben Slemin magnum, ein Woceke m i n o r neben Groß-Wesseef, ein L u t e k e n Rodelube neben Groß-Kolübbe, ein W e n d e s c h e n und Dudeschen Gnenynghe, ein M i t und Nye Matzevitze, ein F e r n und Negern Passau, ein Gladebrugge remotior und propinquier oder auch ein i t e m Kuren neben Kuren, ein Gladenbrugge u t r a q u e, d u o Gorbeke; a m b o Rennowe oder den bloßen Plural wie bei Berclae, in Brodis.

Aber diese Differenzierung tritt nicht immer ein: zuweilen erfolgt eine vollständige Vertreibung, wie nach den Untaten der Bakariden. Dann finden sich die 2—3 Quellennachrichten, die von einer eiectio Slavorum sprechen, indem damals so gut wie heutzutage Einzelvorgänge fälschlich verallgemeinert, übertrieben werden.

Vielleicht wurde zuweilen in solch vereinzeltm Falle einer völligen Vertreibung der slawische Name des Wagirendorfes durch den Namen des Anführers der deutschen Kolonisten verdrängt, so etwa in Riszerestorp, das so nur von 1240—1250, später aber Wendtorf heißt, oder in der villa Domini Tymmonis, die vordem Warnov hieß⁶⁰²).

Anderseits fehlte es auch nicht an Dörfern, welche den Slawen ungeteilt verblieben: die mehrfachen Wentdorf im Plöner Gau, in der Propstei, im Herzogtum Lauenburg lassen derartige Verhältnisse erkennen. Endlich scheint, wie vielfach heute bei unsern Landleuten, damals bei den Slawen eine gewisse, damals noch besser als heute begründete Landflucht stattgefunden zu haben, wie die nachgewiesenen slawischen Bevölkerungsbestandteile in Segeberg, Plön, namentlich auch in den neuen deutschen Seestädten Lübeck, Kiel, Neustadt, Heiligenhafen verraten.

⁶⁰²) Vgl. oben, S. 311 (Bd. XIII, S. 87), Anm. 521.

Man sieht, durch ein einziges Schlagwort lassen sich die Verhältnisse, wie sie im Slawenlande nach der deutschen Okkupation von 1143—1164 sich allmählich herausbildeten, nicht charakterisieren: es handelt sich vielmehr um teilweise komplizierte Vorgänge, welche, durch geographische oder irgendwie individuell geartete Faktoren veranlaßt oder beeinflusst, in den verschiedenen Ortschaften und Zeitabschnitten ein verschieden gestaltetes Schicksal der unterworfenen Slawen zur Folge haben. Immerhin lassen sich gewisse, ziemlich allgemeine Grundzüge erkennen, der Art, wie sie eben dargelegt worden sind.

An eine Ausrottung der Slawen vorübergehend gedacht hat nur die Kirche, wie denn überhaupt die römische Kirche der schlimmste Feind der nordwestdeutschen Slawen gewesen ist. Ihrer Politik der Bekehrung gleichgültig und ihrer Aufforderung zur eventuellen Ausrottung als Gegner gegenüber stehen die Fürsten, welche die Slawen als willkommenes Ausbeutungsobjekt ansehen und die sich ihnen gegenüber von Habgier und Herrschbegier leiten lassen. Die eingewanderten Kolonisten endlich erblicken in den Wenden gar bald Arbeitskräfte, die sie in immer stärkerem Maße zu allerlei Frondiensten heranzuziehen wissen, mit deren Hilfe sie in erster Linie die undurchdringlichen Wälder des reichen, fruchtbaren Landes auszuroden in der Lage sind. Wie Helmold erzählt, daß Bicelin bei seiner Ankunft in Wagrien zunächst die Slawen, deren *multiplex error lucorum et fontium* er mit Abscheu bemerkt, um 1127 zum Ausroden der Wälder veranlaßt: *lucos destruens*, so trifft die Urkunde Graf Alberts von Orlamünde aus dem Jahre 1216 Bestimmungen über *Slavos cultores in excolenda silva* und so verpfändet noch 1249 Graf Johannes von Holstein *quicquid in terminis predictarum* (mehr als 30 wagrischen Dörfern) *villarum siue per extirpationem deutonicorum vel slauorum-accesserit*, nachdem wir kurz vorher erfahren haben, wie zwischen 1233—1238 slawische Bauern den nemus circa riuum Berizla auszuroden und an seiner Stelle die Ortschaft Berclae erbauen, von welcher der Lübecker Domherr Henricus scriptor 1238 schreibt: „quam feci extirpari multis laboribus et expensis“. Schon diese Urkunden von 1216, 1233, 1238, 1249 müssen den Irrtum, in dem sich die Verfechter der

Ausrottungstheorie befinden, deutlich erkennen lassen, nicht minder wie der Umstand, daß im 13. Jahrhundert zu Clausdorf auf Fehmarn neben den deutschen mansi slawische unci vorhanden sind und daß noch 1426 in Dudeschen Gnenynghe vom slawischen Acker der geringere slawische und vom deutschen Acker der höhere deutsche Zins gezahlt wird, während wiederum andere Dörfer, wie das Travemünder Rennowe und Swchele, anscheinend auch Qualseke nur aus slawischen Hufen bestehen.

Der schon früher⁶⁰³⁾ von mir verfochtene Umstand, daß die Slawen ihre Siedlungen in möglichst tiefer Lage, mit Vorliebe am Wasser oder Moor anlegten, hat durch die vorstehenden Untersuchungen für Wagrien eine volle Bestätigung gefunden. Gibt man sich die Mühe, die einzelnen Daten in Schröders Topographie über die Bodenbeschaffenheit derjenigen einst slawischen Dorfgemarkungen zu verfolgen, in denen der oben geschilderte Differenzierungsvorgang sich abgespielt hat, so wird man so gut wie regelmäßig finden, daß der einst den Slawen verbliebene Teil der Dorfgemarkung den oberen Strich, der ihnen von den Deutschen entriessene Teil das fruchtbarere Gelände derselben einnimmt.

Waren aber in einer Feldmark des fruchtbaren Landes der Wagiren, die Helmold meistens als Wagiri, aber auch als Wageri, Wairi, Waireses bezeichnet und deren Land er bald Wagira, bald Wagricia nennt, ein Name, der nach Rudolf Ufingers Ansicht⁶⁰⁴⁾ nicht slawisch, sondern germanisch ist! indem er behauptet: „Mit Fug und Recht darf — geschlossen werden, daß auf die (eingewanderte) slawische Bevölkerung mit den Sizen auch der Name der Germanen (der Wariner oder Warner) überging, welche einst im östlichen Holstein, vielleicht auch noch weiter, im Mecklenburgischen, mächtig gewesen sind“, — waren in einer Feldmark öde Landstriche nicht vorhanden, so nahmen die deutschen Kolonisten den größeren Teil der Gemarkung an sich und dann heißt bei der Differenzierung das deutsche Dorf das große, das wendische Dorf das kleine: Groß-Timmendorf = teutonice Timmendorpe, Klein-Timmendorf = vetus oder Wendisch thimmendorpe.

⁶⁰³⁾ Einl. i. d. Lüb. G. I, S. 10, 71, 159, Anm. 397; namentlich S. 226—228, 237.

⁶⁰⁴⁾ „Wariner und Wagrier“. i. d. Btschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch., Bd. II, S. 53.

E. Chronologisches Verzeichniß der in Lübeck und Wagrien nachgewiesenen sicheren und möglichen Slawenreste.

I. In und bei Lübeck.

1. 1143—1230: Slawenbevölkerung in Pötenitz und Rosenhagen bei Travemünde;
2. 1175—1338: 13 lübische Ratsherren anscheinend slawischer Abkunft;
3. 1175—1344: mindestens 6 Borwinus oder Burwinus oder Barwinus oder Borewinus oder Borrewinus;
4. 1210—1415: 8 geistliche und weltliche Würdenträger anscheinend slawischer Abkunft;
5. 1230—1318: mindestens 4 Mitglieder der Familie Bole, Bule, Bolike oder Bolco;
6. 1233—1338: mindestens 4 Mitglieder der Familie Wrot oder Wroth;
7. 1259 : ein in Lübeck wohnhafter Ywan leistet Bürgerschaft;
8. 1290 : zahlt das Lübecker Domkapitel 60 marcas denariorum slauicalis monete. Solche Zahlungen lübischer Behörden kommen auch sonst vor: war doch die moneta slauicalis noch 1317 im benachbarten Mecklenburg streckenweise vsualis (L. U.-B. II; Nr. 352, S. 305) und zahlte doch auch im benachbarten Wagrien 1314 der Abt von Cismar Decem marcas slauicalium denariorum, die er in seiner Pfarochie als Beiträge für den vom Papste Clemens V. ausgeschriebenen Zehnten gesammelt hatte (bei Levertus, Nr. 451, S. 550);
9. 1292—1411: 9 Mitglieder der Familie Boytin oder Boytyn;
10. 1294 : ein Rechtskoder bestimmt, daß ein Wende in Lübeck nicht zu einem Zeugnis gegen einen Sachsen zugelassen werden darf;

11. 1294 u. 1348: zwei Rechtskodizes haben die Randnote, daß die Erwerbung des lübischen Bürgerrechts durch einen Slawen die Ausübung aller bürgerlichen Rechte zur Folge hat;
12. 1295 : macht die in Lübeck wohnhafte Slawin Christine ein Testament;
13. 1296 : der consul oder civis Gerhardus wloome;
14. 1316—1318: kennt das älteste vollständige Rämmererbuch Lübeds 9 Fälle von kleinen o d e r s l a w i s c h e n Hüfen in Padelügge und 3 Fälle in Roggenhorst;
15. 1317 : wird zum ersten Male genannt die große Kiesau, als Kysow, d. h. der große Kitz;
16. 1323 : der in Lübeck wohnhafte Slawe Arnoldus leistet Bürgschaft;
17. 1325 : der in Lübeck wohnhafte Slawe Gerardus leistet Bürgschaft;
18. 1327 : wird der Slawe Nicholas Bürger in Lübeck;
19. 1336 : wird der Slawe Hinricus Bürger in Lübeck;
20. 1348 : ein Roder einer Zollordnung enthält besondere Bestimmungen für die Warenzölle der S l a w e n in Lübeck;
21. 1351—1375: 2 fürstliche Kanzler, in Lübeck wohnhaft, anscheinend slawischer Abkunft;
22. 1365—1370: spricht die großpolnische Chronik von in Lübeck wohnhaften Slawen;
23. 1386 : weiß Detmar, was der auf das Slawische zurückgehende Name Lubeke in wendischer Zunge bedeutet;
24. 1411 : der Schneider Johannes Midrawe;
25. 1415 : Hinricus Tetze, der Erbe des dominus Hinricus Tetze presbyter;
26. 1415 : Conradus Bözen, der Mörder des Priesters Tetze, vergleicht sich mit dessen Erben.

27. 1435 : bringt Korner die richtige Bedeutung des Namens Lubeke in einer Wendung, welche dafür spricht, daß es damals noch Slawen in Lübeck gab;
28. 1443⁶⁰⁵⁾ : wird zuerst die kleine Riesau genannt als Kysow, d. h. der kleine Riß;
29. 1490 : wird einem Kinde die Erbschaft der Mutter abgesprochen, weil letztere einen Wenden zum Mann gehabt hat;
30. 1500 : untersagt die Zunftrolle der Rußfärber die Aufnahme von Slawen;
31. 1501 : scheint Marschalk die dem Namen Lübeck zugrunde liegende Bedeutung von in Lübeck oder Mecklenburg wohnhaften Slawen erfahren zu haben;
32. 1502 : untersagt die Zunftrolle der Sattelmacher die Aufnahme von Slawen;
33. 1507 : untersagt die Zunftrolle der Drechsler die Aufnahme von Slawen;
34. 1508 : untersagt die Zunftrolle der Ristenmacher die Aufnahme von Slawen;
35. Bis 1600 : findet Witte slawische Familiennamen in der Umgebung Lübecks zwischen Herrenburg und Schönberg.

⁶⁰⁵⁾ Ich lege kein Gewicht auf die Jahreszahlen 1317 und 1443 beim großen und kleinen Rieß, die hier vollständig gleichgültig sind, vielmehr kommt es mir nur darauf an, in diesem Verzeichnis den kleinen und großen Riß in Lübeck als Spuren slawischer Bevölkerung vertreten zu sehen. Ich betone, daß es sich hier um einen Analogieschluß nach der sprachlichen Entwicklung in der nächsten Nachbarschaft handelt. Sowie daselbe Gelände, welches auf dem Meßtischblatt Schwartau von 1879 „Auf dem Rieß“ heißt — zwischen 1329—1335 heißen auch die anliegenden Holzungen Riß, ligna nostra que Kis dicuntur in Ceres, bei Levertus Nr. 609, S. 772 —, ursprünglich dat Kytz prope tziretzo heißt, ebenso muß die Rießau in Lübeck auf den Begriff Kytz zurückgehen, zumal der einzige germanische Stamm, der dem Worte zugrunde liegen könnte, das althochdeutsche *ohsil*, das mittelhochdeutsche *Kisel*, *Kis* oder *Kys* = Riesel aus sachlichen, namentlich geologischen Gründen unmöglich in Frage kommen kann.

Nebst dieser Zusammenstellung aller derjenigen Slawenreste in und bei Lübeck, die ich in der Zeit eines Jahres aufzuspüren vermochte, kommen noch drei andere Register in Betracht:

1. ein Register derjenigen fünf anscheinend slawischen Familien, von denen mehr als 1 Mitglied in Lübeck nachgewiesen werden konnte, vgl. Bd. XIII dieser Zeitschrift, S. 115 (= oben, S. 339, Anm. 578; 1—5),
2. ein Register der 42 anscheinend von Slawen abstammenden Lübecker, die binnen 240 Jahren, von 1175—1415, mit ihrem Namen nachgewiesen werden konnten, von denen sich nur die Familie Boytin bis auf den heutigen Tag erhalten hat, vgl. S. 340—341, Anm. 578 (= XIII, S. 116—117),
3. ein Register derjenigen 23 lübischen Ratsherren, Kanzler und sonstigen Würdenträger, die in der Zeit von 1175—1415, als von anscheinend slawischer Herkunft abstammend, sich in Lübeck nachweisen lassen, vgl. Teil I dieser Arbeit, S. 138—139 = Bd. XII dieser Ztschr., S. 250—251.

II. In Bagrien.

1. Im Gau Faldera—Neumünster.

1. Zwischen der Slawe Tributus, quinque filiorum 1143—1164: pater, filius Bakari, des Stammvaters der zwischen 1143—1164 auftretenden Bakariden. Außer den Bakaridae wohnen im Gau damals Teutones una cum Slavis, quorum tunc (1143—1164) pars maxima in parrochia illa degebat;
2. 1190 : spricht die visio Godescalci von 5 Befebrten⁶⁰⁶, d. h. von Slawen, von denen zwei noch leben,

⁶⁰⁶) Mir war diese Stelle bei der ersten Lesung der umfangreichen visio in ihrer Bedeutung entgangen. Die visio Godescalci ist gewissermaßen ein Vorläufer von Dantes divina commedia, die ein Jahrhundert später entstand, ein Vorläufer wenigstens in sachlicher Beziehung. Nachdem Godeschaleus das Fegfeuer gezeigt worden ist, in welchem er die Bakariden

drei gestorben sind, die als Befehrte ihren Sitz im celum empireum haben;

3. 1192 : duo Wittenbornen, Dorf Wittenborn;

4. 1199 : duo Walstede, Dorf Wahlstedt;

5. 1199 : Slaucia uilla hotele = Dorf Regernbötel;

6. in dem 1192 genannten Dorf varencroch, das innerhalb eines wagirisch gebliebenen Dorfgürtels liegt, weist Bildung und Blick der Augen auf

erblickt hat, wird er nach dem celum empireum, dem Himmelreich geführt. „Erant autem sedentes in eo conversi nostri“, d. h. die Befehrten der in oder bei Neumünster wohnhaften Slawen: Gripo primus sedentium, sed non a principio (erst hat auch Gripo einige Zeit im Fegefeuer weilen müssen) sedilis residens, iuxta quem Gerhardus, post quem Volquardus, remotius ab eo sedens. — — Angelus itaque ipsos esse, quos nominaverat, attestans, et locum vacantem iuxta postremum trium illorum digito monstrans: „ecce,“ ait, „locus duorum illorum“; duos de conversis nostris adhuc (1190) viventibus significans. Die deutschen Namen Gripo, Gerhardus und Volquardus dürfen bei diesen befehrten Wagiren nicht Anstoß erregen: die haben unsere drei Wagerwenden bei ihrer conversio erhalten. Aber vielleicht ist die Folgerung nicht zu kühn, aus dem Umstande, daß der Kanonikus zu Neumünster, welcher die visio niedergeschrieben hat, es für nötig hält, die befehrten Slawen als im celum empireum „residentes“ mit Namen aufzuführen, zu schließen, daß es 1190 noch ziemlich viel unbefehrte Slawen in der parrochia Neumünster gab, die damals noch den größten Teil des Gaues Faldera umfaßte, vgl. oben, S. 183 (295), Anm. 254. Die interessante, breit ausgeführte Schilderung steht in cap. 38 der visio, a. D. S. 115. Vielleicht gehören diese 5 conversi dem Wohnorte Gottschalks an, der, wie ich oben, S. 153 (265), dargelegt habe, in Horgna, dem heutigen Groß-Harrie lebte, das ich in die Liste der Slawendörfer aufgenommen habe. Vielleicht gehörte Gottschalk selbst solch befehrter Wagirenfamilie an, weil er gerade die befehrten Wagerwenden so gut kennt und im Himmel erblickt, ferner weil in der visio die Slawen so auffällig gerühmt werden, während gerade die geistlichen Autoren die Slawen sonst nicht schlecht genug behandeln können, vgl. cap. 22: „Dasonide vero fidem integram, ut mos est Slavis, conservantes“ (a. D., S. 102). Jedenfalls widerspricht sowohl dieser gute Ruf der Wagerwenden wie das Thronen von fünf befehrten Slawen im celum empireum der Ausrottungstheorie. Man würde sich hüten, ein Volk so trefflich und als Gott wohlgefällig zu charakterisieren, das man soeben systematisch ausgerottet oder vertrieben hat!

slawische Abstammung hin, wenigstens nach Zellinghaus = Dorf Fahrenkrug;

7. das 1141 genannte Horgna, die Heimat des Bischofsgottschalk, zerfiel in die 4 Dörfer: Groß-, Klein-, Fies- und Regenharrie, von denen Kleinharrie zuerst 1340, Fiesharrie 1349, Regenharrie 1408 genannt wird, während das Stammdorf Großharrie ein ehemaliger Kundling und wahrscheinlich Wohnsitz der 5 in der visio Godeschalmi 1190 aufgezählten bekehrten Wagerwenden war.

2. Im Gau Zuentineveld — Bornhöved.

8. 1232 : bistekesse, item bistekesse = Dorf Bisse, zeigt slawische Bauart.

3. Im Gau Dargun — Insela — Segeberg.

9. 1199 : slauica segheberch = suburbium Segeberg = villa forensis oder villa Segeberg;
10. 1249 : duo Gorbeke = Dorf Garbek;
11. 1249 : ambo Rennowe = Dorf Groß-Rönnau;
12. 1249 : antiquum Gyritz = Dorf Alten-Görz;
13. 1249 : Gladenbrugge minor, 128.. Gladenbrugge utraque = Dorf Klein-Gladebrügge;
14. 1249 : Dudeskampe = Dorf Kamp, läßt die ehemalige Existenz eines Nachbardorfes Wendeschkampe um jene Zeit folgern;
15. 1249 : verpfändet Graf Johann von Holstein quicquid in terminis predictarum villarum, d. h. im Gau Dargun und dessen unmittelbarer Nachbarschaft, siue per exstirpationem deutonicorum vel slauorum vel quocumque modo aliquod nouale uel noua villa accesserit;
16. Wendischen Tralowe = dem heutigen Erbpachtsgehöft Tralauerholz. Wendischen Tralowe gehörte 1314 zu Holstein.

4. Im Gau Boule—Reinfeld.

17. 1238 : Berclae, 1263 due ville berslave, Dorf Klein-Barniß, ein Rundling;
 18. 1247 : Crimpelsdorp cum Sla uica villa = Dorf Krimpelsdorf;
 19. 1247 : Padeluche cum Slauiorum villa = Dorf Padelügge;
 20. 1263 : alia uilla wesenberge = Dorf Groß-Wesenberg. — Dorf Klein-Wesenberg, wo die Kirche lag, wird 1189 als Wetenberge bezeichnet.

5. Im Gau Ratetau.

21. 1263 : vetus oder Wendisch thimmendorpe = Dorf Klein-Timmendorf. Dorf Groß-Timmendorf heißt 1317 theotonicalis Tymmendorpe, 1373 teutonice Timmendorpe;
 22. 1304 : wird antiquum Swehele neben novum Swehele genannt, das damals aus 15 slawischen Hufen bestehende Dorf Schwochel.

6. Im Gau Liubice—Altlibeck—Reinfeld.

23. 1215 : in einer Urkunde, in der König Waldemar von lediglich im Gau Liubice gelegenen Ortschaften und Fluren spricht, ist zunächst von den coloni episcopi, darauf nochmals von den predicti coloni und ihren Abgaben die Rede, dann aber von den im Gau wohnenden Slawen: census autem slauorum de unco tres mesure quod dicitur kuriz et solidus unus;
 24. 1215 : in einer zweiten Urkunde bestimmt auch Graf Albert von Drlamünde: census autem slauorum de unco tres mesure, quod Kuriz dicitur, et solidus unus soluentur;

25. 1225 : in einer Urkunde Bischof Bertolds ist von einer unbequem gewordenen Fischer- und Hirtenbevölkerung in loco qui dicitur aldenlubeke, die Rede: den pauperes civitatis, welche ibidem (im alten Liubice) tam in piscatione quam in graminum messione necessaria vite conquirerent: wohl Überbleibseln der Wagerwenden des noch 1141 als locus capitalis Slaviae bezeichneten Altlübeck;
26. 1259 : wird zum ersten Male Rennowe oder Ronnowe erwähnt, das Dorf Könnau bei Travemünde, das aus 8 slawischen Hufen bestand;
27. 1314 : wird zum ersten Male Brotne genannt, das anscheinend zwischen 1204—1314 entstandene Dorf Brothen bei Travemünde, ein K u n d l i n g in der Nachbarschaft Könnaus. Da 1188 und 1204 — doch wohl an der Stelle der heutigen Ortschaft und Feldmark Brotne — noch die silua brotne genannt wird, ist für ein nach 1204 entstandenes Dorf außer der Bauart auch der slawische Name beweisend für den slawischen Charakter der Dorfanlage;
28. 1329—1335: werden ligna nostra que Kis dicuntur in Ceres genannt, 1440 (Leverfuß S. 295, Anm. 5 u. S. 309, Anm. 78) als dat Kytz prope tzirette bezeichnet. Vor 1329 lebte also hier eine Bevölkerung von Wägirensischern, gerade gegenüber der 1225 erwähnten Fischerbevölkerung von Altlübeck am rechten Schwartau-Ufer; hier im Nieß am linken Schwartau-Ufer beim Dorfe Seereß;
29. 1337 : wird zum ersten Male grothen Porin genannt, in dessen Nachbarschaft das 1374 erwähnte Wendeschen Poryn liegt, das Dorf Klein-Parin.

7. Im Gau Süssel—Altenkrempa.

30. 1244 : Gründung von Noua Krempa am linken Crempine-Ufer. Antiqua krempa lag in der terra Crempa am rechten Crempine-Ufer: iuxta flumen Crempine;
31. 128.. : Pustin slauicum, das Postyn sla-uicalis von 1304 = Dorf Hobstin; daß 128.. und 1294 erwähnte Pustin teutonicum oder dudeschen postin = Dorf Sibstin;
32. 128.. : Sleinparium und Sleinmagnum = Dorf Klein- und Groß-Schlammin;
33. 1333 : wird das wendued oder wentvelt der Stadt Neustadt erwähnt.

8. Im Gau Gutin.

34. 1215 : wird genannt Malkeuz cum sla uica uilla, Dorf Maltwitz;
35. 1311 : Nuchele sla uicalis = Dorf Kirchnüchel, daneben Nuchele teutonicum = Klein-Nüchel;
36. 1339 : Hollendermeynerstorp (1460 Hollyngen Meynstorppe) = Groß-Meinsdorf; daneben 1386 Meynerstorp = Dorf Klein-Meinsdorf;
37. : das vergangene Dorf Alverstorp differenzierte sich in Wendeschen und Dudeschen Alverstorp.

9. Im Gau Plön.

38. 1143—1164: wird von Slavo euidam villam Ascheberch inhabitanti gesprochen = abliges Gut Ascheberg;
39. 1215 : Bosowe cum noua uilla = Dorf Bosau;
40. 1215 : Sla uica uilla bei Bosau (genannt neben der noua uilla);
41. 1224 : Kuren, item Kuren = Gut Rühren und das Nachbardorf Klein-Rühren;

42. 1286 : Lubbetin parvum (1325 Lutteke-Lubbentyn), daneben das 1443 genannte Grote lubbetyn = Dorf Löptin (1224 als Libetine erwähnt);
43. 1369 : Wendeschen rat Werstorpe = das Dorf Raisdorf (1286 Radverstorpe); daneben Dudeschen Ratverstop = adliges Gut Sophienhof;
44. 1400 u. 1420: Wendeschen-Berkowe = Dorf Groß-Barfau; daneben Dudeschen Berkowe, 1400 u. 1420 erwähnt = Dorf Klein-Barfau (das älteste Kirchdorf, 1259 als Brughowe bezeichnet);
45. 1460 : wird ein heute eingegangenes Wentorp beim Dorfe Dörnitz genannt;
46. 1460 : wird ein heute eingegangenes Wentorp bei Plön erwähnt, in dem 1340 und 1460 der Flurname de Wendesche Bergh vorkommt.

10. Im Gau Oldenburg.

47. 1231—1267: kommt Sconevelde vor, dessen deutscher Name durch den slawischen Namen Sycima oder Cicimer verdrängt wird. In einer Urkunde von 1301 zahlreiche slawische Nomina Geographica in der Umgegend Cismars. In einer Urkunde von 1314 zählt der Abt von Cismar decem marcas laualium denariorum;
48. 1249 : utraque Brode; 1299 major Brodhe = Dorf Großenbrode mit slawischer Bauart, 1299 minor Brodhe = Dorf Lütjenbrode, ein Rundling;
49. 1249—1259: Hilgenhaue als deutsche Kolonie erbaut. In ihm eine große und kleine Wendtstraße, die 1660 abbrannte;
50. 1276 : Woceke minor genannt = Dorf Klein-Wesseef; daneben der Meierhof Groß-Wesseef;

51. 128.. : Kakedis cum uilla sla uica = ehemalige Gerichtsvogtei des Lübecker Bischofs mit eingegangenen Hofe und Dorfe;
52. 1325 : wird Luteken Rodelube genannt, das Dorf Klein-Rolübbe im Kirchspiel Hansühn; daneben der Meierhof Groß-Rolübbe. Rodelube schon 1224 erwähnt;
53. 1340 : dudische lensan oder Ni-Lensan = Kirchdorf Lenzahn; daneben Wendeschen Lensan = Gutshof Lenzahn. Linsane schon 1259 erwähnt;
54. 1340 : werden in der villa Qualseke, dem heutigen Quals, das noch im 15. Jahrhundert 13 slawische Hufen zählt, als Name der dortigen Bewohner anscheinend slawische Namen aufgeführt, wie Blisetzte, wordemitze, letzeke usw.;
55. 1426 : Wendeschen Gnenynghe = Güter Petersdorf und Gölldenstein; daneben Dudeschen Gnenynghe = vergangenes Dorf im Kirchspiel Hansühn. In Deutsch-Geningen gab es nach urkundlichem Nachweis noch 1426 slawischen Acker neben deutschem Acker, von denen der slawische Acker den geringeren slawischen, der deutsche Acker den höheren deutschen Zins zahlte;
56. 1426 (?) : Wendischen Petersdorpe = das Rathendorf Petersdorf; daneben wird Petersdorpe genannt, wohl ein ehemaliges Deutsch-Petersdorf;
57. das alte Putlose differenzierte sich in das Gut und in das noch im 15. Jahrhundert existierende Dorf Putlos. Die Bevölkerung der Putloser Heide weicht heute noch ab von sonstigem Volkstyp des Landes;

58. die „Sklaventatze“ und der „Sklaventamp“, Reste eines untergegangenen Wagirendorfes, an welches der Koppelname Dörpstedt oder Dorfsfeld erinnert, heute zur Meierei Christiansthal gehörig.

11. Im Gau Lütjenburg — Kiel.

59. 1216. : Graf Albert von Orlamünde belehnt einen seiner Vasallen mit einem erst urbar zu machenden Teile der Propstei: „Si quos sumptus etiam in excolenda silua circa Slauos cultores ipsum oportuerit adhibere, nos ad eosdem sumptus duas dabimus partes, ipse tertiam superaddet“;
60. 1264—1289: kommen in Kiel 13 Slaven als Hausbesitzer und Bewohner vor, in einem Fall in gemeinsamem Hausbesitze mit Deutschen;
61. 1448 : wird Wendtorf genannt, das 1240—50 unter dem Namen Riszerestorp vorkommt = Dorf Wendtorf an der Ostsee;
62. : das 1213 genannte Matzeuz differenzierte sich in Alt- und Nye Matzevitze = Dorf Matzwig;
63. : das heutige Gut Salzau zerfiel ehemals in die Ortschaften Dudesche und Wendesche-Salsouwe;
64. : Wendischen-Rantzowe = Gut Rantzau, Dudeschen-Rantzowe = Dorf Rantzau;
65. : Wendischen-Parzouwe oder Fern-Passau = Dorf Rastorfer Passau, Dudeschen-Parzowe oder Negeru-Passau = Dorf Wittenberger Passau;
66. : Wendesche und Dudesche Sellekowe, zwei eingegangene Dörfer, heute Meierhof Salkau;
67. : Propsteier Tracht, eng verwandt mit der der Lausitzer Wenden, bis ins 19. Jahrhundert.

12. Im Gau Fehmarn.

- 68—72. 1231 : als villae slavicae werden genannt:
Daenskaethorp, Potgardae, Lymaekaenthorp,
Gamaenthorp, Galaenthorp;
73. Im 13. Jahrh. werden in der villa Nicholai, dem heutigen
Clausdorf, nebeneinander die deutschen mansi
und die slawischen unci (vgl. oben,
Nr. 55), aufgezählt;
74. 1329 : Wenekindorp, das heutige Wenkendorf;
75. 1329 : Slawistorpe, das heutige Schlagsdorf;
76. 1329 : unter den angesehensten Familien, den consules
und iurati der Insel, werden wenigstens 12 mit
anscheinend slawischen Namen genannt;
77. Praezniz, das heutige Dorf Preßen, hat bis vor
kurzem abweichende Tracht und Gebräuche gezeigt.

Abschnitt IV.

Schluß der Bemerkungen über Kühnells letzte
Arbeit über slawische Spuren in Hannover.

Teilt Kühnel den Irrtum, der in seiner Behauptung einer
systematischen Ausrottung der Slawen liegt, mit manchen unserer
angesehensten Geschichtsforscher, so dürfte ein anderer Irrtum, der
ihn von Heinrich dem Löwen und seinem „Sohn Bernhard“ sprechen
läßt, Kühnel allein vorbehalten sein. Der älteste Sohn Heinrichs
des Löwen hieß Heinrich, der zweite war Kaiser Otto IV., der
dritte Wilhelm, der Stammvater der Herzoge von Braunschweig
und Lüneburg: aber einen Sohn namens Bernhard hatte Heinrich
der Löwe nicht: Herzog Bernhard war vielmehr ein Sohn Albrechts
des Bären. Ein derartiger lapsus memoriae kann auch einmal
einem tüchtigen Historiker widerfahren. Bedenklicher ist es, daß
Kühnel auch diesen Bernhard die Slawen systematisch austrotten
läßt, denn das ist eine Behauptung, die sich Kühnel sozusagen aus
den Fingern gezogen hat, die er aber als geschichtliche Tatsache
auszugeben nicht zurücksteht.

Ferner hat der von Kühnel erwähnte Slawenfürst Pribislav von Lübeck nicht existiert. Das 1143 gegründete Lübeck hat niemals einen Slawenfürsten gehabt, überhaupt niemals einen Fürsten, der sich nach Lübeck genannt hätte. Seine ersten Landesherren waren der Graf von Holstein, der Herzog von Sachsen und der König von Dänemark. Dagegen gab es in dem 1138 zerstörten Altlübeck einen Slawenfürsten Pribislav, aber dieser Pribislav war im Jahre 1156, auf welches sich das von Kühnel zitierte cap. 83 Helmolds bezieht, bereits 18 Jahre lang nicht mehr Fürst von Altlübeck, sondern Fürst von Oldenburg, der alten Hauptstadt Wagriens.

Das von Kühnel wie von Kobliſchte erwähnte, heute in der Schrift und Umgangssprache verloren gegangene deutsche Wort quad, dem Kühnel keineswegs, wie Kobliſchte behauptet, einen slawischen Ursprung zuweist, das er vielmehr als mittelniederdeutsch bezeichnet, und zwar mit seiner richtigen Bedeutung: böse, schlecht, ist in norddeutschen Ortsnamen heute noch mehrfach erhalten, so bei Dranienburg, wo es, besonders charakteristisch für seine Bedeutung, ein Dorf Guten- und Quaden-Germendorf gibt; ferner in Mecklenburg-Strelitz zwischen Neu-Strelitz und Woldegk, wo ein Gut Quaden-Schönfeld liegt: selbst westlich vom Rhein, auf altfränkischem Boden, ist dieser alte deutsche Stamm erhalten im Kirchdorfe Quadrath an der Erft, wenige Stunden westlich von Köln. Diesen Ortsnamen entspricht der von Kühnel beigebrachte Flurname „die Quadenriethe“ zu Köthenwalde bei Burgdorf, südlich von der Aller sowie die Redensart quade worte = Schimpfworte.

Daß wichtige, bisher nicht gelöste Fragen geschichtlicher und geographischer Natur ihrer Lösung nähergeführt werden könnten, wenn sich wirklich slawische Orts- und Flurnamen in dem von Kühnel veröffentlichten Material nachweisen ließen, dafür habe ich an anderer Stelle⁶⁰⁷⁾ ein Beispiel angeführt. Zu Pattensen im Amte Winsen an der Luhe in dem nordwestlichen, westlich von der Ilmenau gelegenen Teile des Regierungsbezirkes Lüneburg,

⁶⁰⁷⁾ Vgl. Deutung des Namens Lübeck, Programm des Katharineums zu Lübeck, Lübeck 1910, S. 102; in 1. Aufl. gedruckt in der Festschrift zur Begrüßung des 17. Deutschen Geographentages, Lübeck 1909, S. 299.

liegt ein „der Lübbig“ genannter Wald. Kühnel leitet den Namen Lübbig vom Adjektiv lubu lieb, lieblich ab, also von dem altfl. Stamme liub lieb, schön, von dem ich auch Lübeck abgeleitet habe. Würde er recht haben, würde also hier, an der östlichen Abdachung der Lüneburger Heide zum Tal der Luhe, welches sich, westlich von und parallel zum Ilmenautale, gen Norden zur Elbe hinzieht, ein slawischer Flurname sicher nachweisbar sein, so würde die schwierige, bisher zwar schon oft, aber auch sehr verschieden beantwortete Frage nach der Lage des im Kapitular von 805 als Grenzkaftell an der Slawengrenze genannten Schezla ihrer Lösung nähergeführt worden sein. Denn wäre westlich von der Luhe der Wald Lübbig auf slawischen Ursprung zurückzuführen, dann würde man der Identifizierung des Grenzkaftells Schezla mit dem nur 45 km westlich vom Lübbig gelegenen Kirchdorfe Scheessel an der Wümme wieder nähertreten⁶⁰⁸) dürfen. Wäre aber Schezla mit Scheessel identisch — der Herausgeber des Kapitulars führt noch die folgenden Lesarten für Schezla an: skaesla, sclesla, schesla, sedzela, schzela, kesla, skerba, skesba —, und früher hielt man diese Identifizierung für selbstverständlich, dann wäre der Beweis erbracht, daß die Slawen zur Zeit Karls des Großen bis zur Wümme gewohnt hätten, also bis zur Mitte des Landstriches zwischen Hamburg und Bremen.

Allein ehe man sich für den slawischen Ursprung von Lübbig entscheidet, müßte man sich erst darüber klar zu werden suchen, ob der Name nicht auf einen deutschen Stamm zurückgeführt werden kann. Zwar mit der Wurzel Lü = Wasser, von welcher

⁶⁰⁸) Meuter nennt „Scheessel bei Rothenburg“, das ist das Kirchdorf Scheessel an der Wümme, „einen sehr geeigneten Ort für den Grenzverkehr mit den Slawen“ und meint: nach den Untersuchungen Kühnells und Mudes „sollte uns die Reihenfolge Bardowik — Scheessel — Magdeburg in dem Kapitular von 804 nicht mehr veranlassen, dieses Scheessel anderswo zu suchen“. (Historische Ztschr., Bd. 105, 1910, S. 249, Anm.)

Ich vermag dieser Aufforderung nicht zu folgen, da mir die bezüglichen Ausführungen Kühnells und Mudes nicht sicher genug für eine solche Folgerung scheinen. Während man sich früher gewöhnlich für das Rothenburger Scheessel erklärt hatte, sucht man neuerdings Schezla meistens im Flußgebiet der Aller. (Vgl. Deutung des Namens Lübeck, S. 102—103.)

vor 260 Jahren der treffliche Caspar Dandwerth spricht⁶⁰⁹⁾, wird man nicht weit kommen. Dagegen habe ich an anderer Stelle⁶¹⁰⁾ nachgewiesen, daß genau dieselbe Wurzel *liub*, die im Slavischen so zahlreichen Ortsnamen zugrunde liegt — ich habe in dem zitierten Programm 400 Ortsnamen zusammengestellt von Lübeck und Thüringen bis Rußland, Serbien und Montenegro — sich in der gleichen Bedeutung auch im Germanischen findet: in der Form *liubs* im Gotischen, im Althochdeutschen in den Formen *liub*, *liob*, *lieb* = *lieb* sowie *liob*, *liab* = das Erfreuliche, *liubi* = Freude, Lust, *liuben* = *lieb* machen, *liobliu* und *liupliu* angenehm, schön; noch mehr, daß auch im Deutschen zahlreiche Ortsnamen auf diese Wurzel zurückzuführen sind. Der Lübbig würde also im Slavischen wie im Deutschen der liebevolle Wald bedeuten: in der Tat findet sich ein Flurname — im Lübbischen würde man sagen: ein Forstort — Schönholz noch heute für zahlreiche Wälder auf deutscher Erde. Westlich und südlich von Ilmenau, Ise, Aller und Ohre wird man solche Namen richtiger vom deutschen *liub* als vom slavischen *liub* ableiten: so lange die slavische Ableitung eine historische Begründung sicher noch nicht gefunden hat. Bevor daher die Herleitung des Waldes Lübbig aus dem Slavischen nicht sicher bewiesen ist, suche ich Schezla mit Brückmann lieber bei Giffhorn an der oben besprochenen Flußgrenze, wo „zwischen Aller und Moor der passartige Übergang aus dem Gau Greetinge nach dem von Slaven übersluteten Gau Derlingen an der Mündung der Ise“ liegt⁶¹¹⁾.

⁶⁰⁹⁾ Deutung des Namens Lübeck, 1. Aufl. S. 239, 256—259; 2. Aufl. S. 41—42, 59—62.

⁶¹⁰⁾ A. D., 1. Aufl., S. 276, Anm. 219; 2. Aufl. S. 79, Anm. 219 u. S. 78, Anm. 218a.

⁶¹¹⁾ Böckmann: „Was bedeutet der Name Lüneburg?“ Programm des Johanneums zu Lüneburg, 1909, S. 17, Anm. 3.

Verzeichniß der geographischen Namen.

Da der Inhalt der Arbeit sich auf zwei Bände der Zeitschrift verteilt, sind die Verzeichnisse nach der Sonderpaginierung von S. 1—404 ausgearbeitet worden. Für Seite 1—224 braucht man nur die Zahl 112 dazuzuzählen, um die Seitenzahl von Bd. XII der Zeitschrift zu erhalten, für S. 225—404 muß man die Zahl 224 abziehen, um die entsprechende Seitenzahl von Bd. XIII zu erhalten.

Adeslo s. Odesloe.
 Agadora s. Eider.
 Agrimeshov, Agrimesov, Agrimesou
 s. Kremß.
 Ahrensböt (Fstt. Lübeck) I 42 ff.
 II 243 f. Karthäuser-Kloster I 160.
 178. II 349.
 Ahrensfelde (Kr. Stormarn b. Ahrens-
 burg) slav. Bauart. I 18.
 Alberg I 15, s. a. Segeberger Kalkberg.
 Alberßdorf, Albragusdorp, Alverstorpe
 (b. Neustadt, Kr. Oldenb. i. S.)
 Zup. Oldenb. II 237.
 Alberßdorf, Auerdesdorpe (Süder-
 dithmarschen, Melbors) II 237 f.
 Albis s. Elbe.
 Aldenburg, Antiquipolis s. Oldenburg
 i. S.
 Aller, Fl. i. Hannover. Slavengrenze
 I 8 f. 19. 66. II 378.
 Alsen (Insel) II 320.
 Alster, Nfl. d. Elbe b. Hamburg.
 Slav. Siedlungen I 18.
 Altenkrempe s. Krempe.
 Altmark, Slavendorf I 78. II 348.
 Alverstorp (eh. Hof u. Df. b. Plön)
 II 235 ff.
 Alverstorpe (eh. Gut Steendorf b.
 Eutin, Fstt. Lübeck, Zup. Eutin)
 II 235—39. 371.
 Artona (a. Rügen) I 23 ff. 60. 84. 136.

Arro (Dänemark) II 320.
 Artlenburg, Ertheneburg, Ertenburg
 (a. Elbe, Kr. Lüneburg) urbs Transal-
 bianorum (Helmold) I 118. 119.
 Ascheberg (Kr. Plön) Zup. Plön,
 Slavendorf II 250. 371.
 Banzau (Kr. Lüchow, Rgbz. Lüneburg)
 Rundl. I 26.
 Bardowiek (Lüneburg) I 8. Handel
 23. 60. 61. Kolonisten in Lübeck
 II 355.
 Barföde (Ksp. Pittbergen, Ldfr. Lüne-
 burg) collegium provinciale I 73.
 Barkau, Berkowe, Brughowe, Bro-
 cowe Zup. Plön? 1. Groß-, Wend.-B.
 (Kr. Plön b. Freetz). 2. Klein-,
 Dtsch.-B. (Ldfr. Kiel. N. Moorsee)
 II 245. 252. 254—56. 372. 3. Kirch-
 barkau, Hof Wulfstorp II 245. 256.
 Barkau, Berkowe (Fstt. Lübeck, Süjel)
 II 256.
 Barniß, Berizla, Bach (fließt in d.
 Trave) I 166 f. II 293.
 Barniß, Bornize (Bach, fließt i. d.
 Beste sbl. v. Odesloe) I 167.
 Barniß, Berizla, Berela, Berelae,
 Berslawe (b. Reinfeld Kr. Stormarn)
 Groß-B. dtsh., Klein-B. slav. Zup.
 Boule I 160. 164. 166—68, II 293.
 361. 369.

- Barniß nemus, Berizlae.** Urwald b. Barniß I 166. II 293. 361.
- Bartelsdorf** (Hrzt. Lauenburg. A. Rotenburg) Rundl. I 25.
- Bebenjee** (Kr. Segeberg) II 326 f.
- Belau, Belowe** (Kr. Plön, Perböl) I 190.
- Bellin** (Lammershagen, Kr. Plön, Rsp. Selent) II 263.
- Bendingbostel** (Rsp. Kirchlinteln, Kr. Verden) 25.
- Bentfeld** (Rsp. Altenkrempe, Kr. Oldenburg i. S.) II 310 f.
- Bergstedt** (Kr. Stormarn, Ahrensbürg) slaw. Bauart I 18.
- Berlin, Bralin** (Rsp. Bornhöved, Kr. Segeberg) u. **Berliner Au** I 189. 190.
- Bilenisspring** (Bille, Fl. Lim. Sax.) I 16.
- Birzig** (Lim. Sax.) I 16.
- Biffec, Bistekesse, Bistiezee** Groß-B. (Rsp. Brügge, Ldkr. Kiel), Klein-B. untergegangen. Zup. Zuentinev. I 154 f. 177. 190. II 252. 368.
- Blunt, Bolunke** (Rsp. Segeberg) I 188.
- Bornhöved, Bernhovede** (Krs. Segeberg) I 39. 152 f. 155. Kirche 142. Rsp. II 245. Zwentipol, wo auf dem Börd die holsteinische Landesversammlung abgehalten wurde. I 153. Schlacht b. B. II 305, f. a. Zuentineveld.
- Bornize** f. Barniß.
- Bosau, Busowe, Buzu** (a. Plöner See, Hft. Lübeck), Zup. Plön. Pfarre Helmolds. nobilis curtis des Oldenburger Bischofs I 39 ff. 51. 80. 147. 211. II 245. 249. 323. 360. 371.
- Boule, Böhl, terra** Zupanie (Amt Reinfeld) I 42. 89. 157 f. 162—165. 166—170. II 244. 330. 356. 369.
- Boytin, terra, Zupanie** (Vogtei Schönberg, Hft. Rakeburg) II 337.
- Boz, Flurname** b. Kiel II 301.
- Böbs, Bobyce** (b. Schwofel, Hft. Lübeck, Schwartau) I 160.
- Bötel, Botele** slavica villa, Regernbötel, Zup. Faldera (Rsp. Segeberg) I 177 ff. 187. 188 f. 192. Fehrenbötel, Westerbötel (Rsp. Großenaspe, Kr. Segeberg) 178 f. II 367.
- Braat** (Kr. Stormarn, Altrahlstedt. slaw. Bauart I 18.
- Brammesium, Brandenhuse** I 80, f. Oldenburg.
- Brandenburg, Prov.** I 108. 110. II 346. Stadt 347.
- Braunschweig, Stadt** I 60. 61. Kadehint, Bäderkint II 353.
- Broda, Brote** (Rsp. Neu-Brandenburg Meff. = Strel.) Prämonstratenjer-Stift I 223.
- Brode, Großen-Br.** Kirchdj. slaw. Bauart, fehmar. Typus. Mühlen-thor, Schnoorstör, Sollsöwer, Lütjen-Br. (Heiligenhafen) slaw. Rundl. Zup. Oldenburg. I 223. II 263. 272—75. 360. 372.
- Brocowe** f. Barkau (b. Breeß).
- Brothen, Brotne** (Lübeck b. Travemünde) Rundling. I 164. 222 ff. II 293. 370. silva Br. I 223 f. II 370.
- Bröthen** (Rsp. Büchen, Hrzt. Lauenburg) I 223.
- Brughowe** f. Barkau.
- Bruuswiel** (Straße in Kiel) eh. Df. Ubbant, Uppande I 50. II 300.
- Brüjewitz** (A. Schwerin Rsp. Groß-Brüz b. Gadebusch) II 345 f.
- Bucu, Buccoweey, Werder** zw. Trave u. Wakeniß, heute Lübeck f. a. d. I 50. 57 ff. 68 f. 108. 172. 201. 210. Kulfstätte I 148. II 351.
- Bullunkin, Bolunke, Blunt** (Lim. Sax.) I 187 f. II 331.
- Burg, insula** in Krempe II 227. 230 f. a. Krempe.

- Buttigeberte**, bish. Sitz (Fst. Lübeck, b. Schwartau) I 213.
- Buzu** s. Bosau.
- Bülssau, Bussowe** (Lübeck) I 50. 64. 67 f.
- C** s. a. K.
- Campus sanctae Mariae** eh. Standort d. Klosters Preetz II 292.
- Circipanen** slaw. Volk an d. Peene (Ann. Sang. mai. Zcirizspani. poln. Czrezipnianie d. i. Transpaniani) I 13. 66. 74. 78. 80. 83. 84. 87. 91. 96. 102. II 321.
- Cismar, Cicimere, Cyelmere, Sycimar, Licimeresthorp**, dtsh. **Schonevelde** (b. Neustadt i. H.) II 282 f. 372. Kloster I 18. 126. II 389. Mönche v. St.-Johannis-Kloster-Lübeck II 283.
- Ciserin, Cusmar, Heilsau** I 50 s. d.
- Civitas Holsatiae** Kiel II 320 s. d.
- Czerneborg** s. Schwartbuck.
- Daerstorf** (Kr. Stade, Rsp. Elbstorf) Kundl. 26.
- Dargun**, pagus Dargunense, Dargardense, Zupanie (Segeberg) a. Zup. Injula, Segeberg. I 44 ff. 87. 88 f. 96. 170—77. 194. 213. II 244. 245. 349. 368, westfäl. Kolonisation I 42. 55. Vogt I 215. Ort I 190.
- Dahme** (b. Cismar) II 263.
- Dannauer See** (Olbenb. i. H.) II 260 f.
- Dannenberg**, Graffsch. (Lüneburg) II 344.
- Dassow** (A. Grevesmühlen, Mell.-Schw.) II 293. silva Dartzowe I 223 II 293.
- Dänemark, Dänen** I 167. 183. 191. 194. 196. 197. 199. 202. 217. II 262. 306, in den Slawenländern I 23. 171, auf Fehmarn II 321. 329, Feldzüge ins Slawengebiet I 23 f. 80-85. 105 f. 215, Grob. Rügens I 23. Die dän. Inseln u. d. M. d. 12. Jh. nicht unbewohnt I 81-85. Slaweneinfälle in dies Gebiet I 73. 75. 79. 85. 90 f.
- Dänshendorp, Daenskaethorp** (b. Petersdorf a. Fehmarn) II 322. 375.
- Delvunda, Delvunder Fl. u. Wald** (Lim. Sax.) I 16.
- Demmin** (Vorpommern) I 73. 84. 96. 100.
- Derlingen** (Gau b. Giffhorn i. Hannover) II 378.
- Derzing** terra Dertinge (Amt Neuhaus a. d. Elbe) I 119.
- Diffau** (Lübeck) I 159.
- Dithmarschen** I 99. 109. 110. 202. II 276. 277.
- Dorfgarten** s. Gaarden.
- Dorftoppel**, Flurname auf Grünhaus (Rsp. Kirchmüchel) II 239.
- Dorfsfeld, Dörpstedt**, Flurnamen b. Duals II 282. 374.
- Drage**, eh. Df. b. Kiel II 300.
- Drawäno-Polaben** (i. lüneb. Wendland, Lüchow) I 19. 66. II 312.
- Dreßsee**, stagnum Drachse (b. Bieburg b. Kiel) II 291. 296.
- Dudeskampe, Dudeszusel** usw. s. Kamp, Susel usw.
- Eider, Agadora, Egidur** I 14 f. 19. 145. 154. 209. 215. II 243. 302.
- Eilberg** s. Segeberger Kalkberg.
- Elbe, Albis** I 8 f. 16. 19. 119.
- Ellerbet, Elrebeke** (jetzt zur Stadt Kiel gehörig) I 188, eh. Rsp. II 291.
- Elrebitze** I 188. 189.
- Elmschenhagen**, Rsp. (Kr. Plön) II 245.
- Erfurt** I 23.
- Erpesse** stagnum, Prüssenteich b. Preetz II 291. 296.
- Erpesvelde**, eh. Standort d. Klosters Preetz (Rsp. Barkau) II 291 f.
- Erthene** (Bach, Lauenburg, Lim. Sax.) I 16.
- Eutin**, pagus Utinensis, terra provincia Zupanie. Holländ. Kolonisten I 42.

55. 87. 88 f. II 234—242. 244.
 Stadt civitas (Fstt. Lübeck) I 43.
 Kirche II 239. bish.-lüb. Gerichts-
 bezirk I 211.
- Fahren**, in Ortsnamen I 189 f.
Fahren, Varen, Warnow, domini
 Tymmonis villa (Probstei, Kr. Plön)
 II 290. 311. 360.
- Fahrentrog, Varenecroch** (Ksp. Sege-
 berg) I 179 f. 186. 187. 190. 193.
 Typus d. Bevölkerung I 179. II 367.
- Faldera**, Zupanie (Neumünster) I 14.
 15. 16. 56. 87. 88 f. 140—154. 177
 bis 184. II 245. 254. 349 f. 366—68.
 holst. Kolonisation I 39 f. wagrische
 Bevölkerung I 147 ff., räuberisch I 149.
 civitas Faldera, Wippendorf I 15.
 16 ff. 31. 50. 146 f. Holzkirche,
 später ein novum monasterium
 f. Neumünster.
- Fallentrog, Fallichtrog, Falligtrugs-
 wisch, Fallwisch, Flurnamen a.
 Großkummerfeld** (Ksp. Neumünster)
 I 39. 184. 190.
- Falster** (Dänemark) II 316.
- Fährdorf** (a. Pöl. Meßl.-Schw.) I 126.
- Fehmarn, Imbra, Fembre, Vemere**,
 (Wagrien, Insel) terra, lant Zupanie
 I 15. 33. 55. 89. 96. II 314—23.
 349. 350. 356 f. 375. Fehmaraner
 latrones II 318.
- Fehmarfand** (zw. Fehmarn n. d.
 Festland) II 276.
- Fehrenbötel, Westerbötel** f. Bötel.
- Fiefbergen, Vifbergen** (Probstei, Ksp.
 Schönberg, Kr. Plön) II 310 f.
- Fielharghe** f. Harrie.
- Fischbeck** (Kgb. Kassel, Kr. Minteln)
 Benediktinerkloster I 109.
- Fischerbek**, Bach (Uglei-See) II 239 f
- Flandern** f. Kolonisten S. B
- Flintbek, Vlintbeke, Groß-Fl., Klein-
 Fl.** (Ksp. Großflintbek, Ldkr. Kiel)
 I 183 f.
- Frankfurt a. M., Reichstag** v. 1147:
 31. 109. 110.
- Friesen, Bewohner d. Marsch**. 9.
 unterstützen den Dänenkönig Kanut
 I 82. f. a. unter Kolonisten S. B.
- Fühnen** (Dänemark) I 83. II 316.
- Gaarden, Hemingesdorf, Dorfgarten**
 (heute Stadtteil v. Kiel) geplante
 St. Nikolaiirche II 299 f.
- Gaarz** (Ksp. Oldenburg i. H.) II 263.
- Gahlendorf, Galaenthorp** (Burg a.
 Fehmarn) II 322. 375.
- Galtnice rivus** (b. Cismar) II 283.
- Gammendorf, Gamaenthorp** (Land-
 kirchen a. Fehmarn) II 322. 375.
- Garbek, Gorbek** (Wensin, Ksp. War-
 der, Kr. Segeberg) I 184. 187. 193.
 II 360. 368.
- Garz a. Rügen** I 24 f.
- Genin, Ginin** (Lübeck) Polabien I 50.
 64. 67 f.
- Genin** (b. Oldenb. i. Holst.) f. Gne-
 nyinghe.
- Giekau, Gykowe** (Probstei, Kr. Plön)
 II 290.
- Givenside** f. Jevensedt.
- Glabedbrügge, Groß-Gl. westfäl.,
 Klein-Gl. slaw.** (Travendahl, Ksp.
 Segeberg) I 185 ff. 193. II 360. 368.
- Gnenynghe** (Oldenb. i. H.) Dtsch.-G. =
 dtisch. **Genin**, Wend.-Gn. heute adl.
 Güter **Petersdorf** u. **Güldenstein**
 II 265 f. 322. 360. 362. 373.
- Gniffau, Gnessau** (Fstt. Lübeck, Ahrens-
 böt) I 52—55.
- Goel** (Schwalbek, A. Gaarz, Kr.
 Oldenb. i. H.) II 263.
- Goldenberg, Golenbitze** (Pronstorf, Ksp.
 Warber, Kr. Segeberg) I 189.
- Gothesfelde, Gudesuelde** f. Hufsfeld.
- Güdersdorf, Goedeверdestorp** (Prob-
 stei, Ksp. Schönberg) II 311.
- Görnitz**, (A. Schönweide, Kr. Plön)
 II 263.

Görs, Gyritz (Alten u. Neuen Görs)
Zup. - Dargun I 186. 187. 190.
192. 193. II 368.

Görz (N. Sigger, Kr. Oldemb.) II 263.

Grabau (N. Tralau, Kr. Stormarn) I 18.

Grebin (N. Schönweide, Kr. Plön)
II 263.

Greifswald i. Pommern I 121 ff.

Gretinge, Gau (Prov. Hannover b.
Giffhorn) II 378.

Grobenesse, Bach b. Cismar II 283.
291.

Grünhaus (Klettamp, Rsp. Kirch-
nüchel, Kr. Plön) II 238 f.

† **Gudogost**, Guttegust, heute der Kirch-
see b. Preeß II 295.

Güldenstein (N. Lensahn, Kr. Oldemb-
burg i. S.) II 265.

Güstrow (Nell.-Schw.) I 175. 208.

Hagen, Indago, zw. Hassée u. Kiel
(heute zur Stadt Kiel gehörig) II 300.

Hagen (Rsp. Stade, St. Wilhadi,
N. Himmelpforten) I 25.

Hagener Au, Carzniz, Karznese, West-
grenzbach der. Probstei II 290 f.

Hagerestorp, Högersdorf, Cuzalina,
Zup. Segeberg. I 41. 50. 186.

Halberstadt I 64. Bistum II 343.

Hamberge (Kr. Stormarn) I 50.

Hamburg I 107. 146, bis hier slaw.

Spuren 18, in confinibus Sclavorum
et Danorum atque Saxonum 20.
Etappenstraße nach Ikehoe, Slawen-
grenze 21. Hanses. d. wend. Städte
121 ff. Holzkirche 147. Klingberg
II 352 f. Niedernstraße platea yma
II 353. Bistum I 12.

Hambühren (Rsp. Winjen a. Aller,
Vdfr. Celle) I 26.

Hannover, Rgbz. slaw. Spuren I 25,
Prov. 108. 110.

Hansfelde (Rsp. Hamberge, Kr. Stor-
marn) I 50, slaw. Hüfen 117.

Harmhorst (Klettamp, Rsp. Kirch-
nüchel, Kr. Oldemb. i. S.) Zup.
Lütjenb. II 239. 287 f.

Harrie, Horgna, Harghe 1. Groß-H.
(Rsp. Neumünster) Rundf. slaw.
2. Klein-, Lütteken-H. dtisch. 3. Zief-
harrie, Gripesharghe (Rsp. Bordes-
holm) 4. Negezharrie, Christophes-
harghe, Kerstorfersharrie I 153 f.
177. 190. II 367. 368.

Hasselburg (Rsp. Altenkrempe, Kr.
Oldemb. i. S.) II 233. Hasselburger
Mühle, dhe molen tho Zlemyne
II 234.

Häven Wydole (b. Travemünde) I 50.

Heidensee, Heynensehe bil Alvers-
torppe (Kr. Plön) II 236.

Heitendorf, Alt- (Vdfr. Kiel, Rsp.
Schönkirchen) II 300.

Heiligenhafen (Kr. Oldemb. i. S.)
Kolonistenstadt II 229. 272. 275
bis 280. 303 f. 328. 358. 360. 372.

Hulboden 275. Große u. Kleine
Wendstraße 280. 372. Kirche 275 ff.
lüb. Recht 280 f. angebl. Schlacht
I 202. II 276 ff.

Heiligenstetten (Kr. Steinburg) alte
holstein. Taufkirche I 147.

Heilsau, Ciserin, Cusmar, fließt in d.
Trave. Zup. Boule. I 42. 157.
II 244.

Helerickendorf II 260. 275, jetzt
Heiligenhafen s. d.

Heminghestorf s. Gaarden.

Hemmelsdorfer See (Fstt. Lübed)
I 216.

Hennstedt (Rsp. Kellinghusen, Kr.
Steinburg) slaw. Bauart I 18.

Herrenburg (Fstt. Raseburg) I 68.
113. II 365.

Hertesse stagnum, eh. Hassee (b. d.
Hassée N. u. Rsp. Kiel) II 291. 296.

Hildesheim I 60. 61. Bistum II 343.
Rgbz. slaw. Spuren 25 f.

Hobstin, Posthyn slavicum (Anip-
hagen, Asp. Altentrempe, Kr. Ol-
denb. i. S.) Zup. Süsel? II 232. 371.

Hobstin (Wahrendorf, A. Lensahn,
Kr. Oldenb. i. S.) II 263.

Hoisbüttel (Asp. Bergstedt, Kr. Stör-
marn) slav. Bauart 18.

Holsdorf (Asp. Sief, Kr. Stormarn)
slav. Bauart 18.

Holländer s. Kolonisten S. R.

Holstein I 12. 16. 18. 29. 32. 43. 55.
66. 86. 91. 96. 104. 109. 142. 148.
151. 152. 191. II 276. 349. 355.
Holzaten in den Zupanien Faldera
u. Zuentineveld I 17 f. 143. Zug
nach Wagrien (1139) 29 ff. 32 ff. 55.
Holzaten im Plöner Gau 39 ff.

Holstendorf (Klein-Nordende, Kr.
Pinneberg) I 43.

Holstendorf, slavicum Pogaze (St.
Georgsberg, Hrtz. Lauenb.) I 43.

Holzendorf, Villa Holtzatorum (A.
Criviß i. Meßl.) I 43.

Honigsee Au, rivus Honeehov (b.
Preeß) II 296.

Honigsee, stagnum Honeehse (b.
Preeß) II 291. 296.

Horbinstenon, Fl. (Lim. Sax.) I 16.

Horekenbici, Fl. (Lim. Sax.) I 16.

Horgna s. Harrie.

Hußfeld, Gothesfelde, Gudesuelde
(Fstt. Lübeck, Gutin) I 153. II 249ff.

Ilmenau, Fl. (Düneburg) als Slawen-
grenze I 7. 19. 66.

Ilow (A. Bukow, Asp. Neuburg,
Meßl.-Schw.) slav. Burg I 88. 93.
Zupanie 96. 104.

Imbria s. Fehmarn.

Indago (Hagen zw. Hasssee u. Kiel) II 300.

Indago comitis (Gut Hagen a. d.
Hagener Au, Asp. Probsteierhagen)
II 292. 300.

Indago domini Tymmonis (Stein? b.
Kiel) II 292. 300.

Indago praepositi, Prastorf (Asp. Prob-
steierhagen, Kr. Plön) II 292. 300.

Insula s. Warder.

Isarnlo nemus von d. Schlei b. z.
Trave I 14. 15. 224. II 244.

Ise, Abfl. d. Aller (b. Giffhorn)
Slawengrenze I 8. 66. 19.

Iebenstedt (Kr. Rendsburg) Holzkirche
I 140. 141.

Johannisfelde s. Hansfelde.

Jumne I 111. ~~229~~. II 261.

Jütland I 19.

Kakedis (b. Oldenb. i. S.) Zup.
Oldenb., bisch. Iüb. Gericht I 119.
211. II 267. 373. bisch. Allod. 267.
eccl. iuxta K. 267. Fischerei 267.
cum villa slavica 267. 268. 270. 373.
mansio d. Bischofs 268. inundatio
268.

Katöhl, Kukole (Asp. Blefendorf,
Kr. Plön) II 263.

Kalsübbe, Karlubbe (Ascheberg, Kr.
Plön) I 190.

Kamp, Dudeskampe (Asp. Warder,
Kr. Segeberg) Zup. Dargun I 187.
193. II 368.

Karsneze s. Hagener Au.

Katteneroch (anst. Kattencoroh) I 189.

Cattesvi, heute Seerwiese, Flurname
b. Preeß II 294.

Kemnade (Braunschweig, Kr. Holz-
minden) eh. Kloster I 109.

Kermpetze s. Krems.

Kersenhagene (Probstei) II 291.

Kiel, Civitas Holsatiae, Holsatorum,
Kyl, Kille, Kolonistenstadt. II 227.
229. 244. 296 ff. 328. 349. 358. 360.
374. Iüb. Recht 299. 303. 304.
Dänische Straße, Fläminger Straße
306. Rehdingen Str. 306 f. Schuh-
macherstraße 307. 308. Straße am
Kiel 307. Haßstraße platea cervorum
307 f.

- Kyl stagnum salsum**, Kieler Förde I 61. II 296 ff.
- Kyl fluvius**, 2 Flüsse b. Kiel 302 f.
- Kies**, auf dem, Kytz b. Seereß (Fst. Lübed, Schwartau I 218 f. 224. II 365. 370. Holzungen Kis ebenda 365. 370. slaw. Fischerbevölkerung 370.
- Kiesau** s. Lübed.
- Kirchstüd** (b. Schwerin i. Meßl.) II 346.
- Klausdorf**, villa Nicholai (a. Fehmarn, Ksp. Bannesdorf) II 322. 362. 375.
- Klausdorf**, Nicolaustorp (Ksp. Elmshagen, Kr. Plön) II 300.
- Kluthen** (Ottendorf, A. Harjefeld, Ksp. Ahlerstedt, Kr. Stade) Kundl. 25.
- Klevez**, Nied.- u. Ober- (Bösdorf A. Plön) II 253 f.
- Clodvice rivus** (b. Eismar) II 283.
- Klöggin** (Ksp. Oldenb. i. H.) II 263.
- Klüß**, Cluize (A. Grevesmühlen, Meßl.-Schw.) II 293 silva C. 223. 293.
- Koccoze mare** (b. Kiel) II 301.
- Conradisdorp** s. Rührsdorf.
- Korvey**, Benediktinerabtei (Hörter, Rgbz. Minden) I 109. Hoftag (1145) 98.
- Coese**, Flurname (b. Kiel) II 301.
- Kühner Au**, Ostgrenze der Probstei II 290.
- Köln a. Rh.** I 61.
- Köthel** a. d. Wille (A. Trittau, Kr. Stormarn) slaw. Bauart 19.
- Kramon** (A. Schwerin i. M.) II 346.
- Crampeze palus**, Kramperbrook (zw. Kiel u. Breeß) II 291. 296.
- Krempe** (Stadt i. Kr. Steinburg) II 231.
- Krempe**, heute Altentrempe. Krempa Antiqua, Krempa (Hasselsburg, Kr. Oldenburg i. H.) Hafen der Zup. Süßel I 84. 164. II 225. 293. 360.
371. familiare latibulum, spelunca latronum 225. Kirche 228 ff. 239. Bogt 247. Burg 226. 227. terra sive provincia 247 = Zup. Süßel s. d. Nova Crempa = Neustadt s. d.
- Crimpelsdorf**, **Krempelsdorf** bei Lübed, Zup. Boule, cum villa Slavitorum I 162. II 360. 369. Hopfenbau I 117.
- Krempen Au**, **Krempine**, rivus **Kremp** (b. Neustadt) I 164. 298. II 225. 231. 293. 371.
- Krems**, **Kermpetze** (Ksp. Leezen, Kr. Segeberg) I 187. II 232.
- Krems**, **Agrimesov**, **Agrimesou**, **Agri-meshov**, **Crimeson**, **Krempise** (Ksp. Warber, Kr. Segeberg) I 151. 187. II 232.
- Kroch**, in Ortsnamen I 189.
- Krogasse**, **Crochaspe** (Ksp. Kortorf, Kr. Rendsburg) I 190.
- Kronshorst** (Ksp. Sief, Kr. Stormarn) slaw. Bauart 18.
- Kropp** (Kr. Schleswig) Slawensiedel. I 19. 145. 155.
- Krummbet** (Lübed) I 159.
- Krummbet** (Probstei, Ksp. Schönberg) slaw. Bauart II 310 f.
- Kummerfeld**, Groß- u. Klein-K. (Ksp. Neumünster) Zup. Faldera I 183. 184. slaw. Flurnamen 39. 184.
- Kusekesdorf**, villa b. Heiligenhafen II 279.
- Cuzalina** s. Hagerestorpe.
- Kühren**, **Kuren** (Helmstorff, Ksp. Lütjenburg) II 252. 263.
- Kühren**, **Kuren**, **Kurne** (Ksp. Breeß) Zup. Plön, adl. Gut, sächsl. Klein-K. Df. slaw. II 251 f. 360. 371.
- Rührsdorf**, **Conradistorpe** (Kühren. Ksp. Breeß) Zup. Zwentinev. 1316 z, Ksp. Börnshöved gehörig, Ratendorf 1452. II 252

Aycinen, Aicinen, Aeffinen (zw. Warnow u. Steknitz i. Meßl.) I 13. 66. 73. 74. 78. 87. 88. 91. 96. 102. 103. 106. 107. II 321. 324.

Saaland (Dänem.) I 83. II 316 ff. 329.

Sabö, Lubodne, Lybodden (Kieler Förde, Ksp. Probsteierhagen, Kr. Plön) II 290. 291.

Sangeland (Dänem.) II 316.

Lancowe (Hamberge—Hansfelde) in Polabien I 50. 64. 67 f.

Lauenburg, Hrt. I 87. 88. 101. 107 f. 110. II 328. 342. 348. 349.

Laußig I 108.

Lebehenssee, Libewe (b. Kirchnüchel) I 239 f.

Lemfendorf, Lymaekaenthorp (Fehmarn, Ksp. Petersdorf) II 322. 375.

Lenfahn, Linsane (Kr. Oldenb. i. H.) Hof, slaw. u. deutsch. L., Kirch-L. II 263. 266 f. 373.

Lenste (Ksp. Grömitz, Kr. Oldenb. i. H.) II 336. **Lensterhof** 336.

Lenzen, Latzinge, Latzinathe (Kr. Segeberg) I 187. 190.

Lenzen, Leontium (Kgbz. Potsdam) I 42.

Lepahh (Lehmkuhlen, Ksp. Lebrade, Kr. Plön) II 263.

Levensan, Rfl. d. Eider II 302.

Lewenstadt (a. d. Wakenitz b. Herrenburg) in Polabien I 65. 67.

Lieimerestorph f. Eismar.

Limes Saxoniae (b. Adam v. Bremen) I 12. 15. 16. 169.

Liudwinestein (Hügel, Lim. Sax.) I 16.

Löja, Loyouwe (Hftt. Lübeck, Bosau) slavica villa Bosaus I 250.

Löptin, Libetine, Lubbetin (Ksp. Breeß, Kr. Plön) Zup. Plön. Groß-L. fächsl., Klein-L. slaw. II 251. 372.

Lutterbeter Au II 290 f. Hagener Au.

Lübbig, Wald bei Pattenensee (Kgbz. Lüneb.) II 377.

Lübeck, Liubice. 1. **AltLübeck, Zupanie**. I 45. 87. 88. 96. 165 f. 194—224. II 259 f. a. **Kenjefeld**. civitas, castrum, forum, portus, locus capitalis Slaviae unter König Heinrich I 43. 195. II 246. 262. **Burgfirche** I 118. 196. 198—207. 208 ff. **Hügelfirche**, ecclesia sita in colle, e regione urbis trans flumen, **Wicelinkirche**, geplant als Kathedralefirche 118. 198—208 f. **coenobia sanctorum virorum canonica viventium** 204. non parva colonia deutscher Kaufleute u. deutscher Priester 21. 60. 208 f. **Christen u. Mission** 72. 196 f. **beabsichtigtes Bistum** 196 ff. **portus** 208. **oppidum, suburbium** 205. 207 f. **municio** 209. **Belagerung u. Zerstörung durch d. Kanen** 13. 32. **piscatio** 213. 218. **slaw. Hirten- u. Fischerbevölkerung** (in der curia Oldenlubeke) 194. II 370. **bisch. mansio** I 217. 218. **Ausgrabungen** 34. 42. 43. 45. 2. **Lübeck** (a. d. **Trave u. Wakenitz**) **Dstseehafen, Kolonistenstadt, portus, civitas, castrum** I 49. 55. 56. 88. 109. 172 f. II 303 ff. 328. 348. 349. 351. 358. 360. j. a. **Buco**. **Slawen in Lübeck** I 111 ff. **Ursprüngliche Zugehörigkeit zu Polabien** I 56 ff. **Gründung** 210. **forum Sonntagsmarkt** I 42. 111. **Grafen** 64. **Adolfstadt** II 354 f. **Überjiedl. nach d. Lewenstadt** 65. **Klingenberg** II 352 ff. **Kiesau** (Kytz) gr. u. fl. I 219 ff. 352. 364. 365. d. dort. **Buden** I 222. **suburbium** 220. **St. Johannes a. d. Sand**, **Wicelinkirche** I 199. II 355. **St. Petri** II 351 ff. **St. Johannis-kloster, Besiß in Krenpe** 232. **pauperes civitatis** 218. **Freie u.**

- Hansestadt II 259. 3. **Bistum** (von Oldenburg nach hier verlegt, wagr. Bistum) I 173. II 229. 245. 302. Abgaben 325. Urausstattung I 210. 212 f. Dom I 174. 202 f. 4. **Fürstentum** II 259.
- Lüneburg**, 60. 61. sächs. Residenz 62. zum Hansebund d. wendischen Städte 121 ff. Regb. slav. Spuren 26.
- Lütjzen, Lutici** II 321.
- Lütjzenburg** (Kr. Plön). Zupanie provincia, terra I 33 ff. 55. 86. 88. 96. 150. 214. 220. II 247. 259. 283 ff. 329. 349. 356 f. urbs. I 43. 84. II 259. Bogt I 215.
- Magdeburg**, Stadt I 8. 23. 61. Hoftag (1144 u. 1145) 98. 110. Provinzialsynode (1187) II 347.
- Malente, Melente** (Fstt. Lübeck, Cutin) II 263. bisch.-lüb. Gerichtsbezirk I 211. Rsp. (Quart Süsel) II 239.
- Malkendorf** (Lübeck) I 159.
- Malkwitz** (Fstt. Lübeck, Cutin) Zup. Cutin II 263. cum slavica villa II 240 ff. 250. 371.
- Malugestorp, Kleinendorf** (b. Kiel) II 300.
- Martbernestorp** (eh. b. Kiel) Martenteich? II 300 f.
- Maselowe** (b. Cismar) II 283.
- Maßwitz** (Hessenstein, Rsp. Lütjzenburg) Zup. Lütjzenb. Alt- u. Neu-M. II 286. 287. 360. 374.
- Medtenburg** Slavia. 1. **Terr.** I 26. 78. 87. 88. 97. 104. 108. 110. 190. II 312. 328. 343. 345 f. 349. 359. Wendenstraßen, wend. Recht., Wend. abl. Fam., Wend. als Familienname, wend. Städte 345. 2. **Zupanie** I 87. 96. 3. **civitas** (Amt Wismar) I 42. 83. 84. 91. 93. 111. II 262. Sklavenmarkt I 83 f. 87. 111.
- Meinersdorf** (A. Moorsee, Rsp. Kiel, St. Ansgar) slav. Bauart II 254.
- Meinsdorf, Meinardesdorf** (Fstt. Lübeck, Cutin) Zup. Cutin. 1. Hol- lendermeynerstorp, Groß-M. 2. Klein-M. slav. II 241 f. 360. 371.
- Meldorf** (Süderbithmarschen) I 18. 146. Taufkirche 147.
- Minden** (a. d. Wejer) I 61.
- Moen** (Dänem.) II 316.
- Moorsee** (Rsp. Kiel, St. Ansgar) slav. Spuren II 254.
- Moresse**, eh. Df. b. Cismar II 283.
- Morse** stagnum (Rsp. Kiel) eh. Moor- Msee II 291. 296.
- Mors, Morsje, Morse, Insel** im Lym- Fjord (Jütland). II 296.
- Mozen, Motsinke** (Rsp. Segeberg, A. Bebensee) Zup. Faldera I 164. 189. 190. II 293. Mözener See I 180. Mözener Au, Mozezke rivus I 164. II 291. 293.
- Mucheln** (Rizdorf, Ldfr. Kiel, Rsp. Selent) II 263.
- Regern-Bötel, Botele slavica** f. Bötel.
- Reritz** (Rsp. Oldesloe u. Sülsfeld, Kr. Stormarn) I 18.
- Reuhaus** f. Derhinge.
- Reuhof** f. Schwochel.
- Reumünster**, eh. Faldera, Wippendorf f. a. d. I 17. 31. 41. 143 f. II 350. 351. Augustiner-Chorherrnstift, Novum Monasterium I 17. 78. 140. 183. II 349.
- Reustadt, Nova villa, Nova Crempa** (Kr. Oldenb. i. H.) wagr. Seestadt. Kolonistenstadt. Zup. Oldenburg. II 227 ff. 303 f. 328. 358. 360. St. Franciszi 228. 229. 239. Lüb. Recht 280 f.
- Neversek, antiqua villa Neversek**, eh. Df. b. Kiel II 301.
- Nezenna = Warde**, Insel f. a. d. Zup. Dargun. I 51—54. II 245.

246. mansio episc. I 51. 53.
 oratorium 51. 53. Burg? II 246.
- Nicolai, villa** s. Klausdorf a. Fehmarn.
Nicolaustorp s. Klausdorf b. Kiel.
- Nordsee**, Herrschaft Crutos bis zur R. II 262.
- Nortorf** (Kr. Rendsburg) Slawen. I 145. 155. St. Martin 140. 141.
- Nüchel, Nuchele**, Zup. Eutin 1. Kirchnüchel, Wend. Nüchel, N. slavicalis (Klettamp, Kr. Plön). 2. Klein-N. N. teutonicum II 238—41. 263. 371. Nücheler See, Nüchelerdyk, stagnum parvum 240.
- Nüttschau, Nutzicowe** (Ksp. Oldešloe, Kr. Stormarn) I 187.
- Obotriten** (im N.W. Mecklenburgs I 55. 76. 85 ff. 90. 94. 102 ff. 171. II 321. 324. 342. 345. 346. ihr Verhältnis z. d. Dänen I 79 ff. D. in Lübeck 111.
- Ohlendörp**, Koppel b. Maltwiß, d. eh. villa slavica? II 241.
- Ohre**, Abfl. d. Elbe b. Magdeburg. Slavengrenze I 8. 19.
- Oilberg** s. Segeberger Kalkberg.
- Oldenburger, Oldenburg, Starigard**. Zupanie, terra, provincia, lant. I 33 ff. 55. 86. 88. 96. 156. II 245. 247. 258—83. 319. 329. 349. 356. 357. Bogt 215. II 247. Hlg. Eichenhain b. Prove I 148. Oldenb. Wagiren I 90. civitas. I 13. 82. 83. 101. 196. II 246. 259 ff. Kolonie d. Sachsen I 70. II 263. Aldinb. maritima I 111. II 260 ff. Bistum (wagrisches) I 12. 51. 70. 101. II 245. 261. 319. St.-Johannis-Baptista-Kirche I 69. 80. 101. II 263. Quart. d. Lüb. Bistums I 51. II 229.
- Oldešloe, Adesloe, Tadeslo**. Zupanie? I 171. Quart d. Lüb. Diözese 53. 171. Stadt (Kr. Stormarn) wohl. Zup. Dargun II 243.
- Oldmühlen**, Flurname b. Kleinnüchel II 240.
- Opendorf, Ubbendorf** (Ksp. Schönkirchen, Kr. Rendsburg) II 300.
- Ostsee**, v. Schleswig bis Danzig slav. I 9. 60. ihre Befriedigung 85.
- Padelügge, Padeluche** (Lübeck) Zup. Boule, cum Slaviorum villa I 117. 119. 120. 162 ff. II 293. 364. 369. Bach I 163. II 293.
- Paderborn** I 61.
- Parin, Poryn**. Groß-P. dtsh., Klein-P. slav. (Fst. Lübeck, Schwartau) Zup. Kensefeld I 162. 165 f. 222. 224. II 370.
- Passade** (Ksp. Probsteierhagen). Potzade II 311.
- Parzau, Parzouwe** Zup. Lütjenb. 1. Raatorfer, Wend.-Fern-P. (Ksp. Breeß). 2. Wittenberger P. (Ksp. Selen) Dudeschen-Regern-P. II 285. 360. 374.
- Peene**, Fl. (Meckl.-Pommern) I 66.
- Perdöl Prodole** (Ksp. Wankendorf, Kr. Plön) I 190.
- Petersdorf** 1. Wend-P. Katendorf. 2. Dtsh.-P. Gut. (Ksp. Lensahn, Kr. Oldenb. i. S.) Zup. Oldenb. II 265. 266. 273.
- Petluis, Patluse** (Ksp. Segeberg) II 87 f.
- Plön**, Zupanie omnis terra Plunensis I 34 ff. 55. 80. 88. 90. 94. 96. 101. II 259. 285. 288. 298. 349. 356. 357. sächs. Kolonisation I 39 ff. Bogt I 215. II 235. 247. Quart. d. wagr. Bistums I 51. II 229. civitas, castrum, urbs. I 29 f. 32. 36 ff. 41. 79. 84. 90. 111. 196. II 245 ff. 262. 360. pons longissimus 246. Sonntagsmarkt. I 22. 41 f. 69. 111. II 246 f. Plöner See I 151.
- Poggensite**, Zup. Dargun I 189. 190.
- Polaben** (östl. d. Trave etwa im heutigen Hrtz. Lauenb. u. Fst.

- Raßeburg) I 56 ff. 65 ff. 74. 94. 100 ff. 104 ff. 209. II 321. 339. 342. 356. Westgrenze 15 f. Ansiedlungen in Stormarn 18. Polab. Bevölk. in Lübeck 111. Polabendorfer I 63. II 344.
- Polen** I 74.
- Pommern** (Land) I 78. 86. 87. 104. 108. 110. II 316. (Volk) I 74. 100. 104. II 321.
- Possee**, stagnum Porsse (b. Preeß) II 291. 296.
- Pöl**, Pole, Pule, terra provincia. Zup. (Nestl. Wismar) I 157. 159. II 320. 330.
- Pötenitz** (Lübeck, Travemünde) slaw. Bevölk. I 113. 224. II 365.
- Pötrau**, Putrowe (Hrzt. Lauenburg) I 188.
- Pramisce**, Premesce, Premize s. Tremis.
- Pratjan**, Pratekowe (Salzau Ksp. Selent, Kr. Plön) II 290.
- Preeß** (Stadt Kr. Plön) Zup. Plön II 244. **Thiljaal**, villa Ysol 296. Ksp. 245. **Benedictiner-Kloster** (früher Erpeswelve) II 288 ff. 294 bis 296. 349.
- Prefen**, Praezniz (Ksp. Bannesdorf a. Fehmarn) II 322. 375.
- Preußen**, Pruzzi auf Semland II 317.
- Probstei** (Kr. Plön, Vdfr. Kiel) Zup. Lütjenb. ? II 247. 288. 324. Deutsche Kolonisation 282. 288 ff. 312. 329. Tracht 313. 374.
- Probsteierhagen**, Carstenhagen (Kirchdorf, Kr. Plön) II 291.
- Prodole** s. Perdöl.
- Propstentoppel** b. Neuwühren, Flurname II 291.
- Pustin**, Postyn = Hobstin, **P. teutonicum** = Sibstin s. a. b. II 263. 371.
- Putlos**, Putluse, Zup. Oldenb. 1. adl. Gut (Ksp. Oldenb. i. H.) I 188. II 263. 270. 373. 2. eh. Df. 270.
- Putlojer Heide**, Hain des Probe II 270. slaw. Typ. der Bevölk. 270 f. 373.
- Puttekendorpe** eh. Df. Zup. Rensfeld I 188.
- Puttgarden**, Potgardae, Putgardin (Ksp. Bannesdorf a. Fehmarn) I 188. II 322. 375.
- Putwerder**, Insel im Lantersee (b. Preeß) Zup. Plön I 188.
- Pülßen**, Politze (Neuhaus, Ksp. Giefau Kr. Plön, Probstei) II 290.
- Püttnitz**, Putize (Ksp. Damgarten, Kr. Franzburg, Rbz. Stralsund) I 188.
- Quaal** (Gem. Roselau, Ksp. Grube, Kr. Oldenb. i. H.) Zup. Oldenb. II 263. 281.
- Quaden** — in Ortsnamen II 376.
- Quals**, Qualitze, Qualitzke (Gaarz, Ksp. Oldenb. i. H.) II 263. 281 f. 373.
- Quernesvi palus** (Hahnbuschteich) Duerjad Flurnamen b. Preeß II 294 f.
- Raboyßen** (b. Elmshorn) I 21.
- Raisdorf**, Radwardesthorp, 1. Dtsch. Lehmfuhlerer R. (heute Gut Sophienhof. 2. Wend. Kieler R. (Ksp. Preeß) II 253. 372.
- Rameslo**, Gerichtstag I 98.
- Ranen**, Rugier (Wilzen a. Rügen) I 13 f. 318. 321.
- Rantau**, Rantzowe (Ksp. Kloster Preeß, Kr. Plön) Zup. Lütjenb. 1. Wend.-R. adl. Gut, 2. Dtsch.-R. Df. II 283 f. 374.
- Ratkau**, Radegowe. Zupanie, provincia, terra I 42. 43. 45. 89. 157. 158—162. 165 f. 216. II 243. 244. 259. 350. 356. 369. **Vogt** I 215. Df. (Hft. Lübeck, Schwartau). **Kirche** zur Süßeler Quart 216. Parrochia 159.
- Ratjendorf**, Neu- (in der Probstei) slaw. Bauart II 310 f.

- Raßeburg, Race(s)burg, Ratibor** (Hrzt. Lauenb.) Polabien I 57. 78. 87. 103. II 293. **Zup.** I 65. f. Polaben, **Griffch.** 106. **Diözese** II 343 ff. **Wistum** I 101. II 325. 343. **Zehntenregister** II 343 ff.
- Redvi**, Flurname b. Preetz II 295.
- Reinfeld Zup.** I 50. f. Boule, Zisterzienserbtei (Kr. Stormarn) in loco horroris I 86. 151. 157. II 270. 349.
- Reinoldshagen** (A. Güstrow, Meßl.) I 126.
- Replin** (Ksp. Oldenb. i. H.) II 263.
- Reudsburg**, bis hier vorübergehend Slawen I 16. 18. 19.
- Reusefeld, Ranzifeld, Zupanie**, provincia, terra, eh. Alt-Lübeck f. a. d. I 157. 159. 194—224. II 226. 243. 356. 369. Df. (Fstt. Lübeck, b. Schwartau) bisch.-lüb. Residenz I 211. bisch. Gerichtsbezirk 211. Parochia 210 ff. 214. 216. 222.
- Reutherer** 66.
- Rifenbek** (eh. Gut i. Ksp. Kirchnüchel) II 239.
- Ripen** (Zütland) I 82.
- Riszerestorp, Rytseresdorp** f. Wendtorf i. Probstei.
- Roggenhorst, Rueghedehorst** (Lübeck) I 120. 162. II 364.
- Rolübbe, Rodelube Zup.** Oldenburg, 1. Groß-, Hof R. (Kletkamp. Ksp. Kirchnüchel, Kr. Plön) 2. Klein-R. (Lestorf, Ksp. Hanjühn, Kr. Oldenb. i. H.) II 269. 360. 373.
- Rosenhagen** (Meßl. Daffow) slaw. Bevölkerung. I 113. 224. II 263.
- Rostok i. Meßl.** slaw. Burg I 88. Stadt 175. 208. Hanjabund d. wend. Städte 121. **Zup.** 96. 104.
- Rönnau, Rennowe, Zup.** Dargun. 1. Groß-R. slaw. 2. Klein-R. dtsh. (Ksp. Segeberg) I 185 ff. 193. II 318. 360. 368.
- Rönnau, Rennowe Rönnowe** (fü. v. Travemünde) **Zup.** Lübeck-Rensfel. I 216 ff. 222. 224. II 362. 370.
- Rönne** (Ksp. Elmshagen, Kr. Plön) I 218.
- Ruppersdorf, Roberstorp, Alt- u. Neu-** (Fstt. Lübeck, Schwartau) I 161.
- Russe, Rutse** (b. Kiel) II 300.
- Rügen** I 13. 22. 79. 83. 88. 100. 104. II 312. 317. 320 f. Deutscher Heringsfang I 22. Heringsmarkt 23. **Rugianer** f. Ranen.
- Sachsen** 10. 55. 60. 72. 89. 90. 99. 101. 171. Sachsenfiedl. in Franken 10. Siedl. auf hohem trockenem Boden I 9. Auswanderer aus Holstein 16. sächs. Kaufleute in Alt-Lübeck, Arkona, Schleswig u. Wisby 60. suchen einen Ostseehafen zu gewinnen 60 f. 64. f. a. u. Kolonisten S. 8.
- Sachsen-Lauenburg** II 328.
- Sachsen, Prov.** I 110.
- Salzau, Dtsch. u. Wend.** Salzouwe (Ksp. Selenz, Kr. Plön) **Zup.** Lütjensb. II 286 f. 374.
- Salzwiese** (Kolberger Heide, Probstei) II 289.
- Samjö** (Dänem.) II 315.
- Sarkwitz, Serkewitze** (Gem. Gleschendorf, Fstt. Lübeck, Schwartau) I 160.
- Sasel** (Ksp. Bergstedt, Kr. Stormarn) slaw. Bauart I 18.
- Satzewitz** (Ksp. Neukirchen, Kr. Oldenburg i. H.) II 263.
- Scheffel** (Kr. Rotenburg i. Hannover, Rgb. Stade) I 21. II 377.
- Schezla** I 8. 9. 21. 23. II 377.
- Schlagsdorf, Slawistorpe** (Ksp. Petersdorf a. Fehmarn) II 329. 375.
- Schlagsdorf, Slawestorp, Ksp.** (Fstt. Raßeburg) II 344.

- Schlamin, Slein, Zlemyne.** 1. Groß-S. dtſch. (Mönchneversdorf Kſp. Altenkrempe, Kr. Oldenburg i. H.) 2. Klein-S. ſlaw. (Kſp. Altenkrempe) Zup. Süſel II 233 f. 263. 360. 371.
- Schleems** (b. Hamburg) ſlaw. Ortsname I 18.
- Schleſen, Sleen, Sles** (Salzau, Kſp. Selent, Kr. Plön) II 290.
- Schleſwig, Mark** I 19. Stadt 82. ſächſ. Kaufleute 60.
- Schmilau** (Kſp. St. Georgsberg, Kr. Lauenburg) Schlacht I 13.
- Schonen** (Schweden) I 82.
- Schonebelde** I 18. 50. ſ. Cizmar.
- Schönberg** (Probſtei, Kr. Plön) II 291. **Schönberger Au** 291.
- Schönberg** (Fſt. Rakeburg) Slawen I 113. II 365.
- Schwale Suale, Fl.** b. Neumünſter I 14 f. 16.
- Schwartau, Zwartoue** fließt i. d. Trave I 42. 158. II 244. Fleden; piscaria I 213.
- Schwartbuck, Zwartepuc, Czernebog** (Kr. Plön, Probſtei) II 289.
- Schwentine, Zwentina, Suentana** Fluß i. Bagrien I 39. 164. 189. II 293.
- Schwerin i. Meſſ.** Zup. I 87. 96. civitas 78. 87. 88. 93. 103. Amtſger. II 346. Biſtum 325.
- Schwofel, Swchele** (Fſt. Lübeck, Ahrensböf) Alt- u. Neu-S. Zup. Katekau I 159 f. 177. II 362. 369.
- Seegswiefe, Flurname** b. Groß-Mien-dorf (Kſp. Leezen, Kr. Segeberg) I 48.
- Seeland** (Dänem.) II 316. Schlacht I 82. 85.
- Seereß, Tziretze, Cerasce, Cyretze** (Fſt. Lübeck, Schwartau) I 218 f. 222. II 291.
- Segeberg, Sigeberg, Zupanie,** terra, provincia, eh. Dargun ſ. d. 2. civitas, I 39. 41. 50. 57. 100. 151. 171 ff. 191. II 244. 351. 360. Raſſberg, Alberg, Dülberg I 46 ff. 50. 171. 175. Bogt 215. villa forensis 176. ecclesia forensis, St. Marien 47. 173 f. Segeberg 356. slavica, suburbium, villa ante castrum 172. 173 ff. 193. 220. II 368. Quart. d. lüb. Diözeſe I 51 ff. Auguſtinerchorherrenſtift I 175 f. 182. H 204. 349.
- Segeberg** (b. Schmalensee, Kr. Bornhöved, Kr. Segeberg) I 48.
- Segenſwiese** Flurname b. Gönnebek (Kſp. Bornhöved, Kr. Segeberg) I 48.
- Selent** (Lammershagen, Kr. Plön) II 263.
- Sellau, Sellekouwe,** wend. u. dtſch. (Salzau, Kſp. Selent, Kr. Plön) Zup. Lütjenb. II 285. 374.
- Semland, Semli et Pruzzi** II 317.
- Serkewitze** ſ. Sarkwiß.
- Sibſtin, Pustin teutonicum** (Haſſelburg, Kſp. Altenkrempe, Kr. Oldenburg i. H.) Zup. Süſel II 233. 371.
- Siel** in Ortsnamen I 190.
- Siel, Szyke** (Bothkamp, Vdtr. Kiel) I 190.
- Siel** (Kr. Stormarn) ſlaw. Bauart I 18.
- Sipſdorf, Zubbesdorf** (Lübbesdorf, Kſp. Oldenburg i. H.) mansus hol-landrensis I 119.
- Sklavenkamp, Flurname** b. Quals II 282. 374.
- Sklaventathe** b. Chriſtianthal (Quarz, Kſp. Oldenburg i. H.) II 282. 374.
- Slawen Eintwandr.** in ſächſ. Gebiet I 9 ff. ihr Verhältnis zu den Franken u. Sachſen 13. Slaw. Adel 13. ſ. u. Bagiren 165. die Grenze gegen die Germanen ſtuktuirend 8 f. 12. 20 ff.

Doppelnamen bei Slawen (nationaler u. christl.) 113. d. vermeintl. eieotio Slavorum, namentl. aus d. Zup. Faldera u. Zwentinesfeld 152. 154. 155. 156. 187. II 360. Slaw. u. dtsh. Siedl. gleichen Namens mit unterschiedlichen Zusätzen wie Groß-, Klein-, Alt-, Neu- usw. I 180. II 268. 355. oder in den Quellen mit duo, ambo, item oder mit dem Plural bezeichnet 168. 355. Die soziale u. rechtl. Stellung der Slawen in Lübeck I 113 f. Slavi cultores I 213 f. II 361. sie bevorzugen f. ihre Dörfer Tief- u. Wasserlage: I 9. Biffsee 154, Neutechau 161, Wesenberg 170, Negerndötel 177, Fahrenkrug 180, Kummerfeld 184, Süsel, Altenkrempe II 225, 229, Pustin, Elemin 234, Malkwitz 240 f. Plön, Alt-Lübeck 246, Rezena 52, 246, Wentorf b. Dörnitz 248, Rühren 251, eh. Kaisdorf a. Wellsee, Klevek 253, Wahlstorf 258, Kafediz 268, Quals 282, Makwitz 287. Jhr friedl. Wohnen unter d. Deutschen I 22. Ungenosse des Sachsen 115, d. h. im Eherecht d. ärgere Hand 114. Leibzoll 115 f. Polaben i. weiteren Sinne: Wagrier (Wagiren, Wagerwenden), Polaben, Dbotriten, Kessiner (Kyciner), Circipanen, Ketherer, Tholosaten, Wilzen (nebst Ranen) Liutizen, i. Hannover d. Dravāno-Polaben.

Slavia Transalbina I 20. **Slavia-Pommern** I 123. dux Slavorum d. Pommernfürsten I 123. **Slavi-Pommern** 123. **Slavia-Mecklenburg** I 26. **Slavia-Wendengebiet** an der Ostsee I 123. 126. **Slavia** auch d. Land Wenden d. meklenb. Krone.

Sveft (Westfalen) Kolonisten aus S. in Lübeck II 351 ff.

Sollschwier, Plagname in Großenbrode II 274.

Sophienhof f. Kaisdorf.

Stade, Rgbz. slaw. Spuren I 26.

Stakendorf (Rsp. Schönberg, Kr. Plön) II 310 f.

Stapelsfeld (Rsp. Altrahstede, Kr. Stormarn) slaw. Bauart I 18.

Steenrade (Gem. Siblin, Fstt. Lübeck, Gutin) I 161.

Steinrade, Groß- Df. (Fstt. Lübeck) Klein-St. Hof (Lübeck) I 161 f.

Stellau (Rsp. Altrahstede, Kr. Stormarn) Kundl. I 18.

Stettin, 3. Hansebund d. wend. Städte I 122.

Stralsund, 3. Hansebund d. wend. Städte I 121.

Stormarn (Holstein) I 18. 19.

Stromus rivus (b. Cismar) II 283.

Sulingen Flecken u. Kreis (Rgb. Hannover) I 26.

Süsel (i. Jütland) Dudesjussel, Wendesjussel (= Thistedt), Himmerjussel und Bardesjussel I 19. II 314.

Süsel, Zup., auch Altenkrempe genannt, pagus, terra, provincia I 55. 87. 88. 96. 225—234, 244—245. 259. 356. 371. Vogt II 215. fries. Kolonisten 42. castrum, munitio (Fstt. Lübeck) II 225. municiuncula I 43. Kirche II 239. Quart der lüb.

51 **Diözese** I 21. II 229. 239.

Swantowit, slaw. Gottheit. I 25.

Sventipole = Zwentinesfeld f. d.

Szupute stagnum, **Zuppute** Sepußenwiese a. d. Schwentine II 296.

Techau u. **Neu-Techau** (Fstt. Lübeck, Rsp. Ratkau) Zup. Ratkau I 161.

Techelsdorf (Rsp. Brügge, Ldfr. Kiel) II 254.

Techelwitz, **Theeghelwieendorp** (Rsp. Oldenburg i. H.) II 254.

Tetzorf, **Tezlavesthorp** (Rsp. Haniühn, Kr. Oldenb. i. H.) II 268.

Zimmendorf 1. Klein-Z. slaw. 2. Groß-Z. theotonicalis (Fst. Lübeck, Schwartau) Zup. Ratkau I 162. 165. II 369.

Zoloisaaten (a. d. Beene) I 66.

Zönnigstedt (Ksp. Seezen, Kr. Segeberg) slaw. Bauart I 18.

Zralauerholz, Wend. Tralau, Tralowe, Zup. Dargun (heute z. Hrtz. Lauenburg) I 194. II 368.

Zrave, Travena, Travenna, Trabena wagr. Grenzfluß. I 14. 16. 40. 57. 66. 151. 158. II 351. silva I 16.

Zravemünde (Lübeck) II 305. portus I 215. Bogt 215. Kirche (z. Süseler Quart) 215 f. **Zravemünder Winkel** 214.

Zräsee (h. Flensburg) I 14.

Zreene, Fl. i. Schleswig I 14.

Zremß, Pramisce, Premesce, Premize, Abfl. d. Trave, Grenze zw. d. Zup. Boule u. Lübeck (Kensfeld) I 42. 158. 214. II 291.

Zrojova (b. Ptolomäus) I 14.

Zrittau (Kr. Stormarn) I 18.

Zulendorf II 275 ff. f. a. Heiligenhafen. Thulboden, Straße in Heiligenhafen 275.

Zzeretze II 291. f. Seereß.

Ubbant, Uppande, Brunswiek (Kiel) II 300.

Ubbendorf f. Dppendorf.

Uchte, Flecken (Kr. Stolzenau, Rgbz. Hannover) westl. d. Weser, slaw. Spuren I 26.

Ummenland transalbia, bisch.-lüb. linkselbisches Gut I 118.

Ustiure = Wolmirstedt I 8.

Vahren f. Fahren.

Verden Bist. II 343.

Vobisse I 175.

Volksdorf (Hamburg, Landherrenschaft Geestlande) slaw. Bauart I 18.

Wagriem I 33. 80. 104. 110. Westgrenze I 66. 143. 349. 356. Kiel zu Wagrien II 310. terras mari contiguas I 33 ff. 55. 86. 96. II 247. Leibeigenschaft in W. 357. Kirchenzehnten 326.

Zupgien: Faldera (Neumünster), Zuentineveld (Bornhöved), Dargun (Insula, Segeberg), Boule (Reinsfeld), Ratkau, Lübeck (AltLübeck, Kensfeld), Süsel (Altentrempe), Eutin, Plön, Oldenburg, Lüffenburg (Kiel). Fehmarn f. d. Wagrier, Wagiren, Wagerwenden, halten sich im Norden am längsten II 259. Neugründung von Wagirendörfern I 168. Wagriischer Adel II 267. 281. 309. 333 ff. 358 f. W. b. d. Belagerung Lübeds (1181) I 156. Ihr Verhältnis zu d. Dänen 79 f. soziale Stellung II 357 ff.

Wahlsdorf 1. adl. Hof W. 2. Df. W. (Ksp. Preeß, Kr. Plön) II 257 f.

Wahlstedt (Ksp. Segeberg) Zup. Dargun 175. duo W. I 193 f. II 367.

Walendorf (Ksp. Oldesloe, Kr. Segeberg) slaw. Bauart I 18.

Walenitz (Abfl. d. Trave b. Lübeck) I 68.

Waleshorst, Walstorpervelt, eh. Walestorpe (Ksp. Gniffau b. Ahrensböf) II 258.

Wandelwitz (Ruhof A. B. Putlos, Ksp. Oldenb. i. H.) II 263.

Warder, Insula, Nezenna (Kr. Segeberg) Zup. Dargun I 51 ff. 192. Warde = Segeberger Quart. d. Lüb. Diözese 51. 171. II 229. Wardeesee 244.

Wariner II 362.

Warnow, villa domini Tymmonis f. Fahren.

Waschau, Warsikowe (b. Wittenburg i. Meßl.) Schlacht I 107.

- Wellsee** b. Raisdorf (Rsp. Preeß) slaw. Siebl. II 253.
- Wenddorf**, Flurname b. Plön II 248. 372.
- Wenden**, Wendenland f. Slawen, Slavia.
- Wendefche Berge**, Flurname b. Plön II 248. 372.
- Wendeszyfel** f. Sufel I 19.
- Wendfeld**, Flurname b. Neustadt, Zup. Süfel II 232 f. 371.
- Wendhorn** b. Elmshorn I 21.
- Wendlohe** b. Altona I 20.
- Wendlohe** b. Barmstedt I 16. 21.
- Wendtorf**, Riszerestorp (a. Ostsee, Probstei, Rsp. Probsteierrhagen, Kr. Plön) Zup. Lütjenb. II 312. 360. 374.
- Wenkendorf**, Wenekindorp (Rsp. Petersdorf a. Fehmarn) II 329. 375.
- Wenkamp** (b. Kellinghusen) I 21.
- Wentdorpe**, eh. Df. (Rsp. Schlagsdorf b. Rastenburg) Polabendf. II 344. 360.
- Wentorf**, eh. Df. (Bösdorf b. Plön) II 248. 360. 372.
- Wentorf**, eh. Df. (b. Dörnik, später Schloßvorwerk Plöns) II 248 f. 360. 372.
- Wentorf**, Wenedorp (Hrzt. Lauenburg) II 248. 329. 360.
- Wentorf** (Sehestadt, Rsp. Bünsdorf, Kr. Eternförde) I 19.
- Werle** (a. Warnow Meßl.) I 75. 84. Zup. 96.
- Wesenberg**, Wetenberghe, Wiseberge. 1. Groß-W. slaw. 2. Klein-W. Kirchdorf. Zup. Boule I 166. 168—70. 177 f. II 360. 369.
- Weißel**, Woecke 1. Groß-W. slaw., eh. Df. jetzt Meierhof v. Weißenhaus. 2. Klein-W. (Rsp. Oldenburg i. S.) Zup. Oldenb. II 271 f. 360. 372.
- Westfalen** in Holstein f. Kolonisten W. u. S. V.
- Wigmodigau** (zw. Unterelbe u. Wejer) I 20.
- Wilgau**, Wilsow, Neumöhrener Au (b. Preeß) II 296.
- Wilstedt** (Rsp. Bergstedt, Kr. Stormarn) slaw. Bauart I 18.
- Wilzen** II 317. Karls d. Gr. Zug gegen sie. I 10.
- Wippendorf** f. Faldera u. Neumünster.
- Wisby** auf Gotthland, sächsische Kaufleute I 60.
- Wismar** (Mecklenburg) I 121. 175. 208.
- Wispireon** (Lim. Sax.) I 60. 169.
- Wittenborn**, duo Wittesbornen a. Mözener-See, Zup. Dargun (Rsp. Segeberg) I 180 ff. 187. 192. 193. II 367.
- Wittenförden** (Meßl., Amtsgg. Schwering) Kirche II 346.
- Wittesfelde** I 175.
- Wizeeke**, Wotzeze (Hrzt. Lauenb., Rsp. Pötrau) Polabendf. II 272.
- Wizeeke** im Drawehn (Kr. Lüchow, Rgbz. Lüneburg) Kundling I 26.
- Wohlerste** (A. Harsefeld, Kr. Stade) Rundbau I 25.
- Wolmirstedt**, Walmerstidi slaw. Usture (Rgbz. Magdeburg) I 8.
- Wöbs** (Fstt. Lübeck, Gutin) II 249 ff.
- Wulffstorp** f. Barkau.
- Ylse stagnum**, Hühnerteich (b. Preeß) II 295.
- Ylsol** f. Preeß.
- Ymbria** f. Fehmarn.
- Zubbestorpe** f. Sipsdorf.
- Zuentineveld**, campestria: Zupanie, hollst. Kolonisation I 14. 39 f. 56. 87. 88. 94. 96. 142. 146. 151 ff. 154—157. II 245. 254. 349. 356. 368. civitas, heute Bornhöved I 39 f. d.

Verzeichniß der Personennamen.

- Abel**, Erz. v. Schleswig II 304 f.
Abjalon, Erz. v. Lund I 105.
Adalbero, Erz. v. Bremen I 18. 97.
 98. 142. 196 f. 205.
Adam v. Bremen, Chronist I 23 f. 195.
Adelheid, Bw. Grf. Bernhards v.
 Badewide I 107.
Adolf v. Dassel, Grf. v. Raseburg
 I 107.
Adolf II., Grf. v. Holstein I 32. 57.
 67 f. 70. 72. f. 76 ff. 87. 88. 90. 91.
 II 348. 351. 356. Charakter I 37 f.
 58—72. Streit um Bucu 58—64.
 Slavenpolitik 27 ff. 33 ff. 37 f. 55 f.
 71. 96. 97. 99. 106. 135. 171. 210.
 215. II 241. 246 f. 281. 306. 333. 350.
Adolf III., Grf. v. Holstein, comes
 Wagriae I 103. 173.
Adolf IV., Grf. v. Holstein. II 228.
 281. 289. 294. 303.
Ahlefeldt, holst. Adel II 334.
Albrecht I. d. Bär, Markgrf. v. Brandenb.
 I 32. Slavenpolitik. 27 ff. 58. 72.
 76. 97. II 346.
Albrecht, Albert v. Orlamünde, Grf.
 v. Holstein usw. I 215. II 249. 288.
 294. 295. 323. 369. 374.
Albert, Bischof v. Lübeck I 211.
Aluerdesdorf, Wulvold v. II 237.
 (Zup. Eutin).
Aluerstorpe, Hinr. de II 237. (Zup.
 Eutin?).
Alverstorf, adlige Familie II 237 f.
Arnold, Abt v. St. Johannis-Kloster in
 Lübeck, Chronist I 103 ff. 121.
Arnoldus Slavus in Lübeck (1323)
 I 113. II 364.
Badewide f. Bernhard u. Heinrich v. B.
Bakariden, wagrische Räuber i. d.
 Zup. Falbera I 140 ff. 152. II 250.
 360. 366.
- ~~**Barnim**, slaw. Name II 336.~~
Benno, Bisch. v. Oldenburg. I 53.
Bernhard, Abt v. Clairbeaux I 24.
 31. 100.
Bernhard I. v. Badewide, Grf. v.
 Raseb. (Sohn Heinrichs) I 78. 103.
 106. 107. 136.
Bernhard II., Erz. v. Sachsen I 28.
 II 346.
Berthold, Bisch. v. Lübeck II 294. 370.
Berno, Bisch. v. Meßl. u. später v.
 Schwerin I 74.
Blisette (in Duals) II 281. 373.
Boguchwal, poln. Chronist I 112.
Boguchwal, slaw. Name II 342.
Boguslaw I., Buggezlav, Hft. v.
 Pommern. I 104.
Bole Bule:
 in Kiel:
Bole sutor in der Haßstraße Kiels
 II 307 ff. 330.
 auf Fehmarn:
Bole Claws (Boleclavvs, Boleslaw?)
 iuratus II 330.
Bolegrim Erph, iuratus II 330.
Bulehamne, Bule Hamme, iuratus
 II 330. 332.
Bolekae de Damtestorp, iuratus
 II 332.
Bolequand de Weneckindorf iuratus
 II 330.
 in Lübeck I 133. 136. II 363.
Bole, Thomas I 139. II 330 f.
Bule, Joh. dictus, thesaurarius eccl.,
 custos I 139. II 331. 332.
Bule, Gerhardus, Rathsherr I 138.
 II 331.
Bolike, Borchardus dictus II 331.
Boleo, consul, iuratus, maior civi-
 tatis, ident. m. Borchardus Bo-
 like? I 139. II 331.

- Borwin, Barwin, Burwin**, slaw. Name II 336. 363.
- Borwin = Heinrich I.**, Fst. v. Meßlenb. Sohn Pribislaws I 102 ff. 106. 113. 123.
- Borwin d. Alte**, Rathsherr in Lübeck. slaw. Adl. (1175) I 134 ff. 138.
- Barwin**, Kämmerer, Rathsherr in Lübeck (1230) I 134. 138.
- Borwin**, consul in Lübeck (1230—40) I 132 ff. 138. II 363.
- Borwin** (1320) in Lübeck I 113. 132. 134.
- Bortwin von Deventer** (1334) I 113. 132. 134.
- Bohtin, Boydin**, Familienname I 133 in **Braunschweig**:
Johannes B., Magister Herzog Wilhelms (1366) II 338.
in **Hamburg**:
Thymmo B., Vogt (1366) II 338.
in **Kiel**:
Willifin dictus B. (1267) II 308. 338.
Bohdin i. d. Schuster-gasse (1264—89) II 307 f.
in **Lübeck** II 337 f. 363. 366.
Marquard B. (1292) II 338.
Johannes B. (1316—38) II 338.
Detlev B. (1316—38) II 338.
Henneke B. (1343) Bürger II 338.
Thymese B. (1358) II 338.
Johannes B. Lüb. Domherr, Kanzl. d. Grf. Johann III. v. Holstein (1351—75) I 139. II 337.
Ludese B. (1395) II 338.
Ludese B., Hauptmann i. d. Holstenstraße (1395—1411) I 139. II 338.
Hinrik B. Bevollmächtigter der Lübecker Bechermacherzunft 1407 bis 1411) II 338. *1339*
in **Wagrien**, adl. Familie II 337 f.
B. Vogt i. Oldenburg (1339) II 337.
Johannes B., Kanzler d. Grf. Johann III. f. u. B. in Lübeck.
- Bohyerd**, slaw. Gottheit I 44.
- Brandes**, Dietrich f. Chronicon Slavicum.
- Brodorff**, holst. Adel II 287. 334.
Hinrik 287.
- Brote** I 132. f. Wroet.
- Bruno**, Pfarrer in Bosau, Priester an St. Johannis z. Oldenb. I 40 f. 80.
- Brunward**, Bisch. v. Schwerin II 346.
- Buchwaldt (Bockwald)** holst. Adel II 333 f.
- Budiwig I** ~~438~~
- Butue**, S. Gottschalks d. Slawenfürsten d. Obotriten I 13. 16. II 246.
- Bülow, Bulowe**, meßlenb. Adel. II 331. 334.
- Cernetin**, Hinricus sacerdos in Lübeck (1337) I 138 f.
- Christian I.**, Kg. v. Dänemark, verpfändet Kiel an Lübeck II 304.
- Christian IV.**, Kg. v. Dänemark, baut als Konkurrenzhafen gegen Hamburg Glückstadt II 305.
- Christian**, Vogt in Altentrempe II 247.
- Christianus Slavus** in der Rehdingerstr. Kiels II 305 ff.
- Christianus Slavus**, am Kiel wohnhaft II 305 ff.
- Christina Slavica** (1295) in Lübeck I 113. II 364.
- Christoph**, Kg. v. Dänemark u. Wenden II 315.
- Christoph**, illegit. Sohn Kg. Walde-mars I. v. Dänem. I 80. 83.
- Chwal**, böhm. Adel. II 342.
- Damase** (= Domas?) Henricus Slavus (1210) I 138 f.
- Domazlawus** (Domaslav) I 138.
- Detmar**, Chronist I 112.
- Edelerus**, Vogt in Oldenburg II 232. 247. 264.
- Ethelerus**, Dithmarsche, Feldherr-nigs Evend Grathe I 109. II 262.
- Erich**, König d. Dänen u. Wenden II 312.
- Eugen III.** Papst I 24. 31. 100.

Flor in Kiel II 308.

Gerbert, Vogt d. Holländer in Oldenburg II 260.

Gerhard, Sohn Adolfs IV. Grf. v. Holstein I 211. 228. 229. 281. 303.

Gerhard, Slave in Lübeck, harinowesghere Heringsfischer (1325) I 113. 125. II 364.

Gerhard, Slave in d. visio Godescalci II 367.

Gerold, Bisch. v. Oldenb.-Lübeck I 34. 69. 72. 80. 89. 90. 91. 94. II 270.

Gertrud, Wwe. Heint. d. Stolzen, Grz. v. Bayern u. Sachsen I 60.

Godescalus, Priester aus Bardowiek auf Rügen I 22.

Godescalus, Visionär in Neumünster, aus Harrie I 153 f.

Gottfried, Grf. v. Holstein I 146.

Gottschalk, Slawenfürst I 13. 32. 59. 104. 197. 205. 262. 356.

Gripo, Slave i. d. visio Godescalci II 367.

Guido, Kardinalbistof Eugens III. I 100.

Guligin, Slawin auf Rügen I 312.

Gunzelin I., Grf. v. Schwerin I 78. 88. 93. 103.

Gunzelin II., Grf. v. Schwerin II 345.

Gyzno, Slave in Lübeck I 114.

Hartwig, Grz. v. Bremen I 98. 99.

Heinrich, Bisch. v. Olmütz I 100.

Heinrich V. Kaiser I 146.

Heinrich d. Stolze, Grz. v. Bayern u. Sachsen I 32. 175.

Heinrich d. Löwe, Grz. v. Sachsen I 20. II 324. 333. 345. 348. puer u. adolescens I 35. 72. 97 f. Charakter 58. 70 ff. 97 ff. Verhältnis zu Dänemark 79 ff. Verh. zu Adolf II. v. Schauenb. 60 ff. 108 ff. Slawenpolitik 25 ff. 70 ff. 87 ff. 96. 97 ff. 136. 106.

Heinrich, König d. Wenden, de Slavia (1093—1127) iure regali per regnum Gottschalks Sohn I 13. 33. 59. 103. 135. 146. 197. 199 ff. 209. II 262. 317. 320 ff. 356.

Heinrich v. Badewide, Grf. v. Rakeburg I 27 ff. 32 ff. 55. 57. 59. 60. 65. 66. 68. 78. 86. 96. 99. 101. 106. 108. 110. 171. II 276. 345. 348. 350.

Heinrich v. Mecklenburg s. Borwin.

Heinrich v. Scathen I 87.

Heinrich v. Witha I 99.

Heinrich v. Zähringen I 98.

Helmold, Pfarrer v. Bosau, Chronist I 17. 23. 24. 31. 34. 39. 54. 86. 92.

105. 111. 121. 144. 148. 204. II 347 f.

Hemmighesdorf, holst. Adel II 333.

Hinricus Slavus, lüb. Bürger (1336) I 113. 364.

Hinricus, frater Nicolai de Slavia in Kiel II 306.

Hinricus Scowenborg s. Scowenborg.

Horge, holst. Adel I 154.

Horno, Overbode der Wagiren I 74. 80. 94.

Hosic, iuratus auf Fehmarn II 330. 342.

Hummelsbüttel, holst. Adel II 334.

Iwan, Iwan:

Y. Johannes in Lübeck (1259) I 114. II 341. 363.

Y. in Kiel (1267) II 308. 335.

Y. v. Dissau (Dissowe) (1321—29) II 335.

Y. v. Dransau (Tranzowe) (1306) II 335.

Y. v. Fissau (Visczowe) (1317) II 335.

Y. bez. Iwandus v. Rühren (Curen) (1265—67) II 335.

Y. Walestorp (1340) II 335.

Y. v. Wogese (Wasceke) (1320). II 335.

Zwan, fest. Name = Zwein II 308. 336.

Zannibal, Benzeslaw, Pfarrer in Barfau, böhm. Bruder I 257.

Zohann, Bisch. v. Lübeck II 291. 299.

Zohann I., Grf. v. Holstein I 211. II 299. 303. 361. 368.

Zohann III., Grf. v. Holstein II 315.

Zohannes, Vogt in Oldenburg (1257) II 265.

Kakedice, dominus Hinricus II 268.

Kale, fehm. Familie II 334.

Kale, Kalo, Sirich, iuratus a. Fehmarn II 330. 342.

Kankasensöhne, Johannes (i. Duals) II 281.

Kanut VI., Kg. v. Dänemark I 104 ff.

Kanut, Slawenkönig, Grz. v. Schleswig (1128—31) I 59. ~~70. 82. 107.~~ 171. 199. 200. 203. 205. 209. II 328. 356.

Karl d. Große I 9 f. 23. Diederhoser Kapitular v. 805 (Böhmer-Mühlbacher R. I. (413) I 8. 9. 23. II 377.

Kiel, Beiname abl. Geschlechter II 302.

Klementia, Gemahlin Heinrichs d. Löwen I 96. 109.

Konrad III. I 98. Diplom f. Bicolin v. 1139 (Stumpf 3384) I 45 ff. 176. 181. 192. 203 ff.

Konrad v. Meissen I 97.

Konrad v. Zähringen I 97.

Kruto, Slawenfürst (1066—92) I 12. 16. 17. 18. 21. 32. 135. 145. II 246. 262. 320. 325.

Kühren, Curen, holst. Adel II 252. 279. 334. Godescalcus 252. Zwan 341.

Crempa = Altenkrempe:

Christian, Vogt (1221) II 232.

2mal Friedrich v. R. (1313) II 231.

Friedrich v. R., Ritter (1293) II 231.

Heinrich v. d. R. (1376) II 231.

Holrad, dictus de C. (128. u. 1294)

Lübecker Dompropst II 231.

Berner, Pfarrer (1222) II 231.

von Crempen. Adel II 226.

Crempa = Krempe in der Marsch.

Godescalcus rector (1240) II 232.

Jakob, Schultheiß v. Rr. (1293) II 232.

Ludolf, Pfarrer in Rr. (1292) II 232.

Volpertus de Cr. (1255) II 232.

Laubest, Barnim II 341. Hermann, Barnims Sohn 336.

Letzeke, Nicolaus II 281. **373.**

Linsane (Lensaß?) Rotbertus de II 267.

Lothar III. I 48 f. 51. 53. 100. 146.

171. 175. 182. 191 f. 202. II 328.

351. Urk. f. d. Augustinerchorherrstift in Segeberg v. 1137 (Stumpf 3348) I 176. 181. 192. 203 ff.

Lubbetin, holst. Ritter II 251.

Ludolf, Priester in Altkübeck I 22.

Marchrad, Sohn Ammos, holstein.

Overbode, senior terrae, Präsekt u.

Fahnenträger. I 18. 74. 76 f. 80. 94. 142 f. 146. 147. 148. 152.

Marquard, Vogt in Travemünde I 215.

Rechtchild, Gemahlin Adolfs II. v. Holstein I 70.

Rechtchild, Tochter Adolfs IV. v. Holstein II 305.

Reddenburg, Fürsten v. II 344.

Reinsdorf, holst. Adel. II 242.

Merdiggus in Kiel II 307 f.

Midrawe, Johannes, Schneider, Hausbesitzer in Lübeck (1411) II 339. 341. 364.

Miltiggus, Slawe in Kiel II 305. 307.

Riklot, Dbotritenfürst I 13. 24. 43.

58. 74. 79. 82. 88. 91. 96. 103. 109. 174. II 356.

- Nitlot** = **Nikolaus**, Wartislaws Sohn I 103. 106 f. 113.
- Nitlot** = **Nikolaus III.**, Fürst v. Rostok II 356.
- Nikolaus Sachow**, Bisch. v. Lübeck I 212. 213. II 327.
- Nicolaus Slavus**, canonicus in Lübeck (1273) I 138. 139.
- Nicolaus**, Burwini filius, dominus in Lübeck (1224) I 134.
- Nicholaus Slavus**, Bürger in Lübeck (1327) I 113. II 364.
- Nikolaus**, Slave in d. Schuhmacherstraße zu Kiel II 305 ff.
- Nicolaus de Slavia** in Kiel II 306 f.
- Oldenburg**, Graf v. I 76.
- Padelügge**, **Padeluhe**. Adel I 164 f. II 333. Johannes, Nikolaus, Helmicus, Otto I 164 f.
- Parzow**, holst. Adel (Passau) Volquinus II 285.
- Pippin** d. Kurze I 8.
- Pogwitz**, v. Wulf u. Benedikt, Brüder II 265.
- Porenuz**, slav. Gottheit I 25.
- Porebit**, slav. Gottheit I 25.
- Porokensis Ebrecht** II 295.
- Breß**, Präpste. Herderich II 294. Lambert 294. Eppo 291. Friedrich 289.
- Prbislaw**, Wagirenfürst (1131—38) I 24. 32 f. 35 ff. 41. 69. 71. 73. 76. 79. 82. 87. 89. 90. 101. 171. 202. 209. II 267. 356.
- Prbislaw**, Frst. v. Meklenb. I 76. 78. 87. 88. 91. 93. 102. 103. II 356.
- Prowe**, slav. Gottheit (Hain b. Putlos) I 148. II 270.
- Qualen**, holst. Adel II 281. 333 f. 342.
- 8 **Zwine** (1393) **Swin** (1396) 341.
- Race**, Ranenfürst. I 32. 135. 136. II 293.
- Race**, **Racemann** civis Lubicensis (1175) 134. II 340.
- Rademyn**, Gherardus, Bürger in Lübeck (1353—65) I 135. Sekretär des sächs. Herzogs I 138 f.
- Ranzau**, holst. Adel II 270. 286. 334. Johann 284.
- Ratibor**, Fürst II 293.
- Ratlow**, holst. Adel II 334.
- Reinoldes**, comes de Luibyke I 64.
- Reventlow**, Adel, holst. II 258. 333 f.
- Rochel**, Wagirenhauptling (b. Helmold) II 267.
- Rönnow** II 334 f. Ranzau.
- Rugiebit**, slav. Gottheit I 25.
- Rumohr**, holst. Adel I 334.
- Ruze** I 136 ff. v. Ruze II 334. Elyas R. (1220—45) I 136. 138. Wadde iuratus auf Fehmarn II 342.
- Salzau**, Adel. Otto II 286.
- Sago Grammaticus**, Chronist I 23. 81.
- Seonevelde** (Eismar) Johannes, Abt. II 262.
- Seonevelde**, Arnoldus de (Eismar?) II 281.
- Selibur**, Wendenfürst II 262.
- Selkau** (Telecowe f. Scelecowe) Marquard II 286.
- Siggen**, holst. Adel II 334.
- Sillip**, **Sillif** (Zilik?) iuratus a. Fehmarn II 330. 342.
- Slattekensone** (a. Quals) II 281.
- Stenwer**, Marquard v. II 288.
- Svein**, Svend Grathe, Kg. v. Dänemark I 69. 82. 85. 172. II 262.
- Swyns**, holst. Adel II 333.
- Syra**, Adelsfam. Johannes (1317) II 338.
- Syrich**, **Cyrich** (cech. Sirich=Zirich) Kale II 330. 342.
- Syrie**, **Peter** (Zirik). iuratus auf Fehmarn II 330. 342.
- Telecowe** f. **Selkau**.
- Tessekowe**, Hermann v. II 340.

Testemarus II 340.
Tette, domina de Lebodene, nicht Teste II 340.
Tege, dom. Hinr. presbiter I 139. II 339 f. 364.
Thessemar, potens Slavus (b. Helmold) II 267. 339.
Thessitze (Mekl.) slaw. Name II 340.
Thetlevus Slavus in Kiel II 306. 307.
Thetset de Goderthide, domina in Kiel (c. 1379) II 308 f. 340.
Thidericus, Bogt in Plön II 247.
Thidericus, hummularius in Kiel II 309.
Thomas, canonicus in Cutin.
Thusze, Theosse II 307. 340.
Thymmo, Bogt in Segeberg. I 215.
Toslav I 138.
Trafow, Adel II 334.
Tributus, Slaw. filius Bakari im Zup. Falb. II 366.
Vicelin, Priester in Faldera, Vizelegat in Slawien I 197 f. Subdelegat, Propst von Neumünster. I 17. 18. 35. 40. 46 f. 99. 100. 142 f. 146. 197. 198. 203. 204. 205. 212. II 351. 361.
Vnezlawus 138.
Volkward, Priester in Altübuck I 22.
Volquard, Slaw. in d. visio Godescalci II 367.
Volrad v. Badewide I 106.
Wadde Rutze, iuratus auf Fehmarn II 342.
Wago, Bischof v. Oldenburg I 51. 53. II 323.
Wahlisdorf, holst. Adel II 258. Johann 258. Iwan 341.
Waldemar I., Kg. v. Dänem. I 70. 71 ff. 76. 79 ff. 88. 102. 156.
Waldemar II., Kg. v. Dänem. I 123. II 305. 369.
Walther, Walbert, Bogt v. Lütjenburg II 284.

Wartislaw, **Wertislaw** (Vratislav) Fürst v. Mekl. I 75 f. 136. II 356.
Waseeke, Iwan II 341.
Wenjin, Wansin, Adel II 334.
Went in Lübeck I 135—138. Arnold W. oder de Wiscalo (1234). Werner W. oder Wenethisee.
Wesenberg, holst. Adel I 170.
Wibald v. Norvey I 24.
Wiscelus in Kiel II 307.
Wiglaw I., Fürst v. Rügen I 220.
Wint in Ralswiz II 241.
Wlome, Gerhardus (1296) Konsul II 339. 364.
Wlivingus dictus Papewulf II 339.
Wordemitze, Nicolaus (in Quas) II 281. 373.
Wotzeke, Waseeke (Wessel) holst. Adel II 272.
Wrot (Wrote) patriz. u. bürgerl. Familie in Lübeck I 131 ff. 138 f. II 339. 340. 353.
Rudolf (1230—59) Ratsherr I 131 f. 138. II 341.
Tydemann (1263—73) Ratsherr I 131 f. 138. II 341.
Dietch (1278) Ratsherr I 132. 139.
Hinrich (1299—1338) Ratsherr I 131 f. 139. II 341.
Hinrich (1316—38) Wäger I 131 f.
Wnenpunt, Heinrich I 133.
Wyrot f. Wrot.
Iwan f. Iwan.
Zabel, Zabel, Zabelli, polab. Adel II 339—41. 344.
Bertram B. Ritter (1325).
B. de Louenburg (1325).
Betemann Tz. (1369).
Hartwig (1375).
Bertram Tz. tho Lutowe (1392).
Zillifissen o. Milifissen, Claus II 330. 341.
Zuentepolch (Svatopluk) Sohn König Heinrichs (1127—28) I 200. 205. 209.

Wort- und Sachverzeichnis.

- Abgaben**, der Slawen, kirchliche. Bis-
kopownitza I 102. 213 f. 219.
II 322 ff. 343 f. 369. landesherrl.
Wojiwotnitza I 214. 219. II 323 ff.
369.
- Adel**, wagrischer.
advocatus s. Vogt.
alapa vel sicco verberere II 332.
alee Hering I 220.
Allodialdörfer d. Fürsten II 344.
Amts-dörfer d. Fürsten II 344.
aratrum, aratura II 234. 324.
Artushöfe in Norddeutschl. II 336.
Artusfage, ihre Verbreit. i. Nord-
deutschl. II 336.
Äter, slaw. II 265. 322. 358. 362.
deutsche 322. 362. deutsche u. slaw.
in Deutsch-Genin 373. in Klausdorf
a. Fehmarn 375.
- Barden** II 246.
Bauart, slaw. I 18. 19. 26. 101. 178.
II 253. 254. 310. 328.
Beden, petitiones II 327.
Beute an Menschen I 81. 84.
Bekehrerker ambacht, Bechermacher-
zunft I 139.
Biskupownica, biskupownitza II 327.
343. 344.
Böhmische Brüder, Benzeslaw Janni-
bal, Pfarrer in Barkau, Disputation
im St.-Katharinen-Kloster zu Lübeck
(1527) II 257.
burgenses nostri in der bisch.-lüb.
Urkunde v. 1225 sind die Rats-
herren Lübecks, nicht die bischöfl.
Burgmannen Altlübecks. I 217.
- burgenses** = consules Ratsherren
I 133. II 399.
Burgward, civitas I 37.
Bürger, slaw. in Lübeck I 113. 115.
130. in Kiel II 357 f. 364.
Bürgerrecht, den Slawen vorenthalten
II 335. d. Slawen können in Lübeck
das B. erwerben 357.
- Campestria** (Zuentineveld) = zupa
Zupanie I 155.
castellum, castrum = urbs, civitas
I 196. 205. 207 f.
Chronik der nordeluischen Sassen I 202.
276.
Chronicon Holsatiae des presbyter
Bremensis I 145. 147. II 399. 71
Chronicon Slavicum, Wendenchronik
d. **Dietrich Brandes** I 121. 144.
cimba vel kane (Zimbe) II 332.
civitas Burg, Burgward, Hauptort d.
Zupanie, (slaw. grad, polab. gard)
I 37. 41. 42. 44. 49. 96. 112. 207 f.
II 262.
coloni episcopi II 369.
contubernium Saxonium, toholt I 177.
208.
- Denar** s. Münze.
desertum, Begriff i. d. Quellen =
heidn. Gegend I 86. 150.
Detmarchronik, I 112.
Diluvium, v. d. Sachsen für ihre
Siedl. bevorzugt I 9. (vgl. Geest)
Dorfanlage, fehlm. (Großenbrode) II
273 ff.

Doppelgründung, slaw. u. sächs.
(Barnitz) I 168.

Ecclesiae stationales in Holstein I 171.
184. 192.

Echtshop = Ehe I 114.

eictio Slavorum in d. Zup. Faldera
u. Zuentinefeld I 152. 154. 155.
156. 181. II 360.

Eichen, als Baumaterial in Wagrien
I 147.

Eichen, Flg. b. Oldenb. I 148.

Epistola Sidonis I 144. 201 f.

Expropriation d. Wagrien II 349.
extirpatio des Urwalds durch Slawen
I 166. II 361.

Familiennamen slaw. zw. Schönberg
u. Herrenburg I 113. II 365.

Fanatismus, relig. bei der kathol.
Geistlichf., nicht bei den heidnischen
Slawen I 23 f.

Ferting, Bering, Berding, fertō =
 $\frac{1}{4}$ M S. I 116.

Fischdörfer I 219.

Fischer, slaw. I 220 f.

Fischerei, Fischfang piscaria I 111.
125. II 223. 236. 241. 267.

Flachs I 116 f. II 324.

Flurkarten u. Katasterslurbücher Han-
novers I 4.

Flurnamen I 4. 5. 17. 18. 19. 21.
25. 27. 39. 101. 184. 188. II 232.
247. 282. 291. 292 ff. 301. 376.

forum f. Markt.

funiculus brevis I 34. 101.

Gau, Zupanie I 37.

Grafenschatz, Greuenschat I 211. 219.
II 323. 327.

Geeß, v. d. Sachsen zur Siedlung
bevorzugt I 9. 130. 152.

Geistliche, slaw. I 130.

Gerichtsbezirke d. Lüb. Bischofs zu
Kensefeld, Malente, Bosau, Rakewis,
Cutin I 211. II 267.

Germanisation I 110. II 350.

Gatenpflug, radlo I 119. II 219. 322.

Halbhufen II 326.

Handel, sächs. mit d. Slawen 13. 23.
in Lübeck 111. Ostseehandel 60.

Hausendorf, sächs. I 11. 14.

Hausbau, slaw. I 36. II 329.

Heringsfang I 22.

Himpten, hemmete II 324.

Hopfen I 166 f.

hovae, dtische. Hufen II 236. 322.

Hörigkeit II 357.

Hufen, slaw. I 160. 216 f. II 281.
327. 352. 364. 370. 373.

Hufenverfassung I 219.

Jnsten II 236. 327. **Jnstendörfer** II 236.

iugera magna I 119. hollandrensis
118 f. slavica 119—121.

iurati, Schöffen auf Fehmarn (et
consules u. Ratsheern) Slawen als,
II 329 ff.

Katen, Kot I 101. 117. II 236. 327.

Katendörfer (Tagelöhnerdörfer) II
236. Rührsdorf 252. Petersdorf
266. 373. In Lauenburg 344.

Kirchensteuern, reditus episcopales
I 76. 186.

Kiße, keine Hufen I 219.

Kolonen II 327.

Klöster, Holsteins I 178.

Kolonisation II 343. 351. 353 f. 355.
361. in der Probstei 282. 288 ff.

311 f. 329. auf Fehmarn 321 f. 329.
Deutsche in Bohtin 337.

Deutsche im Obotritenland I 90. in Pölabien
107. dtisch. Kolonisten in Lübeck 111.

in AltLübeck 196. deutsche Kaufleute
auf Rügen u. i. AltLübeck 13. der

Flamländer II 356. in Mecklenb.
I 91 ff. in Schwerin 87. der **Friesen**

in Süsel I 42. 37. 55 f. 146. II 225.
288. 298. 299. 355. 329. der **Hollän-**

der in Cutin I 42. 37. 55 f. II 355.

der **Holsteiner** in Zwentineveld u. Falbera I 37. 39 ff. 43. 54. 91. 146. 151. II 351. 355. der **Stormarn** II 355. der **Sachsen** I 39. 70. 101. der **Westfalen**, zu ihnen gehört Helmold, im Gau Dargun I 37. 42. 44. 50. 54. 55 f. 176 f. 191. II 278. 351. 355. 361. Kolonisten aus **Bardowiek** II 355. aus **Soest** II 351. aus **Utrecht** 355. **Dänen**, **Kehdinger** u. **Flamländer** in Kiel 306. Kolonisation in der **Probstei** 282. 288 ff. 311. 329. auf **Fehmarn** 321 f. 329.

Kolonistenstädte s. Heiligenghasen, Kiel, Lübeck, Neustadt.

Nörnerbau II 324.

Kreuzzug gegen d. Slawen I 100.

kurie, (kora aksl. korici), mensura quod dicitur kuriz, Scheffel I 20. 213 f. II 323. 369. 324

Landen II 235 f.

Leibeigenschaft II 357.

Leibzoll d. Slawen I 117.

Linnen I 116 f.

Mansus, Hufe, dtsh. Ackermaß II 238. 260. 322. 324. 362. 375. mansi hollandr. I 118 f.

Markomannen, Grenzbewohner = Bewohner Wagriens, Polabiens u. des angrenzenden Mecklenburgs I 73.

Menschenhandel, **Menschenraub** I 141. II 318.

Markt forum. Markttage 83 f. II 247. Sonntagsmarkt in Lübeck I 42. 111. in Plön 22 f. 39. 41 f. Slavenermärkte 80. in Mecklenburg 83 f. 87. 111. Markt in Cutin 43. Heringsmarkt auf Rügen 23.

Marſchen, v. d. Friesen zur Siedlung bevorzugt I 9.

mir I 156.

mirica, Heide I 152.

Moränenlandschaft I 213.

Morgen, slaw. = kleiner, dtsh. = großer Morgen I 118 ff. II 327. 355. s. a. iugera Hollandrensis.

Münze, moneta publica II 324. slaw. Slawendenar. slavicalis denarius I 125 f. II 283. 363. 372.

Nostrati b. Helmold d. Bewohner Wagriens I 77.

Oppidum, suburbium, Dorf, unbefestigte, offene, vorstadtartige Siedlung I 41. 44. 207.

Ortsnamen, slaw. I 101. II 292 ff. slaw. u. altgerman. I 12.

Osterspiel, **Nedentiner** I 124 f.

Ditseehäfen, **Ditseehandel** I 60. 61. 64.

Overbode, Bogt advocatus, Holsteins u. Wagriens, s. Marchrad u. Horno s. d. B. d. P. R.

Pagus, Zupanie, Gau I 43 f. II 243. parrochia I 159.

Pflug, aratrum, deutsch I 214. II 357.

Pfuhl, poele, dyk, Sölle circa Rensevelde et Swartow I 213.

Phrasologie b. Helmold u. in a. Quellen. 52 f. 111. terra horroris et vastae solitudinis I 86. 149 ff. nationis pravae et perversae 149 f. s. a. desertum.

piscaria I 213. II 370.

Priester, christl. unter d. Slawen II 261 f.

provincia, terra, lant, pagus, Zupanie I 159. II 243.

Quad, nbd. schlecht II 376.

Radlo, Hakenpflug, slaw. II 323.

Rageburger Zehntenregister II 343.

Räuberbanden, wagriscche, Vakariben I 140. 141.

Recht, deutsches an ein slaw. Dorf verliehen II 345. Lübisches R. in Neustadt II 227 ff. Soester R. in

Lübed 353. Rechtl. u. soziale Stellung d. Slawen in Lübed I 113 ff.

regio, terra, pagus, Zupanie I 44.

Reservation, keine R. den Slawen gemacht II 356.

Ringburgen, Ringwälle, slaw. I 36. AltLübed I 207.

Rundlinge I 11. 14. 18. 101. 119. 121 ff. 153. 168. 179. 223. II 241. 273. 344. 368. 369. 370. 372.

Sandr I 152.

Schätzungen II 327.

Schiffahrt I 111.

Schlippen, Tuch d. Frauen in der Probstei II 313.

seghe, eine feuchte, durchlassende Landstrecke I 48 f.

senior terrae, Oberhode II 349.

snop, Zehntgarbe, heute auf Rügen Schwobb genannt (altl. snopu. II 323

Sölle II 213.

Stadtbuch, Kieler II 306.

Steinbau d. Slawen von d. Deutschen gebracht II 324.

suburbium I 207.

Terra, pagus, Zupanie I 43 f. II 226. 227. 243.

Transalbani b. Helmold. Bewohner d. linken Elbufers I 118.

unens, slaw. Hafenhufe I 30. 213 f. II 322. 362. 369.

urbs, castrum I 43 f. 207.

Verböhrets (b. d. Tracht d. Probsteier) II 313.

Versus de venerabili Vicelini I 145.

Versus de venerando Vicelini I 145.

Versus de vita Vicelini I 143.

Visio Godescalei I 140 f. II 366 f.

Vogt, advocatus in Cutin I 215. in Heiligenhafen II 279. in Lütjenburg I 215. II 284. in Oldenburg I 215. II 247. 264 f. advocatus Hollandorum in D. 260. Vogt in Plön I 215. II 247. in Reinfeld I 215. in Segeberg 215. in Süsel u. Krempe 215. II 247. in Travemünde I 215.

Vollhufen II 326.

Vollsklieb, dithmars. I 203. II 277. säch. I 92.

Wannen (= Sölle) I 213.

Wasserbauten d. Holländer b. Neustadt II 261.

Wassermühlen v. d. Deutschen zu den Slawen gebracht II 324.

Weichbild I 207.

Wendchroniken I 121.

Wendische Städte I 121 ff. II 345.

Woywodniza, Grafensteuer I 20. 214. II 327.

Zehnten II 322. deutsch 355. slaw. 355.

Zehntgarbe, Swobb, snop. II 323.

Zins, bisch. II 323 ff. deutscher 362. Zinspflicht Tribislaws Adolf II. gegenüber I 38.

Zunftrollen der Drechsler, Ristenmacher, Ruffärber, Sattelmacher II 365. 327. I 124 f. Zünfte, den Slawen verschlossen II 355.

Zollordnung, Lüb. I 115 f.

Zoll, Warenzoll, Leibzoll d. Slawen I 116.

Zupa, Zupanie, Gau, terra, provincia, pagus I 37. 44.

Zeitschrift

des

Vereins für Lübeckische Geschichte

und

Altertumskunde.

Eine Monatsschrift
als Beitrag zur Hausbauforschung.
Band XIII, Heft 2.

Lübeck 1911.

Lübcke & Nöhring.

II.

Die Diele
im niedersächsischen Bauernhaus
und norddeutschen Bürgerhaus.

Eine Raumstudie
als Beitrag zur Hausbauforschung.

Von

F. Unglaub.

Inhaltsangabe.

| | Seite |
|---|---------|
| Einleitung | 183 3 |
| Die Diele im Bauernhause. | |
| Stamm der Sachsen. Heliand. Pfahlbauten. Hausurnen. Haus-
erweiterung. Konstruktion. Niedersächsisches Bauernhaus. Eigen-
art. Grundriß. Binder. Fenster. Benutzung. Flettverbreiterung.
Herd. Lüren. Anbau. Einfluß des Anbaues. Glasfenster.
Herdrähm. Verbindungsfenster. Treppe. Holzwerk. Fußboden.
Mobiliar. Rauchabzug. Wand. Trennung. Mittelhaus. Außen-
wand. Hausflur. Konstruktion. Längsentwicklung. Kombinations-
form. Zweigeschossiger Anbau. Trennung von Stall und Wohnung.
Kathe. Fischerhaus. Doppelhaus | 185 5 |
| Die Diele im Bürgerhause. | |
| Stadtbildung. Beruf. Bebauung. Brauhaus | 227 47 |
| Aufbau. Baustoff. Decke. Unterzug. Säule. Erste Vorderstube. Fenster.
Feuerplatz. Rauchabzug. Wendeltreppe. Wasserversorgung. Bei-
schlag. Erste Oberstube. Fenster. Zugang. Hängegalerie. Buden.
Anbau. Keller. Zugänglichkeit des Anbaues. Verschiebung der
Treppe. Dielenfenster. Geradläufige Treppe. Treppenlage.
Hängekammer. Küche. Kammer. Zweite Vorderstube. Zweite
Oberstube. Nebentreppe. Kontor. Zibürken. Laden. Auslüchten.
Brücke. Dritte Oberstube. Zwischengeschoß. Hausflur. Haus-
ansicht. Weiterer Einbau. Zweiter Anbau. Seitengalerie. Be-
seitigung der Nebentreppe. Rückwärtige Galerie. Abschluß der
Entwicklung. Verfall | 232 52 |
| Die Diele im Landhause | 291 111 |
| Die holländische Diele | 292 112 |
| Aufbau. Decke. Balkenaufleger. Bemalung. Wand. Vertäfelung.
Wandschränke. Bodenbelag. Dielenfenster. Treppe. Stuckdecke.
Säule. Fensterbildung. Decke. Wandbehandlung. Treppe.
Treppenansänger. Treppenbrüstung. Verkleidung der Hängeeisen.
Küchenwand. Mobiliar. Beleuchtung. Kamin. Handstein | 293 113 |
| Schlußbetrachtung | 353 173 |
| Baubeschreibung | 355 175 |
| Literaturübersicht | 356 176 |

Einleitung.

Es ist eine veraltete Anschauung, daß das norddeutsche Bürgerhaus, das im Patrizierhaus der hansischen Städte seinen würdigsten Repräsentanten findet, aus dem niedersächsischen Bauernhaus entstanden sei — wenn man damit dessen allgemeinen Typus bezeichnet. Ein Vergleich zwischen normalen bürgerlichen und ländlichen Hausanlagen verhilft zu der Erkenntnis, daß die Übereinstimmung beider Grundrisse in wenig mehr beruht als in der vorwiegenden Bedeutung eines Raumes, der im Grundriß und Aufriß so dimensioniert ist, daß er zum Hauptraum des Hauses wird und dessen äußere Erscheinung in charakteristischer Weise von ihm bestimmt wird. Diesen Raum bezeichnet die Sprache mit „Diele“.

Mit der Entwicklung der Hausbauauforschung hat sich die Kenntnis der alten Bauweise vertieft, Irrtümer haben sich geklärt. Eine moderne Anschauung ist im Werden begriffen, die die Entstehung des niedersächsischen Bauernhauses im Gegensatz zur seitherigen Annahme in eine andre Zeit verlegt, als daß es auf die Bildung des Bürgerhauses hätte einwirken können. Dieses war vorhanden, ehe jenes sich zu seiner typischen Form ausgereift hatte. Trennend steht die Zeit zwischen beiden. Und das Axiom, daß das niedersächsische Bauernhaus „eine uralte in der Völkerwanderungszeit übernommene Stammeseigentümlichkeit“ sei, hat seine Unumstößlichkeit ebenso verloren wie die allgemein verbreitete Ansicht, daß die alte Bürgerhausdiele die in die Stadt übertragene Diele des Bauernhauses sei. Lediglich darin, daß dieses die Vorstellung höheren Alters begleitet, sah die bisherige Anschauung genug Argument für die Entwicklung des Bürgerhauses. Damit schien auch die Entstehung seiner Diele festgelegt.

Zur Klärung des Zusammenhanges zwischen Bürgerhaus- und Bauernhausdiele war es erforderlich, die ursprüngliche Ab-

sicht, nur die Diele des städtischen Bürgerhauses zum Gegenstand der vorliegenden Untersuchung zu machen, zu erweitern und auch die Diele des Bauernhauses in den Bereich der Darstellung zu ziehen. Es geschah dies in etwas verallgemeinerter Form. Die dazu erforderlichen zeichnerischen Unterlagen sind dem trefflichen Werk entnommen „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“ herausgegeben vom Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Die Verlagsbuchhandlung von Gerhard Rühmann in Dresden hat freundlichst gestattet, die Abbildungen Nr. 1, 3—9, 11—13 dem Werke zu entnehmen, wofür ihr auch an dieser Stelle gedankt sei. Die Aufnahmen für die Untersuchung der Bürgerhausdiele sind Originalarbeiten des Verfassers und das Ergebnis einer umfangreichen Studienreise.

Dem Verfasser war bei seinen Studien über die „Diele“ das raumkünstlerische Element von größerem Werte als rein geschichtliche Angaben. Die Untersuchung erfolgte deshalb weniger vom Standpunkt des Kunsthistorikers aus als vorwiegend von dem des Architekten.

Den Museumsverwaltungen in Lübeck, Hamburg und Bremen für die bereitwillige Überlassung von Studienmaterial zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

Die Drucklegung dieser Studie ist mit Unterstützung des „Vereins für lübeckische Geschichte“ zustande gekommen, wofür ich ehrerbietigst danke. Sie erscheint auch in der Zeitschrift des Vereins Band XIII.

1. Die Diele im Bauernhause.

Als mächtige, unaufhaltfame Woge schob sich im vierten Jahrhundert der in Schleswig-Holstein ansässige Sachsenstamm erobernd bis über die Weser hinunter, wurde zuerst von allen germanischen Stämmen seßhaft und nahm im sechsten Jahrhundert das Land von der Eider bis zur Elbe ein. Allmählich breitete er sich über ganz Norddeutschland aus. In seinen streitbaren Gauverbänden fand die vordringende fränkische Reichsgewalt ein schwer zu überwindendes Hindernis. Unberührt von den Wogen der Völkerwanderung entwickelten sich Kulturformen, bildete sich die vom einfachsten Bedürfnis bedingte Behausung, formten sich allmählich alle jene Einrichtungen, alle jene Zustände entstanden, in deren Zusammenspiel die Geschichte den Ausdruck einer Zeit sieht.

Stamm der
Sachsen

Um die Sachsen zum Christentum zu bekehren, das ihnen aufgezwungen worden war, veranlaßte Ludwig der Fromme einen Geistlichen sächsischer Herkunft, die Leidensgeschichte Christi in das niedersächsische Volkstum zu übertragen. Es entstand der Heliand! Personen und Handlungen, Orte und biblische Vorgänge sind hier in niedersächsische Verhältnisse umgewertet und werfen so Streiflichter in das sächsische Haus.

Heliand.

Ein einziger ungeteilter Raum, der die Benennung „Flett“ trägt — das ist der Begriff dieses Hauses.

Auf seinem estrichgestampften Fußboden spielt sich alles Leben ab. Dort schläft Joseph vor seiner Flucht nach Agypten, dort ist auch die Hochzeit zu Kana.

Es ist der Raum für alle häuslichen Verrichtungen und gesellige Bewirtung, er ist Arbeitsplatz, Wohn- und Schlafstätte ebenjogut wie Trinkstube. Und der Herd in der Mitte dieses Raumes war nicht nur äußerlich der Mittelpunkt des Ganzen. Dort spannen unsichtbare Mächte die Fäden des alltäglichen Lebens, dorthin floß es wieder zurück als seinem idealen Brennpunkt.

18

Jahrhunderte schreiten vorüber, ohne an diesem Hause etwas zu ändern. Es bleibt die alte, einräumige Anlage, die in der Mitte den Herd hat und durch Oberlicht erhellt wird.

Noch heute ist das sächsische Bauernhaus in seinen ältesten Anlagen die schornsteinlose Rauch- und Herdstube. Entsprechende Formen fand Henning*) in den altertümlichen Bauernhäusern von Jütland und Südnorwegen, wo sie, wie er sagt, erst neuerdings durch Anbringen von Fenstern in den Seitenwänden verdrängt werden.

Nützig wäre es, an dieser Stelle zu untersuchen, wie die altgermanische Rauchstube entstanden sein könnte. Es wären Vermutungen, die der Beweise entbehrten. Sicher scheint man jedoch aus den Funden alter Pfahlbauten auf die Konstruktion des Hauses schließen zu können.

Nennt man von ihnen auch nur Reste von Fundamenten, so gibt doch die Anordnung ihrer Pfähle die Möglichkeit zu Schlüssen auf den Oberbau.

Im System bestand die Gründung aus zwei eingerammten Pfählen, deren freie Enden durch einen dritten wagerecht verbunden waren**). Dieses Bodgerüst wiederholte sich in geringen Abständen. So einfach diese Konstruktion ist, so setzt sie doch gewisse technische Fähigkeiten voraus und kann nur die Folge langer Übung sein. Es ist nicht anzunehmen, daß der Oberbau anders konstruiert war. Es wird daselbe Bodgerüst das konstruktive Gerippe gewesen sein, das über sich noch das Dach trug. Tatsächlich finden sich zahlreiche Hausurnen, die so entstandene Hausformen zeigen. Die höchst entwickelte Form dieser Art zeigt die sogenannte Königsauer Hausurne***).

Nach diesen prähistorischen Hausmodellen und nach den Äußerungen der Volksgesetze erscheint das Hausinnere als Einraum — vier Wände — die einen rechteckigen oder quadratischen Raum umschließen und über sich ein steiles Dach tragen. Eine der Wände ist von einer niedrigen Öffnung durchbrochen, die

*) Rudolf Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung.

***) Abb. bei Sesselberg: Die frühchristliche Kunst germanischer Völker.

***) Abb. bei Stephani: Der älteste deutsche Wohnbau.

übrigen sind fensterlos. Nur das Dach hat über dem Herd eine Rauchöffnung. Das Ganze ist nichts weiter als ein überbauter Feuerplatz, der vertieft in der Mitte lag.

Konstruiert war das Haus aus dem Bodgerüst, das auf steilen Sparren den Dachbelag trug. Wurde eine Vergrößerung des Raumes nötig, so ergab sie sich in der einfachsten Weise dadurch, daß die Anzahl der Bodgestelle — oder Bänder — vermehrt wurde. Der Konstruktionsgedanke blieb dabei vollständig gewahrt. Das Haus konnte sich also nur in seiner Längsachse entwickeln. Das erkennt Henning*) sehr richtig, wenn er sagt: „Der alte Herdraum wurde immerfort erweitert und ausgedehnt.“

Haus-
erweiterung.

Unrecht scheint er jedoch zu haben, wenn er, wie das Meitzen**) auch tut, behauptet, daß in diesem Herdraum sich Ställe befunden hätten. Dem widersprechen die Tatsachen. Die Ställe sind Anbauten an diesen Herdraum, nicht Einbauten. Das beweist ihre Konstruktion bei den ältesten Bauernhäusern und erkennt man noch heute fast bei jedem niedersächsischen Bauernhaus.

Die Bezeichnung „Haustier“ scheint wohl nicht daraus entstanden zu sein, daß der Wohnraum, das Haus, mit dem Tier geteilt wurde — gelegentlich und bei kranken Tieren mag das wohl der Fall gewesen sein. Natürlicher und ungezwungener dürfte jedoch die Erklärung sein, den Ursprung des Wortes darin zu suchen, daß das Vieh zu gewissen Zeiten an das Haus angebunden wurde. Um es vor Witterungseinflüssen zu schützen, wurde sein Stand überdacht. Anfangs geschah das nur interimistisch. Je rationeller die Viehzucht aber betrieben wurde, um so mehr wurde diese Gepflogenheit zur Gewohnheit, bis schließlich im Laufe der Zeit an den Seiten des Hauses besondere Ställe entstanden. Diese lehnen sich also an das Haus an, mit dem sie die Längswände teilen. Da die Stallräume nunmehr dauerndem Gebrauch dienten, wurde ihre Konstruktion auch stabiler.

So schlicht wie die Verhältnisse sind, denen hier baulich zu genügen war, ist auch die Konstruktion des Hauses. Der Herd-

Konstruktion.

*) Rudolf Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung.

**) August Meitzen: Das deutsche Haus in seinen vollstümlichen Urformen.

raum, der einzige Raum, aus dem das Haus besteht, wird durch das Bodgerüst gebildet, auf dem die Dachsparren liegen. Abb. 1.

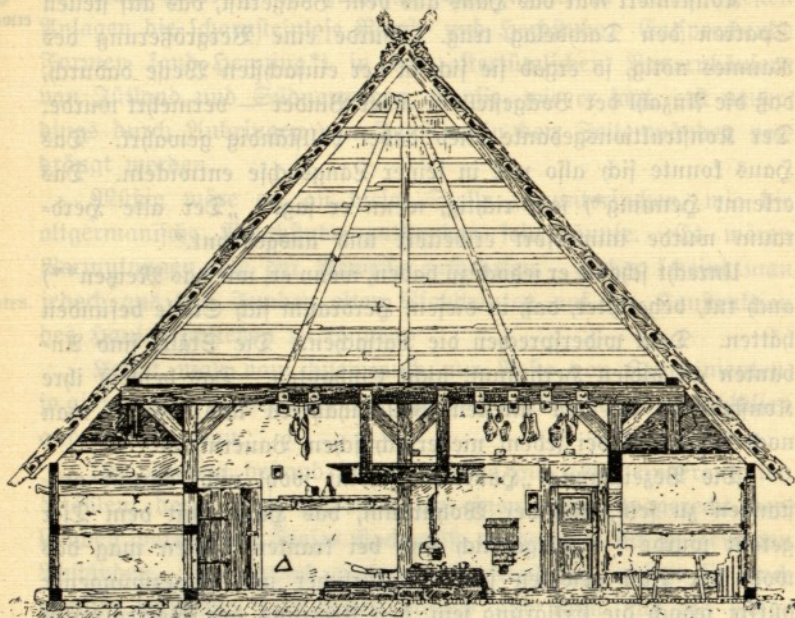


Abb. 1. Langlingen. Kreis Celle (1580) (Hannover). Querschnitt.

An dieses tragende Gerippe schieben sich beiderseits die Stallräume, die ein leichtes Dach überdeckt. Frühzeitig steht dieses mit dem Hauptdach in keinem Zusammenhang. Später schiebt es jedoch über die Seitenräume herab, bis diese schließlich in noch jüngerer Zeit wegen ihrer größeren Höhe durch Aufschüblinge überdeckt werden.

Da für diese Untersuchung die Feststellung des Systems genügt, ist es gleichgültig, ob sich in gewissen Gegenden besondere lokale Merkmale oder technische Eigenheiten finden. Von Wesen ist nur der konstruktive Gesamtcharakter, der den Raum als solchen bedingt, der erkennen läßt, daß der ursprüngliche Herdraum noch unverändert beibehalten worden ist, der zeigt, daß die Stall-

räume Anbauten und nicht Einbauten sind — ein Irrtum, der entstehen mußte, wenn sich die Betrachtung nur auf den Grundriß beschränkte.

Uralt ist die Struktur des Hauses. Sie ist ein Zeichen für die Konsequenz der baulichen Entwicklung und die erstaunliche Fähigkeit, mit der der Niedersachse an der Tradition hängt. Niedersächsisches
Bauernhaus

Gesteigertes Raumbedürfnis und die Abhängigkeit von der Konstruktion, die nur eine Längsentwicklung zuließ, haben im Laufe der Zeit das Haus in der Richtung der Längsachse vergrößert und zu jenen altertümlichen Hausgestaltungen geführt, die uns das ausgehende Mittelalter vereinzelt als Vermächtnis zurückgelassen hat.

Unter Verkennung gewichtiger Umstände und unter Mißachtung der Hauseigenart anderer Gegenden hat das niedersächsische Bauernhaus lange Zeit als Typus des deutschen Bauernhauses gegolten. Erst die neuere Hausbauforschung hat diese Ansicht zerstört, hat Licht in das Dunkel getragen und nachgewiesen, daß das niedersächsische Bauernhaus eine vollkommen selbständige Bildung ist, die wie die Bauernhäuser anderer Gebiete völlig aus sich heraus entstanden ist.

Sein Bereich erstreckt sich über ganz Norddeutschland, über Westfalen, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Schwerin, Lüneburg, den südlichen Teil von Schleswig-Holstein und einen Teil der Niederlande.

Man verbindet mit dem niedersächsischen Bauernhaus die Vorstellung altererbten Besitzes. Nirgends scheint die Zugehörigkeit zur Scholle mehr ausgeprägt, nirgends die Bodenständigkeit augenscheinlicher zu sein als in den Bauerngehöften der norddeutschen Tiefebene — in der Marsch und der Geest. Unbeschadet des raschen Einflusses der modernen Zeit bestehen dort noch heute alte Sitten und Gebräuche, patriarchalische Zustände und uralte Formen, deren Ehrwürdigkeit das riesige Hausdach — selbst ein altersgraues Erbe einer verblichenen Zeit — unter seiner düsteren Schwere zu hüten scheint. Eigenart.

Altertümlich in seiner äußeren Erscheinung, uralt in seiner Einrichtung, scheint das Haus die sichtbare Form des Kraftgefühls und des verschlossenen Sinnes seiner Bewohner zu sein. „Eine Verkörperung des Volksgeistes“ wie August Meitzen es nennt.

Als ernstester Hüter eines gesicherten Besitzes, als Ausdruck bewußter Selbständigkeit ist das Haus das wahrste Dokument sächsischer Stammesart. Mag der niederdeutsche Bauer in andern Dingen unselbständig gewesen sein, mag er Kleidung und Möbel städtischem Muster mehr oder weniger nachgebildet haben — die Bauweise seines Hauses ist ihm ureigen. Ohne fremde Einflüsse, ohne Anlehnung an fremde Stammesart ist sie entstanden. Nüchterne Zweckmäßigkeit und absolute Sachlichkeit, unbewußtes Formgefühl und eine gesunde Zimmermannstechnik haben aus dem nächst erreichbaren Material, dem Eichenholz, unter dem Einfluß von Klima und Gelände Anlagen geschaffen, die uns in den ältesten Bauten bereits in einer gewissen, eigenartigen Vollkommenheit entgegentreten.

Im einzelnen unförmig und primitiv, zeigen sie jene kraftvolle, urwüchsige Geschlossenheit, die bei dem restlosen Erfüllen der wirtschaftlichen Forderungen und praktischen Bedürfnisse zur Großzügigkeit wird.

In der Gegend von Husum und in Ostensfeld, einem Dorfe zwischen Eider und Schlei, das um 1400 von holsteinischen Flüchtlingen gegründet worden ist, finden sich noch vereinzelt Häuser in sehr altem Zustand.

Der Grundriß solcher Häuser zeigt ein dreiteiliges Rechteck mit einem größeren, von starken Säulen gebildeten Mittelraum, der an Breite über seine beiden Seitenräume ebenso dominiert wie an Höhe. Das ist der alte Herdraum.

Er heißt ganz allgemein „die Diele“, eine Bezeichnung, die jeder Dialekt in seiner Weise wandelt „Grote del“ „deele“ „del“ „förhüs“ „däle“ „diarle“ sind verbreitete Bezeichnungen für ihn. Der innere Teil des Dielenraumes, der dem Einfahrtstor gegenüberliegt, trägt hingegen überall die Benennung „Flett“.

Damit liefert auch die Sprache den Beweis, daß der innere Teil des Hauses der originale, der vordere aber eine spätere Zutat

ist. So zeigt sich hier im Namen, dort in der Konstruktion das Leben der alten Überlieferung.

Je älter die Zeit, um so kürzer ist naturgemäß die Längsentwicklung des Hauses, ein Umstand, der bedingt ist durch die Entwicklung des Bauernstandes überhaupt. Eine sehr primitive Form zeigt ein Haus in Revelaer (Kreis Geldern), einem bekannten Wallfahrtsort*). Es besitzt nur vier Joche, wobei unter Binder. „Joch“ = „Gefach“ die Entfernung zwischen zwei Bindern verstanden wird. Der Binder selbst ist das alte Bodgerüst. Seine Konstruktion geschah in alter Zeit, in der man noch keinen Holzmiangel kannte, durch außerordentlich stark dimensionierte, eichene Hölzer. Stärken von 50 und mehr Zentimetern sind nicht selten. Die freitragende Länge des Balkens, den die beiden Ständer tragen, wechselt mit der Größe des Hauses, erreicht aber bis 9 m. Die Sicherung und Versteifung der Verbindung geschieht durch den Dreiecksverband, der durch Kopfbänder hergestellt wird.

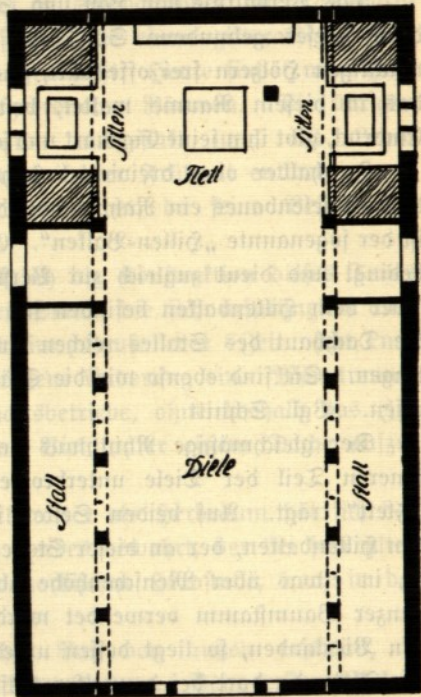


Abb. 2. Grundriß eines Bauernhauses aus der Gegend von Husum (nach Meiborg). Wechselnd ist auch die Entfernung, in der diese Bodbinder auseinanderstehen. Der Abstand bewegt sich zwischen zwei und drei Metern. Untereinander sind sie auf jeder Seite durch einen Rahmen

*) Vgl. W. Pöfeler: Das niederländische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung.

verbunden, der an die Bocksäule durch Kopfbänder ange-schlossen ist.

Die Säulen stehen entweder auf einer Feldsteingründung oder sind in eine Schwelle eingelassen.

Die mächtigen Dielenständer und ihre stämmigen Kopfbänder heben die schweren, von Last und Alter durchgebogenen Deckenbalken so hoch, daß ein voll beladener Erntewagen einschließlich der erforderlichen Arbeitshöhe für das Abladen genügend Platz hat.

Das Verhältnis von Last und Stütze, von Druck und Gegen-druck, dieses gebundene Spiel von Kräften, das sich in diesen wuchtigen Hölzern frei offenbart, das sichere statische Empfinden, das in diesem Raume waltet, bestimmt seinen charaktervollen Eindruck, gibt ihm seine Eigenart und seinen hohen, materiellen Reiz.

In halber oder dreiviertel Höhe zieht sich auf jeder Seite dieses Dielenbaues ein Rahmenholz durch seine ganze Tiefe. Das ist der sogenannte „Hillen-Balken“. Er ist durch die Stallanbauten bedingt und dient zugleich zur Versteifung der Tragkonstruktion. Über dem Hillenbalken befinden sich niedrige Räume, die bis an die Dachhaut des Stalles reichen und die Bezeichnung „Hillen“ tragen. Sie sind ebenso wie die Ställe nach der Diele vollständig offen. Vgl. Schnitt.

Der gleichmäßige Rhythmus der Dielenständer ist dort im inneren Teil der Diele unterbrochen, wo sie die Bezeichnung „Flett“ trägt. Auf beiden Seiten ist die vorletzte Säule durch den Hillenbalken, der an dieser Stelle ungemein stark dimensioniert ist, in etwas über Menschenhöhe abgefangen. Ist zu ihm ein ganzer Baumstamm verwendet worden wie in Altengamme in den Vierlanden, so liegt dessen unteres, starkes Ende regelmäßig am Flett, da dort bei doppelter Gefachbreite die größte Last zu tragen ist.

Der Anlaß, der dazu geführt hat, an dieser Stelle den Dielenständer zu entfernen, ist die Benutzung des Flettes als Wohnraum für die Familie. Bei der Lichtlosigkeit der ganzen Anlage — Licht fällt nur durch das Einfahrtstor in der Dielenachse ein — war es nötig, hier für Belichtung zu sorgen. Das geschieht durch Fenster, die in die Umfassungswände, das sind die verlängerten Stallwände, eingeschnitten sind.

Diese Fenster zeigen in sehr alten Häusern noch jene früh-^{Fenster.} mittelalterliche Einrichtung, die das Glas nicht kannte. War doch Glas ein Luxus, der, obwohl in den Städten schon seit langem bekannt, im 17. Jahrhundert in den Bauernhäusern noch kaum zu finden war. Dort benutzte man noch jene primitiven Fensterformen, die gleichmäßig der Lüftung und Belichtung dienen.

Die durch Kiegelhölzer gebildeten Fenstergewände werden durch drehbare Klappen oder Schieber verschlossen, die sich in einem Falze meist seitwärts, in Südhannover aber aufwärts bewegen. Vertikale Staken sorgen für einen gitterartigen Verschluß, auch wenn der Laden offen steht. Heute findet man diese Fenster noch häufig in untergeordneten Räumen. Die übrigen Felder des Fachwerkes waren ausgestakt und mit Lehm gedichtet. Ziegelmauerwerk war in der Frühzeit entweder ganz unbekannt oder wurde nicht verwendet, da seine Beschaffung eine zu kostspielige war.

Im übrigen unterscheidet sich die Konstruktion dieses Theiles des Hauses nicht von der der Ställe, die sich ursprünglich auch hier befunden haben. Erst im Laufe der Zeit trat mit der Hebung der Lebensformen jene Änderung ein. Man trennte das Wohnleben vom Wirtschaftsbetriebe, ohne deshalb das Zusammenleben von Mensch und Vieh unter einem Dache aufzugeben.

Seinen ursprünglichen Charakter als Herdraum hat sich das Flett durch die Stellung des Herdes bewahrt, der bei sehr alten Anlagen, ebenso wie in der nordischen Herdstube, noch in der Mitte liegt.

„So einfach ein solcher Bau von außen erscheint, so mannigfaltig ist der Anblick im Innern. Beim ersten Blick in die offene Einfahrt erhält man freilich nur den Eindruck eines großen, düsteren Raumes, in dem nur eben unbestimmte Linien zu unterscheiden sind. Aber bald blickt das Auge schärfer in den Hintergrund, wo das Torffeuer auf dem offenen Herd glimmt, während gedämpfter Tageschein helle Lichtstreifen quer über den Boden fallen läßt, und nach und nach tritt der Raum in seinen Hauptzügen aus dem Dunkel hervor. Geht man in die Diele hinein, die sich von Giebel zu Giebel erstreckt,

so zeigt sich wieder ein Neues. Zu beiden Seiten schauen aus dem Dunkel ein Kopf neben dem andern hervor und der Fremde sieht sich von einer Menge von Augenpaaren beobachtet. Vorn auf der Diele halten sich die Männer auf, nach hinten die Frauen. Hinter Verschlägen an den beiden Seiten schauen die Köpfe der Pferde und Rinder heraus.“

nutzung. Die Diele dient vollständig wirtschaftlichen Zwecken. Außerste Zweckmäßigkeit, reine Nützlichkeit und praktisches Bedürfnis geben ihr das Gepräge. Alles, was man sonst auf einem Bauernhose findet, steht dort beieinander. Dabei ist sie noch Futtergang und Dreschtenne. Tausenderlei Dinge, die immer zur Hand sein müssen, stehen, liegen und hängen umher. Geschirre und Geräte, Wagen, Stroh und Futter, Geflügel und Kleinvieh, alles ist dort beieinander*).

Bei festlichen Gelegenheiten ist die Diele ebenso Tanz- und Tummelplatz, wie sie bei Todesfällen Aufbahrungsort der Leiche ist.

„Wie ein heidnischer Opfertisch steht im Hintergrund der Diele, mitten im Flett, achsial vor der Hinterwand, der Herd. Er ist der Mittelpunkt des Hauses, um den sich Herrschaft und Gesinde sammelt. Brennt auf ihm das Feuer, so erfüllt blaugrauer Rauch den Hinterteil der Diele, und zwar so dicht, daß die kleinen Flettfenster nur unsicher zu erkennen sind. Mit einer dicken Schicht Glanzruß ist alles Holzwerk überzogen und schützt es vor Zerstörung.“

erweiterung. Durch die beiden Erweiterungen, mit denen das Flett bis an die äußeren Umfassungswände des Hauses reicht, weitet sich die Diele zu freier Geräumigkeit. Die beiden Seitenräume führen, wie die Diele, landschaftlich verschiedene Bezeichnungen. Verbreitet ist der Name „Kübbing“. In Schleswig-Holstein nennt man sie „Sitten“ „Siddels“ und „Sittel“ in Braunschweig „Buße“ im osnabrückischen „Durt“ und „Duttig“. Ihre Tiefenausdehnung ist regelmäßig zwei Gefache. Nur ausnahmsweise vergrößert sie sich.

Die Sitten sind Räume, die bauliche Liebe ungemein malerisch gestaltet hat. Die alte ländliche Bauweise hat in Niedersachsen nichts im Hausinneren geschaffen, das so architektonisch empfunden

*) Abb. bei Rant: Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.

ist, das so voll Gehalt ist wie sie. Sie bergen künstlerische Werte, um die wir uns heute wieder bemühen.

Durch geschickte Einbauten werden die Sitten eingeengt. Man nutzt ihre beiden Schmalseiten, indem man an sie ungelente, kastenförmige Schlafsojen stellt. Das sind jene schwerfälligen Bettchreine, die durch feste Bänke oder Stufen erstiegen werden und Familie und Gesinde als Schlafraum dienen.

Erst spät nach dem Mittelalter, in dem die bäuerliche Kunst noch wenig entwickelt war, hat sich die rohe Form dieser Schlafschränke*) gefälliger gestaltet, haben Schmucksinn und Farbenfreude sie verziert und ihre Schwere belebt. Das schwellende Bettzeug liegt hinter offenen Schiebetüren oder die Öffnung ist durch grellbunte Gardinen aus selbst gewebter und gemusterter Leinwand verhängt.

Um einen schweren, eichenen Tisch, der zwischen den beiden Bettladen, die allgemein „Buzen“ heißen, steht, zieht sich auf drei Seiten eine harte, steiflehnige Bank und vereinigt die vielscheibige Fensterwand mit den beiden Bettchreinen zu einem künstlerischen Eindruck. So werden die Kubbungen zu einem eigenartigen Sitzplatz, von dem eine behagliche Wirkung ausgeht, die durch eine bunte Bemalung der Buzen und eine reizvolle Fenstergestaltung gehoben wird.

In der Frühzeit ist das natürlich alles noch roh und ungefüge im einzelnen. Daß aber auch später noch die Seitenwangen der Bank in den Erdboden eingegraben werden, erhöht trotz dieser äußerst primitiven Konstruktion durch ihre Stabilität die Wirkung. Aber schon früh wird alles Holzwerk verziert mit schüchternen, künstlerischen Versuchen, mit plumpen Schnitzformen und ungelenter Malerei. Die Muse langer Winterabende und bäuerliche Zierlust haben sich namentlich den beiden Alkoven zugewendet und sie in Zeiten gesicherten Wohlstandes und freier Kunstübung zu Staatsstücken des Hausrates gemacht.

Das gedämpfte Licht, das durch die kleinen Fenster mit den trüb-grünen, verwitterten Scheiben spielt, taucht den gemütlichen

*) Abb. bei Meiburg: Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. S. 34.

Sitzplatz in einen warmen, weichen Ton, in jenes mystische Hell-Dunkel Rembrandtscher Bilder.

Vorwiegend bestimmend für den Eindruck des Flettes ist der Herd. frei im Raum stehende Herd. Schon durch seine Lage im Schnittpunkt der Dielenachse mit der des Flettes wird er rein äußerlich zum wichtigsten Punkt des Raumes. Wie der Altar in der Kirche beherrscht er den Raum, wird er zum Mittelpunkt des häuslichen Lebens, zum Sammelpunkt aller geistigen Interessen.

Ursprünglich war der Herd nichts anderes als eine vertiefte Grube. In Rockwinkel in den Wesermarschen ist erst vor kurzem die älteste dieser Anlagen verschwunden. Die heute noch bekannte und benutzte nächst ältere Herdform ist die ebenerdige, die sich unter anderen in Scheefel noch findet, auch Osthannover kennt sie noch. Der Feuerplatz hat hierbei meist eine runde Form und unterscheidet sich vom umliegenden Fußboden nur durch einen Belag aus größeren Steinen. In der weitaus größeren Anzahl der Fälle ist aber die Feuerstätte etwas über den Erdboden herausgehoben. Die Form, in der das geschieht, ist verschieden, rechteckig, quadratisch oder auch kreisrund und wechselt zwischen 10 und 50 Zentimeter Höhe. Über dem Feuerplatz steht der aus drei sich kreuzenden Eisenstangen gebildete Feuerbock, von dem an einer Kette der Kessel in das Feuer hängt. Neben dieser einfachen Tragkonstruktion findet sich noch eine andere, bei der der Kessel an einem Holzrahmen hängt, der an der Decke befestigt ist.

Alter Brauch schmückt die Rückwand des Flettes mit allerlei Kochgerät, mit Kesseln, Kannen, Schalen, Tellern und bunten Schüsseln*). Dieses messingne, kupferne und zinnerne Geschirr steht entweder auf treppenförmigen Absätzen, den sog. „Schüsselbänken“, oder in freundlicher Reihe auf geschnitzten Sims Brettern und hölzernen Borden, die sich in Reichhöhe über die Wand ziehen. (Abb. 2.)

Um den Herd steht noch allerlei Gerät, das zum Küchengebrauch gehört. Dicht neben ihm stützt ein schwerer, geschnitzter

*) Abb. 113 im Text zu: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten.

Eichenpfosten die Decke. Er ist aus der Ostensfelder Diele bekannt, die sich im Altonaer Museum befindet. Der Sprachgebrauch bezeichnet ihn mit „Krüzboom“. Er trägt Armleuchter und Haken für Lampen, deren Formen an die des Altertums erinnern und die sich in ähnlicher Weise als Trankrüssel auf der Bürgerhausdiele wiederfinden, wo sie für die abendliche Beleuchtung sorgen.

„Wenn an langen Winterabenden Herrschaft und Gesinde um das Feuer sitzen und die Hausfrau am Spinnrad arbeitet oder sich an diesen Pfosten lehnt, mag man wohl an jene Szene in der Odyssee erinnert werden, wo Nausikaa von ihrer Mutter sagt:

„Sie sitzt im Glanze des Feuers, drehend der Wolle Gespinnst, meerpurpurnes Wunder dem Anblick gegen die Säule gelehnt; und hinter ihr sitzen die Mägde.“

Die zunehmende Verlängerung der Diele machte eine direkte Türen. Verbindung des Flettes mit der Außenwelt nötig. Das geschah, indem auf jeder Seite das Gefach, das zwischen Flett und Diele liegt, durch eine Tür nach außen geöffnet wurde. Auf der einen Seite führte sie zum Brunnen, auf der andern zum Garten. In ihrer Ausführung ist sie die bekannte Bauerntür mit beweglichem Ober- und Unterflügel.

Durch die Anlage dieser Türen ist die Selbständigkeit des Flettes als eigener Raum gegenüber der Diele auch in der Außengestaltung des Hauses betont. Im Innern ist der Wohncharakter des Flettes trotz des Zueinandergreifens des häuslichen Wohnens mit dem bäuerlichen Wirtschaftsgetriebe durch seine bauliche Anordnung gewahrt.

Was die Form nur lose trennt, scheidet sich in der Benutzung. Obgleich die ganze Anlage für die bescheidenste, anspruchsloseste Lebensführung bestimmt ist, vereinigt sie doch in sich alle Bedürfnisse des häuslichen und wirtschaftlichen Betriebes zu einer gewissen eigenartigen Vollkommenheit. Die Diele zentralisiert in ihrem Raum das gesamte Leben und löst es wieder in seine einzelnen Erscheinungen.

Niemals ist das Leben, das sich dort entfaltet, klassischer beschrieben worden, als in Justus Möfers berühmter Schilderung, die sich in seinen patriotischen Phantasien findet.

„Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäude. Ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen, durch denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und erlöschen und alle Türen auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Wäsche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrad ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die alten Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herd ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile.“

Anbau.

Wachsender Wohlstand und gesteigerte Kultur ließen sehr bald bei einem von sich selbst bewußten Bauernstand das Verlangen nach behaglicherem Wohnen, nach besserer Absonderung der Wohnung von den Ställen eintreten. Bei aller Liebe zu seinem Vieh, bei aller Achtung, die er vor seinem Gesinde empfand, strebte der Bauer doch danach, sein Familienleben vom allgemeinen Wirtschaftsbetriebe loszulösen. Als Besitzer des Hofes, als Herr über das Gesinde gebot es ihm sein Ansehen, sein internes Familienleben dienenden Blicken zu entziehen.

Schließ er vorher schon in besonderen Gelassen, so wohnt er nunmehr auch in besonderen Stuben, die er an die hintere Giebelwand anbaut. Dort bot sich ja auch die einzige Möglichkeit zu einer nochmaligen Erweiterung des Hauses, denn an den Seiten der

Diele, an denen sich die Ställe befanden, waren keine Anbauten mehr anzubringen. Die Entwicklung konnte nur in achsialer Weise nach rückwärts geschehen.

Die neuen Räume — regelmäßig sind es deren drei — stehen mit dem Flett durch zwei Türen in Verbindung (Abb. 3).

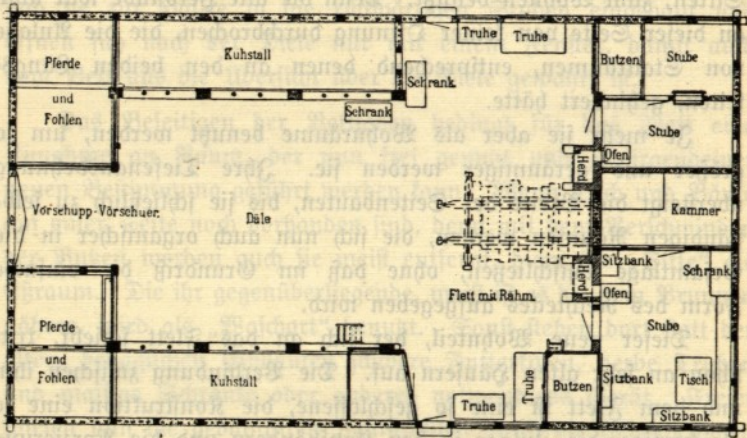


Abb. 3. Bradel (Hannover).

So entstehen die Döns und Besel, jene Wohnräume, denen man bei fast allen heutigen Anlagen begegnet.

Im Laufe der Zeit sind sie zu Räumen geworden, die der Reichtum des Besitzers oft prunkhaft ausgestaltet hat. Es finden sich Stuben, die sich von selbst zum Vergleich mit Interieurs hansischer Patrizierhäuser aufdrängen.

Zur Zeit ihrer Entstehung waren diese dem alten Dielenbau angefügten Räume Anbauten im vollen Sinne des Wortes. Es waren Neuerungen, die mit dem alten Bau nicht konstruktiv verbunden waren. Wann und wo sie zuerst aufgetreten sind, dürfte kaum mehr festzustellen sein. Darüber sind die Wogen der Zeit hinweggeglitten und haben die Spuren verwischt. Der Anlaß zu ihrer Entstehung war jedoch gegeben, als die Ansprüche an das Leben und Wohnen nur wenig gestiegen waren.

Nach Mitteilungen von Pefler befindet sich in Birkow auf Rügen eine Anlage, bei der die Kübbung der Längsseiten auch

um die Rückfront des Hauses geführt ist. Diese Tatsache dürfte wohl die Berechtigung zu der Annahme geben, daß diese Rückbauten aus demselben Grund entstanden sind wie die seitlichen Anbauten. Sie werden ursprünglich ebenfalls Ställe gewesen sein. Frühzeitig hat man sie aber ebenso, wie vorher schon die Sitten, zum Wohnen benützt. Denn die alte Herdstube war auch an dieser Seite von keiner Öffnung durchbrochen, die die Anlage von Stallräumen, entsprechend denen an den beiden Längsseiten, gehindert hätte.

Je mehr sie aber als Wohnräume benützt werden, um so größer und geräumiger werden sie. Ihre Tiefenausdehnung übersteigt die Breite der Seitenbauten, bis sie schließlich zu selbständigen Räumen werden, die sich nun auch organischer in die Gesamtlage einschließen, ohne daß im Grundriß die einfache Form des Rechteckes aufgegeben wird.

Dieser neue Wohntheil, der sich an das Flett schiebt, tritt schon an sehr alten Häusern auf. Die Verbindung zwischen ihm und dem Flett ist eine so geschlossene, die Konstruktion eine so gleichartige, die Zulage in den Kopfbändern und die Verzierung der Hölzer so gleichmäßig, daß bei diesen Bauten an einer gleichzeitigen Herstellung des Stubenanbaues mit dem Dielenbau nicht gezweifelt werden kann. Derartige alte Hausanlagen befinden sich unter anderen in:

Leccum, Kreis Stolzenau in Hannover, 1558 erbaut,

Brackel, Kreis Winsen, 1669 erbaut,

Zfernshagen, Kreis Burgdorf, 1630 erbaut,

Langlingen, Kreis Celle, 1580 erbaut.

Die Konstruktion beweist also, daß bereits im 16. Jahrhundert die Erweiterung bekannt gewesen ist. Die Entstehung dürfte in das 15. Jahrhundert gehören oder um die Wende des 14. Die Beschaffung von Schlafräumen, die zur Entstehung des Wohntheiles geführt hat, mußte naturgemäß rückwirkend auf das Flett werden. Und zwar setzte die Wirkung da ein, wo die Rückständigkeit der bisherigen Formen am ersten empfunden wurde — die Bettstreine verschwinden. Die malerischen, erkerartigen Einbauten, die zusammen mit Tisch und Bank dem Flett seinen eigenartigen, traulichen Charakter gaben, beginnen nunmehr zu fehlen.

Sie werden hinüber in die Stuben und Kammern verlegt. Nur hier und da begegnet man ihnen noch an der alten Stelle. Häufig findet sich aber eine Zwischenstellung, die zeigt, wie schrittweise die Entwicklung vor sich ging.

Wenn nämlich die Schlafbußen jetzt noch im Flett liegen, sind sie zur Hälfte in die rückwärtigen Stuben eingebaut und öffnen sich nach der Diele nur mit einem Fenster, damit auch vom Bett aus die Übersicht über die Diele gewahrt ist.

Das Beseitigen der Bettladen bedingt für das Flett eine Zunahme an Raum, der nun frei genutzt und zu irgendeiner neuen Bestimmung geführt werden kann. Wenn Tisch und Bänke auf einer Seite noch vorhanden sind, denn mit dem Verschwinden der Bußen werden auch sie meist entfernt, dient die „Sitte“ als Stauraum. Die ihr gegenüberliegende, meist ist es die dem Brunnen nähere, wird als „Waschort“ benutzt. Sonst stehen dort statt der alten, behaglichen Einbauten schwere Futterkisten, derbe Truhen und massige Schränke oder anderes notwendiges Gerät. Freier spielen nun die gedämpften Lichtstrahlen durch die kleinscheibigen Fenster, die auf erhöhter Brüstung stehen, ungehinderter fällt das Licht in hellen Flecken auf den grauen Steinbelag des Bodens.

Das Auftreten des Glases fördert die Entwicklung des Fensters Glasfenster. und führt schließlich zu jenen reizvollen Bildungen in den Bierlanden, deren Eigenart in der Häufung der kleinen, bleigefärbten Scheiben besteht. Natürlich finden sich auch Kombinationen der alten und neuen Fensterbildungen. In Westhannover kennt man Fenster, bei denen der obere Teil verglast ist, der untere aber durch Läden verschlossen wird. Dort schenkte man sich auch zur Fensterbierfeier bunt bemalte Scheiben, eine Sitte, die auch das Gebirge kannte. Dieser löbliche Brauch scheint aber zum Mißbrauch geworden zu sein. Denn schon 1665 wird eine bischöfliche Verordnung erlassen, um den Ausschreitungen zu steuern. Aus Lüneburg ist die Sitte aber erst 1810 endgültig verschwunden. Die Fenster waren meist fest und nicht zum Öffnen eingerichtet — Hygiene ist ja erst eine Forderung unserer Zeit. Wenn sie aber beweglich sind, schlagen die Flügel entweder nach auswärts oder sind zum Schieben eingerichtet.

Die Ausgänge aus dem Flett, die nach Garten und Brunnen führen, haben ihre altertümliche, quergeteilte Türform beibehalten, die jede Zeit je nach ihrem Geschmack verziert hat.

Schräggestellte Bretter beleben durch ihre Profile die schwerfällige Form oder die Nagelung reiht sich zu schlichten geometrischen Figuren, über die große, verzierte, schmiedeeiserne Bänder fassen. Verschlossen werden die Türen entweder durch einen Holzriegel oder durch primitive Holzschlösser, wie man sie in ähnlicher Weise in Bauernhäusern anderer Gebiete auch findet.

Die Wohnlichkeit hat nunmehr die Diele verlassen, ist in die angebauten Räume eingezogen und entfaltet sich dort in breitem Behagen; die Zeit der Renaissance und des Barock haben sich um ihre Ausstattung eifrig bemüht und Räume geschaffen, die heute der Stolz manches nordischen Museums sind.

Der Wandel, den hierbei die Diele in ihrem inneren Teil, im Flett, erfuhr, nahm dem Herd einen Teil seiner großen Bedeutung für das Hauswesen. Er verliert seinen Wert als Sammelplatz für die Familie. Er dient nur noch dem einfachen, praktischen Zweck, zu dem der Gebrauch ihn macht. Je mehr das Wohnen aus dem Flett schwindet, um so mehr nimmt dieses den Charakter eines Wirtschaftsraumes an. Eine zweckmäßige Benutzung desselben und die Beheizung der angebauten Stuben drängten den Herd aus seiner allseitig freien Stellung immer mehr nach der Rückwand, bis er schließlich ganz an sie geschoben wird. Seine Form bleibt kahl und nüchtern. Er ist nichts weiter als eine einfache, schmucklose, niedrige Ziegel- oder Feldstein-Untermauerung.

Gleichsam um das darauf brennende Feuer zu hüten, streckt sich aus der Wand etwa 2,00 m über dem Herd ein schwerer Feuerahmen heraus — ein finsternes, phantastisches Gehänge. Es besteht aus zwei schwerfälligen, oft in Drachen- oder Pferdeköpfen endigenden Balken, die durch Querbalken verbunden sind und über sich einen Deckenbelag tragen. (Abb. 1, 3.)

Das Ganze ist bis 3,00 m lang und durch Hölzer am vorderen verzierten Ende an die Deckenbalken gehängt. Links der Weser sind die beiden Rahmen verlängerte Balken der Decke über den angebauten Wohnräumen.

Diese seltsame Vorrichtung, die den Namen „Herdrähm“ trägt, hat den Zweck, die Dede vor Flugfeuer zu schützen und den Rauch gegen die Räuhergerüste zu drücken. Zur Erhöhung der Feuersicherheit ist die Flettdecke, der „Feuerboden“, fugendicht verschalt, während die der Diele aus Brettern gebildet wird, die lose und unregelmäßig in weiten Abständen auf den Balken liegen, so daß der Blick bis unter das Dach freibleibt. Von den ruhigen Balken des Herdrähm hängt an eisernen Ketten der große, schwere Kessel auf das Feuer hernieder. Dieser Herdrähm ist sehr alt und war schon vorhanden, als der Herd noch frei stand.

In Westhannover werden die großen Kochtöpfe durch einen ungefähr 4,00 m langen Rahmen, der sich um eine Wendesäule dreht und allerhand Vorrichtungen für Pfannen trägt, über das Feuer bewegt. Kleineres Kochgerät hängt an einem dreibeinigen Feuerbod.

Der Kesselhaken, das Hängeeisen, das den Kessel trägt, ist ein altes Sinnbild für das Haus. Es ist das Symbol häuslichen Friedens. Unter dem Hausfrieden stand, wer schutzsuchend das Eisen faßte. Bei ihm wurde geschworen und um ihn führte der Bräutigam seine Braut, wenn er sie als Frau heimführte.

Im Gegensatz zu dem eigenartigen Herdrähm des Westfalenshauses haben andere Gegenden aus demselben Anlaß, dem Flugfeuer zu begegnen, den Herd überbaut und ihn schrankartig ausgebildet. Die Untermauerung des Herdes wird dabei durch Seitentwände hochgeführt, die oben durch einen „Schwibbogen“ geschlossen werden. Die Stirnseite dieses Bogens ist von geometrischen Mustern durchbrochen, durch die der Rauch, nachdem er abgekühlt ist, in die schornsteinlose Diele entweicht. Der Herd steht in der Dielenachse an der Wand und nimmt einen großen Teil von ihr ein*). In den Vierlanden ist der Charakter als Schrank dadurch besonders ausgeprägt, daß die „Digge“, wie man den Herd dort nennt, durch Holztüren verschließbar ist, die auf ihrer Innenseite Kochgeschirr und sonstiges Küchengerät tragen.

Statt eines großen Herdes finden sich häufig zwei kleinere, die dann meist symmetrisch zu beiden Seiten der Dielenachse angeordnet sind. Der zweite Herd gehört entweder dem Alten-

*) Abb. bei Mühlste: Von nordischer Volkskunst S. 80.

teiler oder er dient zum Futterlochen oder anderen wirtschaftlichen Zwecken (Abb. 3.)

bungs-
ter.

Um das Gesinde beständig unter Aufsicht zu haben und auch nachts das Vieh beobachten zu können, um überhaupt stets zu wissen, was auf der Diele vor sich geht, ist die Verbindung zwischen ihr und dem Wohnteil durch ein Fenster hergestellt. In frühzeitigen, primitiven Anlagen ist dieses nur ein schmaler Schlitze in der Wand, der im Laufe der Zeit in allen Fensterformen variiert wird und sich bei reichen Anlagen zu einem reizvollen architekto-

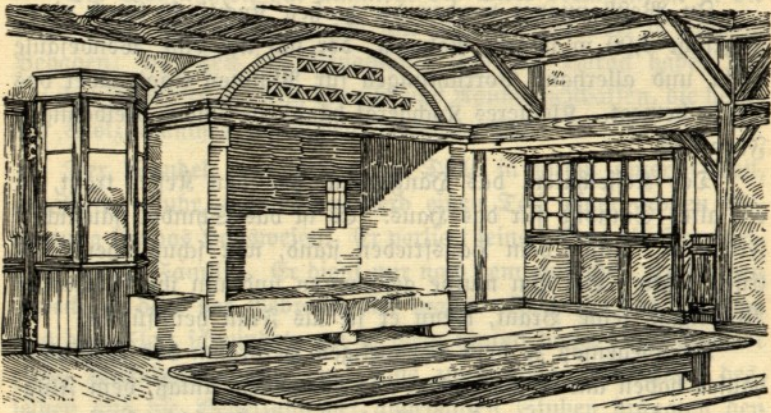


Abb. 4. Haus Heinrich Dix in Schönbeck (Schleswig-Holstein).

nischen Motiv entwickelt. Ovale Öffnungen oder mit dem Korbbogen geschlossene Fenster füllt zierlich geschwungenes Sprossenwerk, wenn nicht die Rippen der bleiverglasten, kleinen Scheiben sich zu allerlei Figuren schließen. In Abb. 4 springt es zu beiden Seiten des breiten Herdes als halbes Sechseck über die Wand vor. Mit ihrem farbigen Anstrich, ihren steifen, dünnen Sprossen, die die Scheiben tragen, mögen solche Vorbauten wohl an Gebetstühle alter Kirchen erinnern.

Nachts steht in diesen „Kieffenster“ die Lampe für die Dielenbeleuchtung, die früher durch den Kienspahn geschah, der am Krüzboom befestigt wurde. Zu beiden Seiten des Herdes führen, symmetrisch angeordnet, die Türen nach den Stuben. Durch

ihre gleichmäßige Aufteilung erhält die Wand eine ruhige, geschlossene Wirkung. Die Symmetrie, die hier an der Rückwand kraftvoll betont ist, wiederholt sich öfters in der Diele. In der vollkommen achsialen Anlage des Grundrisses, in den gleich tiefen, hellen Anbauten zu ihren beiden Seiten, in den sich stets in gleicher Breite wiederholenden Gefachen, den Flettverbreiterungen und ihren Einbauten, in der Anlage von Fenstern und Türen, in den hochgestellten Fenstern neben oder über dem Haupteingangstor — immer kehrt der gleiche Rhythmus wieder.

Begünstigt ist die überall sichtbare Gleichartigkeit der Gestaltung durch das Ständer- und Riegelwerk des Holzgerüsts, aber nicht immer bedingt. Es äußert sich vielmehr hier das unbewusste Streben aller bescheidenen Kunsttätigkeit, sich in symmetrischen Formen zu offenbaren. Denn bei allen Vorzügen, die das Niedersachsenhaus aufweist, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß es keine allzu hohe Stufe menschlicher Wohnkultur beweist. Es ist noch eine rückständige Kultur, die sich erst hebt, je schärfer die Trennung von Stall und Wohnung durchgeführt wird.

Mit der Vergrößerung des Hauses durch den Anbau der Treppe. Wohnstuben kommt in die Diele ein neues Element. Das ist die Treppe nach Keller und Boden. Die ältesten Häuser kannten weder einen Keller noch eine feste Verbindung mit den Bodenräumen. Man bediente sich loser Leitern, die man dort anlegte, wo man sie brauchte.

Nunmehr tritt über der niedrigen Decke der Stuben häufig ein Bodenraum auf, der durch die höhergeführte Herdwan gegen Heuboden und Diele abgeschlossen wird und einen selbständigen Zugang erhält. Dieser geschieht durch eine feste Holz-
 treppe, die entweder frei in der Diele liegt oder in die Flettwand eingebaut ist. Ihr Aufbau zeigt eine Ausstattung, die den Besitzstand des Eigentümers widerspiegelt. Die schlichte Stufenleiter der ärmlichen Kate kontrastiert mit der reich gestalteten Vierländer Treppe. Gemeinsam ist beiden nur die beängstigende Steilheit ihrer Steigung.

Überall, wo sich auf der Diele Holzwerk findet, war die geschickte Hand kunstgeübter Zimmerleute tätig. Nicht nur dem Holzwerk.

Hausrat hat sie Gestalt gegeben, auch die rein konstruktiven Glieder werden formal schön gebildet. Riegel, Kopfbänder, Fenster-
gewände und Fensterpfosten sind ihrer scharfen Kanten beraubt
und mehr oder weniger einfach gefast und verziert, zierlich aus-
gesägt, reich geschnitzt oder mit launigem Ornament überzogen.
In den steifen Formen lebt ein weniger starres Leben. Vor

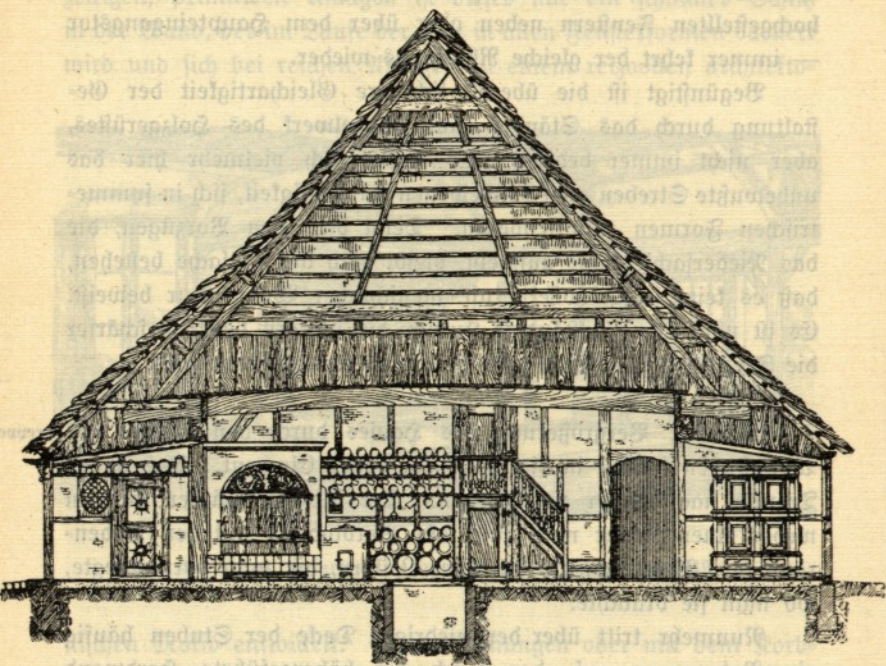


Abb. 5. Neuengamme 218. (Schnitt.) Vierlande bei Hamburg.

allem reizte das hohe Flettholz zum Zierrat. Seine bevorzugte
Lage lockte zum Schmücken. Bei seiner großen Masse und seinen
breiten Flächen konnte das Schnitzmesser aus dem Vollen arbeiten.
Namen des Erbauers, Jahreszahlen der Entstehung oder Sinn-
sprüche der Ahnen sind im Verein mit bunter Farbe ein häufiger
Schmuck. Mit großer Liebe sind auch, besonders in Oldenburg,
die „Brandwegkonsolen“, das sind Unterstützungen unter dem
letzten Balken der Flettdecke, verziert.

Während die Decke des Flettes fast allgemein aus wagrechter Brettschalung besteht, deren einzelne Bretter aus Rücksicht auf die Feuerzgefah mit Nut und Feder eng verbunden sind, ist die Decke über den Flettverbreiterungen, den Kübbungen, in mannigfacher Weise behandelt. Je nach der Gegend liegt sie wagrecht oder ansteigend, folgt der Dachneigung oder verdeckt sie. Sie ist verschalt, verpußt oder roh, oder die Wellerbedcke aus den mit Strohhelm umwickelten Staken liegt frei und läßt die Unterficht der Deckung unverhüllt. (Abb. 5.)

In der Umgegend von Celle sind die Balkensfelder an den Enden mit hölzernen Bogen ausgesteift, ähnlich den Verzierungen an gothischen Holzdecken und denen nordischer Kirchen.

Das schmückende Element, das im Flett im Gegensatz zur Vorderdiele lebhafter auftritt, war nicht ohne Einfluß auf die Behandlung des Fußbodens. Zwischen dem lehmgestampften Boden der Diele und dem Dielenbelag der Stuben breitet sich das Steinpflaster des Flettes aus. Entweder setzt es sich aus groben, plumpen Feldsteinen zusammen oder aus kleinen, oft farbigen Kieseln. Nicht selten vereinen sich beide und reihen sich zu einfachen geometrischen Mustern aneinander, in denen die großen Steine die Linien, die kleinen die Flächen bilden. Dieses in seiner Verbheit außerordentlich reizvolle Ornament ist aber nicht allein ein Erzeugnis der Zierlust. Es verdankt seine Entstehung wohl eher der Notwendigkeit. Denn um eine größere Fläche eben pflastern zu können, sind sog. „Lehren“ nötig, die die ganze Fläche in kleine Stücke teilen. Diese Lehren wurden durch jene großen Steine gesetzt, dann in sich abgeglichen und ihr Zwischenraum als Schmuckform ausgebildet, wenn er nicht völlig regellos ausgepflastert ist. Daß harter Steinbelag verwendet wird, ist durch die Nähe des Feuers bedingt.

Die Steine wurden in feinem Sand versetzt und liegen so dauerhaft und fest, daß ein solches Pflaster Jahrhunderte lang keine Reparatur brauchte. Auch gewöhnliche Backsteine finden Verwendung, die sich in wechselnder Art mit versetzten Fugen aneinander schieben — ganz ähnlich den Formen, in denen die Gefache der Wände ausgemauert sind.

Verschieden ist der Anschluß des Flettsfußbodens an den der Diele. Sei es, daß beide sich gradlinig berühren, sei es, daß der Flettbelag in den der Diele einschneidet oder der Fußboden der Diele in den des Flettes ragt, immer wird die Abscheidung scharf betont und im Gebrauche peinlich gewahrt.

obliar.

Auf dem rauhen Boden des Flettes steht der wenige Hausrat, der handfest und derb ist wie die Pfosten, gegen die er sich lehnt. Gleich ihnen ist auch er aus Eichenholz. Plump, unförmige Kästen für Holz und Torf, schwerfällige Truhen, das wichtigste Stück des Hausrates, entweder selbst gebaut, aus der Stadt gekauft oder von umherziehenden, kunstfertigen Handwerkern geschnitzt. Der Hausfleiß überzieht in Gegenden des Kernschnittes Flächen und Kehlen dieser Laden mit seinem kleinsten Ornament. Schwere eiserne Bänder und meisterliche Schlösser hüten sorgsam den reichen Inhalt köstlichen Linnens und bunter Stoffe. Die Bierlande besaßen seltene Prunkstücke dieser Truhen. Reiche Intarsia und bunte Bemalung mit Tieren, Blumen und allerhand Gerät geben ihnen eine verschwenderische Zier. Prachtige, gedrungene Schränke verschließen hinter schwerprofiligen Türen reichen, farbigen Sonntagsstaat. Steife, schwerfällige Tische mit beweglichen Klappen, starre Bänke und derbe, dreibeinige Stühle, die auf dem unregelmäßigen Fußboden sicherer stehen als andere — dazu ein malerisches Halbdunkel, das die grellbunten Farben dämpft — das ist der Eindruck des Flettes.

Die historischen Stile zeigen sich heute nur noch in wenigen Erzeugnissen auf der Diele und dem Flett. Was sie früher besaßen, erhellt aus dem, was sich in den nordischen Museen befindet.

Mit der zunehmenden Ausdehnung und Bedeutung der Stuben hatte sich die Benützung von Flett und Diele geändert und damit war ihre Ausstattung auch eine andere geworden, ihr Schmuck ein geringerer. Nur auf den Türen, die nach den Stuben führen und über sich fromme Hausprüche tragen, liegt häufig ein Widerschein des reichen Lebens formaler Schönheit und künstlerischen Reichthums, den sie hinter sich verschließen.

Roch kennt das Haus keinen Schornstein. Er ist erst eine Erscheinung, die baupolizeiliche Vorschriften des 18. Jahrhunderts veranlaßt haben. Der Rauch von Herd und Stubenofen — die Stuben werden durch den Bilegger, jenen kleinen, hochbeinigen, eisernen Ofen mit den blanken Messingknöpfen und reliefierten Wandungen geheizt — zieht noch wie sonst durch die Diele, schwärzt das Holzwerk und konserviert es durch seinen Kreosotgehalt, beruht getünchte Fachwerkfelder und gepuzte Wände, qualmt langsam durch den düsteren Bodenraum und zieht durch das „Uhlenlod“ ab. Über der Öffnung, durch die der Rauch aus dem Bilegger in die Diele dringt — bei breit gelagertem Herd liegt das Rauchloch innerhalb seiner Wandungen —, bildet sich dabei ein schwarzer Rußegel, der sorgsam gehütet wird. Rüstet man sich in Westhannover zu festlicher Feier, so drückt naive Zierlust aus nassem, weißen Sand einfache Muster in diese Rußkruste, bestreut das Flett mit hellem Sand oder zeichnet mit ihm einfache Figuren auf seinen Steinbelag. Rauchabzug.

Eine originelle Verzierung der Dielenwände kennt das Gebiet der Unterelbe. Lustige Laune und spielerische Erfindung bilden aus roten Ziegelsteinen und dicken, weißen Mörtelfugen Muster von satter Farbenfreudigkeit, die sich in immer neuen Formen finden. Ober der Bierländer Krakpuz, eine Technik von reizvoller Ursprünglichkeit, führt zu eigenartigen, dekorativen Gebilden, die überall da wiederkehren, wo sich eine freie Fläche bietet. Im Flett ist es die Herdwand. An andern Orten findet sich statt dieser Ziegeldekorationen an ihr, meist bis Reichhöhe, ein Belag aus jenen blaaweißen Kacheln, die durch die Hollandsgängerei im Lande Brauch geworden sind und ein selbstverständliches Zierstück jeder Diele wurden. Wand.

Die Ausfüllung der einzelnen Wandfelder zwischen dem Fachwerkgerüst besteht bei den älteren Häusern aus Lehmwellern oder Lehmverpuztem Weidengeslecht, das geweißt oder bunt getüncht wird. Das konstruktive Holzgerüst bleibt dabei fast immer sichtbar und wird durch einen lebhaften Farbansrich noch besonders betont.

Das irdene Kochgeschirr, das Borde und Bretter an der Herdwand füllt, die derben Küchengefäße auf Brettern und

Regalen, das Metallgerät an den Haken gehört in diesen Raum so gut wie das blaue holländische Geschirr und das grellbunte Steinzeug aus Westfalen — Dinge, die das Interieur so überaus farbig stimmen.

ennung.

Immer mehr gewinnen die Stuben an Bedeutung. Was vorher vereinzelt war, verallgemeinert sich. Ihre Ausstattung wird reicher, die Trennung von der Diele immer eindringlicher erstrebt. Langsam wie alle kulturellen Entwicklungen tritt die Absonderung ein, löst sich der starre Zusammenhang. Das Flett ändert sichtlich seinen Charakter. Der Hausrat beginnt von ihm allmählich zu verschwinden. Nüchternheit und Gleichgültigkeit ziehen schrittweise ein. Sie folgen den Wandlungen des Herdes, dessen Änderung die treibende Kraft in der Raumgestaltung und -benutzung ist. Als er noch frei in der Mitte des Flettes stand, zog er alles Leben an sich, war er der Sammelpunkt für alle Hausbewohner. Zu allem gab er Licht und Wärme. Seit ihn aber die veränderten Lebensgewohnheiten an die Rückwand verschoben hatten, diente er nur noch seiner reinen Zweckbestimmung.

Grundsätzliche Änderungen innerhalb der Diele entstehen aber erst, wenn der Herd, wie im Kolonisationsgebiet und einigen Gegenden Schleswig-Holsteins, aus der Dielenachse heraus ganz zur Seite gerückt wird. Das Verschieben an einen weniger bevorzugten und weniger wichtigen Ort ist eine Folge seiner untergeordneten Benutzung und der Änderungen, die das Flett bisher erfuhr, das aus dem Wohnraum zum Küchenraum geworden war. Hier ist die Entwicklung noch im Werden, dort ist sie schon abgeschlossen und hat zu neuen Erscheinungen geführt.

Unaufhaltbar, mit innerer Folgerichtigkeit schreitet die Entwicklung weiter. Immer fühlbarer wird die Trennung der Hinterdiele, des Flettes, von der Vorderdiele. Grenzen, die der bloße Gebrauch gezogen hat, verschärfen sich. Bisher war der Unterschied der beiden Räume durch die Verschiedenheit des Bodenbelages, vereinzelt auch durch die kleine Niveaudifferenz einer Stufe betont oder er wurde verstärkt durch die Stellung der größeren Ausstattungsstücke, wie Schränke und Truhen, dergestalt nach der Diele, daß zwischen ihnen nur ein türartiger Durchgang

frei blieb. Nun wird man konsequent, geht einen Schritt weiter und macht die Trennung zu einer tatsächlichen, indem man zwischen Flett und Diele eine Wand einzieht. (Abb. 6.) Was früher nur die Benutzung geschieden hatte, ist nun zu selbständigen Räumen geworden.

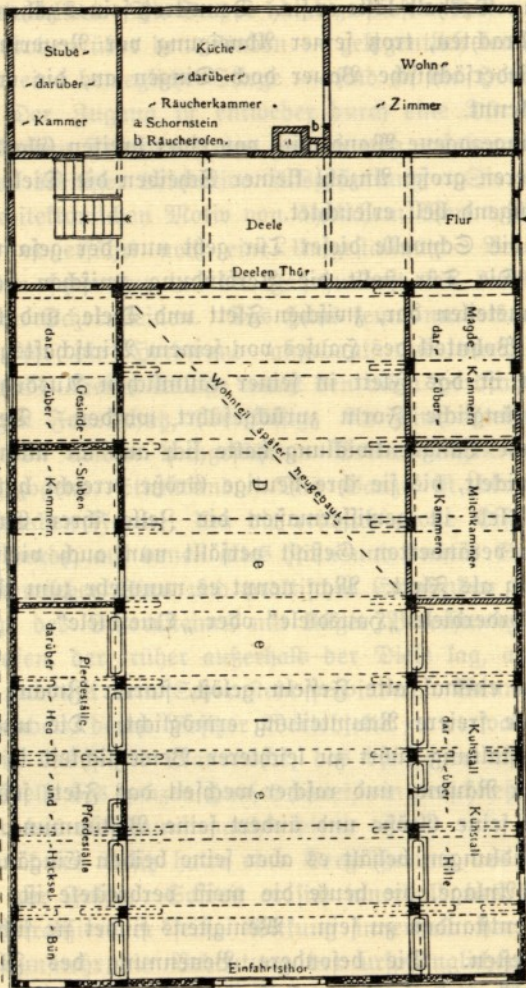


Abb. 6. Walepagenhof bei Delbrück, Kreis Paderborn (1579) (Westfalen).

Die Nähe des Stalles und die damit verbundenen Unzuträglichkeiten waren dem kultivierten Bauer immer lästiger geworden. Sein wachsender Wohlstand, sein zunehmender Reichtum ließen ihn, beeinflusst von städtischer Kultur, alte in der Überlieferung erstarrte Formen als seinen Bedürfnissen nicht mehr entsprechend empfinden. Deshalb löste er sie. Denn trotz seines zähen Hängens am Hergebrachten, trotz seiner Abneigung vor Neuerungen paßt sich der niederländische Bauer doch Dingen an, die er als notwendig erkennt.

Die eingezogene Wand wird von einer breiten Glastür durchbrochen, deren große Anzahl kleiner Scheiben die Diele von rückwärts genügend hell erleuchtet.

Über die Schwelle dieser Tür geht nun der gesamte innere Verkehr. Die Tür stellt die Verbindung zwischen den beiden großen Hausteilen dar, zwischen Flett und Diele, und trennt zugleich den Wohnteil des Hauses von seinem Wirtschaftsgebiete.

Damit ist das Flett in seiner räumlichen Ausdehnung auf seine ursprüngliche Form zurückgeführt worden. Denn durch fortwährende Längsentwicklung hatte sich aus ihr allmählich die Diele entwickelt, bis sie ihre heutige Größe erreicht hatte.

Das Flett ist gewissermaßen die Zelle ihrer Entwicklung. Mit seiner veränderten Gestalt verfällt nun auch vielfach seine Bezeichnung als Flett. Man nennt es nunmehr zum Unterschied von der Vorderdiele „Hausdiele“ oder „Querdiele“.

ttelhaus.

Waren einmal alte Fesseln gelöst, starrer Zwang gehoben, so war eine freiere Raumteilung ermöglicht. Die unabhängige Grundrißgestaltung führt zu leichterer Beweglichkeit in der Disposition der Räume, und rascher wechselt das Flett seine Form, vermindert seine Größe und ändert seine Bestimmung. Bei all diesen Wandlungen behält es aber seine beiden Eingänge.

Diese Anlage, die heute die meist verbreitete ist, scheint in Westfalen entstanden zu sein. Wenigstens findet sie sich dort am ausgeprägtesten. Die besondere Benennung des Flettes als „Mittelhaus“ und seine großen Abmessungen lassen die Bedeutung und die Wichtigkeit erkennen, die es sowohl als selbständiger Raum wie als Teil der ganzen Hausanlage besitzt.

In vollem Umfange dient das Mittelhaus als Küche und Wirtschaftsraum, als Durchgangsraum zwischen Stalldiele und Wohnteil. Es ist zugleich Vorplatz für die anliegenden Wohnstuben, die häufig höhergelegen sind und durch einige Stufen mit ihm in Verbindung stehen. Die Wohnräume sind nun fast immer unterkellert. Die Treppe hinab zu diesem Keller und hinauf zum Hausboden über den Stuben — gelegentlich kennt man für beide nur eine bewegliche Stiege — sind in die Herdwand eingebaut. Der Zugang ist entweder durch eine Tür verschlossen oder die beiden Treppen treten frei an und erfahren dann eine mehr oder weniger dekorative Ausgestaltung. Sie werden zu einem architektonischen Motiv von ähnlichem Wert wie der Herd.

Auch er erfährt noch eine Umgestaltung. Baupolizeiliche Vorschriften forderten im 18. Jahrhundert bei Neubauten die Anlage von Schornsteinen. Das Haus kennt nur einen, der nach rückwärts an die Herdwand angebaut und durch den First geführt wird. Seine Anlage macht den alten Herdrahmen, jenen eigenartigen Feuerschutz, überflüssig. An seine Stelle tritt eine zwischen den beiden hochgeführten Seitenwangen des Herdes heruntergezogene Stirnwand. Das Ganze ist der Kamin in seiner einfachen Form. Um die reichlich große Öffnung ziehen sich Tellerborde, auf denen altes Zinn und buntes Geschirz steht.

Ökonomischer Sinn und praktisches Empfinden benutzen die Neuanlage des Schornsteines mit kluger Berechnung, indem sie den Backofen, der früher außerhalb der Diele lag, an den Herd anbauen und mit dem Schornstein verbinden. Wenn es sich um Häuser handelt, deren Besitzer Wertobjekte zu verwahren haben, so wird in das starke Mauerwerk, das die feuer- und einbruchsicherste Stelle des ganzen Hauses bietet, ein verschließbares Geläß eingebaut, das als Familienarchiv dient.

Bermehrter Besitz hatte eine Vergrößerung des Wirtschaftsbetriebes zur Folge. Soweit er sich innerhalb des Hauses entfaltet, zentralisiert er seine Wirkung innerhalb der Querdiele, auf die nunmehr die Bedeutung der ursprünglichen Diele, die jetzt lediglich noch Tenne und Teil des Stalles ist, übergegangen ist. Für das eigentliche Wohnen hat sie jede Bedeutung verloren. Sie ist vollständig durch die Querdiele ersetzt worden. Was früher

das Flett für die „Siddels“, jene seitlichen Räume in den Rübungen, war, das ist nun die Hausdiele für die Wohnstuben. Sie steht jetzt im Zenith ihrer Entwicklung, ist vollständig Zentralraum, sowohl durch ihre Mittellage zwischen zwei verschiedenen Haus- teilen — zwischen Stall und Wohnteil — als auch durch ihre Benutzung. Auf ihr kreuzen sich jetzt alle Wege, auf sie öffnen sich alle Türen.

Das Licht, das die Hantierungen auf ihr erfordern, fällt durch reichliche Fenster ein, zu denen die Gefache zu beiden Seiten der alten Fletteingänge geöffnet werden. Die Türen selbst haben über sich ein Oberlicht. Wo bei der großen Tiefenentwicklung der Querdiele die Lichtzufuhr in der bisherigen Art nicht genügte, ändert man die Bauweise, indem man die Seitenwände der Hausdiele und des gesamten Wohnteiles gegen die allgemeinen Seitenfronten zurücksetzt, gelegentlich um soviel, als die Stallbreite beträgt. Man gibt also hier das wieder auf, was ehemals an den ursprünglichen Flettraum, dem eigentlichen Herdraum, nur angebaut war. Man schält gewissermaßen den alten Kern wieder aus. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie er in bezug auf die Diele erfolgt ist.

Mit dem Zurücksetzen der Außenwand wird naturgemäß die Traufkante höhergeschoben, und man gewinnt damit die Möglichkeit zur Vergrößerung der Fensterflächen, die in vollem Maße genutzt wird. (Abb. 7.) Man nennt diese Art: „up lange

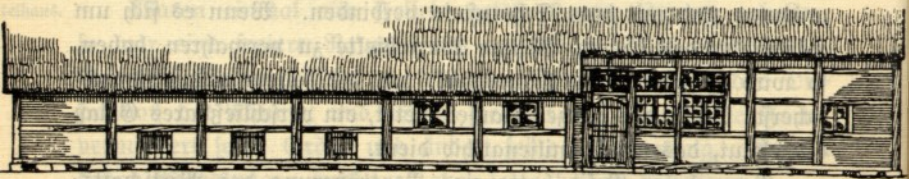


Abb. 7. Ahle. Westfalen.

wand bauen“. Auf diese Weise wird die Verschiedenheit von Flett und Diele im Außenbau wirksam betont.

Sehr bald genügte die Hausdiele in ihrem jetzigen Zustand, der noch immer den ausgesprochenen Charakter eines Küchen-

raumes trägt, gesteigerten Ansprüchen nicht mehr. Durch den Verschlag, der sie von der großen Diele trennt, wird sie von dieser nicht mehr in demselben Maße wie früher durch die Nähe des Stalles warm gehalten. Durch die vergrößerten Fensterflächen ist sie der Abkühlung zu sehr ausgesetzt, um durch den Herd allein genügend erwärmt zu werden. Außerdem macht das Fehlen der früheren Einbauten, die Wärme und Stimmung zusammenhielten, sie außerordentlich geräumig. Daß der Raum immer kalt und zülig war, kann deshalb nicht wundernehmen.

Der Bauer, dessen grobe Lebensformen sich durch den Einfluß naher Städte verfeinert hatten, dessen Kulturniveau sich gegen früher wesentlich gehoben hatte, empfand das alles als eine Unzulänglichkeit, auf deren Änderung er sehr bald bedacht war.

Wie er vorher die Querdiele aus ähnlichen Gründen von der großen Diele getrennt hatte, zieht er jetzt auch in die Hausdiele eine Wand ein, die die eigentliche Küche vom übrigen Raum scheidet. Damit verliert der Herd seine dominierende Stellung, die er innerhalb der Hausdiele noch besaß. Er wird verschoben und zwischen enge Wände versetzt. In seiner Bedeutung sinkt er in gleichem Maße, wie er sich an Größe verringert. Je nach der Lage der Küche, die bald auf der einen, bald auf der andern Seite der Achse liegt, wechselt er seine Stellung. Gelegentlich schiebt er sich auch zwischen die Stuben.

Was von der Hausdiele übrig bleibt, ist ein Raum von mehr Hausflur. oder weniger großen Abmessungen, der nichts anderes ist als ein kalter, nüchternen Vorplatz vor dem Wohnteil des Hauses, ein Hausflur, der keine andere Bedeutung hat. Er nimmt den direkten Außenverkehr nach den Wohnräumen auf, der sonst über die Diele ging. Er ist ein untergeordneter und vollständig indifferenter Raum. Seine untergeordnete Bedeutung wird betont durch die Treppen, die nunmehr in diesen Hausflur verlegt werden. Er ist für das nordische Bauernhaus dasselbe, was für das fränkische der „Eren“ ist. Damit ist die letzte Phase der Trennung von der alten Diele erreicht, ihr Glanz verblichen.

Das Bedeutsame bei allen diesen Wandlungen, diesen Raumgliederungen und Raumeinteilungen ist die Beständigkeit der Konstruktion.

Konstruktion, die vollständige Wahrung des konstruktiven Charakters. Alle die Räume, zu deren Entstehung veränderte Bedürfnisse innerhalb des alten Dielenbereiches geführt haben und deren Verschiedenheit der Anlagen und Verteilung aus der Vielgestaltigkeit lokaler Eigenart entspringt, sind Einbauten in das alte Konstruktionsystem. Die Struktur der alten dielenbildenden Elemente hat bei alledem keine prinzipiellen Änderungen erfahren. Die

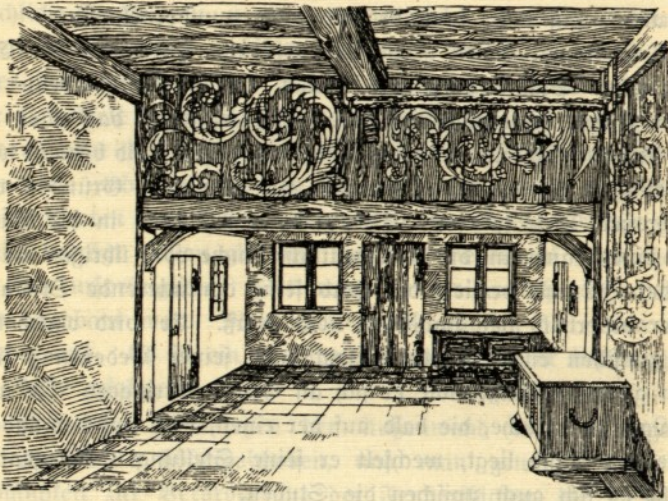


Abb. 8. Haus Thiessen in Schmedesvurth bei Warne.
(Süder-Dithmarschen.)

später entstandenen Räume verlieren in der Konstruktion nicht ihren Charakter als Einbauten in die ursprüngliche Diele. Ihre Wände sind nur raumbildend ohne irgendwelche tragende Funktion in das alte Boßgerüst eingestellt, wenn auch die Gestaltung der Räume, die Art ihrer Wandbehandlung es sehr oft verbirgt.

An Stelle des verrußten und verräucherten Holzwerkes, anstatt roh ausgefüllter Gefache tritt nun häufiger die gepußte Wand, die übertüncht und bemalt, das konstruktive Holzwerk verbirgt. Wo sonst malerische Bettischeine standen, ist die Wand verpußt oder verschalt und gelegentlich mit Malerei überzogen. (Abb. 8.)

Auf den fliesenbelegten Hausflur öffnen sich Türen und kleine Rückfenster, die in verschiedener Weise verziert sind. Verbes Gitter oder zierlich verschlungene, geschmiedete Formen sichern das Fenster, durch das der Hausflur von der Stube aus übersehen werden kann. Die Türen sind im Geschmack der Zeit gebildet, in steifen, eckigen Renaissanceformen oder in der schwerprofiligen Art des bäuerlichen Barock. Denn die Wogen der großen historischen Stile schlugen in der bäuerlichen Kunst Niedersachsens ihre letzten Wellen.

Was das alte Flett auf diesem Gang der Entwicklung an Wohnlichkeit und Größe verloren hat, hat es an Beweglichkeit und Verschieblichkeit gewonnen. Sein Verlust an Gehalt und innerem Wert hat es zu einem Raum gemacht, der im Grundriß losgelöst ist von den starren Formen jahrhundertalter Überlieferung, dessen leichte Verschieblichkeit nun zu freieren Gestaltungsmöglichkeiten führt. Damit verläßt er aber den Boden seiner Entstehung, unterliegt fremden Einflüssen und nähert sich friesischen und dänischen Hausanlagen.

Die Wandlungen, welche die Diele bisher erfahren hat, bewegen sich in durchaus geradliniger Bahn. Aber es ist nicht die einzige. Eine Abzweigung tritt da ein, wo sich zum ersten Male das Bedürfnis nach neuen Räumen einstellte. In der bisher verfolgten Entwicklung geschah die Vergrößerung des Hauses durch den Anbau von Wohnräumen. War das aber die einzige Möglichkeit, dem vermehrten Raumbedarf zu genügen? War es nicht naheliegender, den Raumgedanken der Diele zu wahren und das Flett nach rückwärts ebenso zu vergrößern, wie es nach vorwärts durch die Diele geschehen ist? Ihre Längsachse fortzusetzen, statt an sie einen Anbau zu schieben, dessen Achse senkrecht zu ihr steht? Diese Folgerung ist gezogen worden. Sie hat aber nur zu einem Typ, nicht zu einer Entwicklung geführt.

Mögen die baulichen Bedürfnisse andere, die wirtschaftlichen Forderungen verschieden von jenen gewesen sein, die zu den bisher bekannten Formen geführt haben, mögen örtliche Eigenheiten oder Zufälligkeiten bestimmend gewesen sein, die Folgerung wird in vollkommen richtiger Weise gezogen.

Längs-
entwicklung.

Die Diele setzt ihr konstruktives System fort, indem sie sich über das Flett hinaus ebenso verlängert wie zuvor in entgegengesetzter Richtung. (Abb. 9.) Sie bleibt ein rechteckiger Raum, der die ganze Tiefe des Hauses in immer gleicher Breite einnimmt.

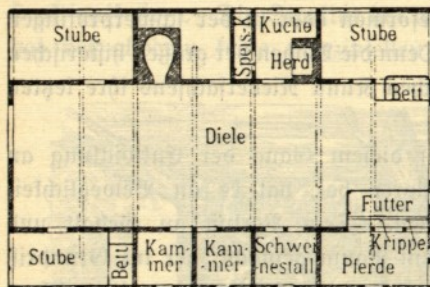


Abb. 9.

Haus Mateprang in Dänischendorf
(Insel Fehmarn).

abgesehen vom Einfahrtstor — Licht in die Diele zu bringen.

Bei dem nunmehr längsentwickelten Typus bietet sich die Rückwand in gleicher Weise zur Lichteinführung dar wie die ihr gegenüberliegende vordere Giebelwand. Ihre westfälische Bezeichnung als „Hohwand“ entspringt aus dem Vorhandensein einer Reihe hochgeschobener Fenster, die durch ihre hohe Anordnung die Lichtstrahlen weit in das Dieleninnere werfen. Und wenn noch das Ausfahrtstor, das unter dieser Fensterreihe liegt, offen steht, ist die Diele genügend hell erleuchtet. Die erforderlichen Stuben werden nun, da sie rückwärts nicht liegen können, an die Längsseiten der Diele gelegt. Vorerst werden die „Siddels“ durch Verschlüsse vom Flett, das jetzt als solches verschwindet, abgeteilt, als Stuben ausgebildet und zum Wohnen benützt. Die zunehmende Vermehrung der Räume bedingt naturgemäß eine entsprechende Verlängerung der Diele, da das Rechteck im Grundriß der einfachen Dachbildung wegen stets gewahrt wird.

Die Seitenräume dienen vorwiegend zum Wohnen. Jeder einzelne von ihnen ist direkt von der Diele aus zugänglich. Diese unterscheidet sich durch ihre Wandbildung in einen vorderen und

Von unterschiedlicher Bedeutung ist hierbei die Belichtungsfrage. Bei der bisher verfolgten Entwicklung geschah die Belichtung des Innenraumes durch die Flettverbreiterungen, die sich bis an die Außenwände erstreckten und sich durch Fenster öffneten. Das war bei der Anlage dieses Grundrisses die einzige Möglichkeit —

hinteren Teil. Der vordere öffnet seine Wände durch offene Gesache in die Ställe, der hintere besitzt massive Wände, die nur von den Türen und etwaigen Kuckfenstern durchbrochen sind. Im übrigen ist der Unterschied zwischen vorderer Stalldiele und hinterer Wohndiele kein scharf umrissener.

Der Herd mußte bei dieser Anordnung naturgemäß frühzeitig seine achsiale Stellung aufgeben. Seine freie Lage ward für die wirtschaftliche Betätigung als hinderlich empfunden. Er wurde zur Seite an eine Längswand gerückt. Dort trägt er noch lange Zeit die alte Rauchbühne über sich. Schließlich aber erfährt er dasselbe Geschick, das ihn in jener anderen Dielenform auch erreichte, er verschwindet ganz von der Diele und wird in einen der neuen Seitenräume, der als Küche ausgebaut wird, versetzt. Das ist wahrscheinlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts geschehen.

Damit wird die Diele in ihrer ganzen Tiefentwicklung dem wirtschaftlichen Betriebe übergeben, der zu der einen Giebelwand eintritt, zur anderen die Diele wieder verläßt. Es ist kein Zweifel, daß diese Entwicklung des Dielengedankens logischer und ursprünglicher ist als jene andere. Sie entfaltet sich zwanglos aus dem Vorhandenen, ergibt sich von selbst aus der Raumstruktur. Aber sie bedeutet in baulicher und kultureller Hinsicht keine Höherführung des Vorhandenen. Sie bleibt auf einer immerhin primitiven Stufe stehen. Der Zentralgedanke ist eher verwischt als entfaltet.

Man kennt solche Dielenhäuser im Braunschweigischen ebenso gut wie in Schleswig-Holstein. Jedenfalls finden sie sich da, wo sehr viele Räume gefordert werden. Denn das ist der Vorzug dieser Dielengestaltung, sie kann leichter ein Raumbedürfnis befriedigen als jene.

Doch nicht unvermittelt stehen die beiden Dielenformen nebeneinander. Gewohnheiten und Sitten, verwandte Bräuche und ähnliche Voraussetzungen führen zu mannigfacher Verührung. Örtliche Nähe erleichtert den Ausgleich mit anderer Wesensart, Verwandtes überträgt sich, Fremdes wird übernommen. So ver-
 wischen sich Grenzen, neue Formen werden gebildet.

Alle die Variationen, die sich aus der Vereinigung der beiden Grundtypen ergeben können, werden gefunden. Die bunteste

Combination:
form.

Vielgestaltigkeit herrscht in den Grundrißformen, die die Diele nunmehr annimmt. Anlagen mit angebauten Stuben und teilweise bis an die Rückwand reichender Diele mit Ausgang an der Giebelwand finden sich in Braunschweig wie in Holstein. Dielen mit einem Flettausgang und verbauten anderen sind ebenso zu finden wie solche, bei denen beide Ausgänge fehlen. An ihre Stelle tritt dann ein Eingang auf der Mitte der Längsseite.

Eine Diele, die instruktiv diese Vermengung zeigt, befindet sich in dem sogenannten Held'schen Hause, das früher in Ostenfeld

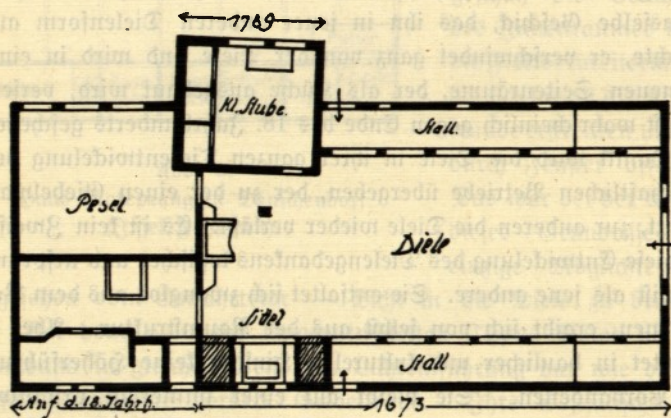


Abb. 10. Sogenanntes Heldtsches Haus nach Mühlke.

stand und vor einigen Jahren in der Nähe von Husum wieder aufgebaut wurde. (Abb. 10.)

Selbst das Einfahrtstor, zu dessen beiden Seiten oft noch Stallräume außen an die Diele geschoben werden, kann aus seiner Achsenstellung verschoben werden und auf eine der Längsseiten zu liegen kommen. Die Diele verliert ihre einfache, rechteckige Form und wird zu einem Raum von unregelmäßigem Grundriß.

Aber bei alledem herrscht nur eine scheinbare Willkür. Überall erkennt man die Stetigkeit, mit der ländliche Verhältnisse sich zu entwickeln pflegen, sieht man, wie sich die Räume immer wieder um die Diele, als dem Zentralraum des ganzen Hauses, drängen, der sie auch stets an Abmessungen überragt.

Am besten geschah die Verbindung der beiden Dielenarten wohl in Braunschweig, wo sich eine Dielenform von einfachem, rechteckigen Grundriß ergeben hat. Hierbei geht durch das Einfahrtstor, als einzige Tür, aller Verkehr. Alles Leben muß ihre Schwelle überschreiten, und die Fenster zu ihrer Seite oder darüber sind die einzige Lichtquelle für den großen Dielenraum, in dessen düsterem Hintergrunde sich ein neues gewichtiges Moment erkennen läßt. Das ist die Eigenart der Treppenanlage*).

Bisher waren die Räume, die sich an die Diele ansetzten, durchgängig einstöckig, hatten über sich nur den Hausboden, auf den die früher bereits erwähnte Bodentreppe führte. In dem Braunschweigischen Hause ist aber der Anbau, der sich in derselben Weise wie der bisherige an die Diele fügt, zweigeschossig. Die Bodräume sind in diesem Hause zu Wohnräumen ausgebaut. Ihr verändertes Ansehen, das sie auch nach außen zeigen, ist rückwirkend auf die innere Gestaltung der Diele. Denn statt jener schlichten Bodentreppe von vollkommen untergeordneter Bedeutung tritt nun eine Treppenanlage von größerer Wichtigkeit sowohl für den Verkehr, als auch für den Raumcharakter der Diele. Jene Treppe führte von der Diele direkt in den Boden, diese kann es nicht, da sie den Zugang zu mehreren Räumen vermitteln muß. Die Anlage einer Galerie, die sich vor diese Räume legt, ergibt sich als eine Notwendigkeit. Auf sie führt die Treppe, von ihr aus werden die gesamten Räume betreten. Sie liegt in halber Dielenhöhe vor der Wand, über deren ganze Breite sie sich erstreckt. Die Treppe liegt an der linken Längswand der Diele und führt geradläufig auf den Umgang. Sie ist in der einfachen, derben Weise bäuerlicher Gebrauchsgeräte gebaut und wahrt ihren leiterartigen Charakter. Das Geländer, das sie trägt und das als Brüstung auch dem Umgang folgt, zeigt alle jene Formen, die sich zwischen der notwendigen Sicherheit einer einfachen Stange und der leichten, dekorativen Ausgestaltung einer festen, zimmergerecht gefügten Brüstung bewegen.

Der Herd ist aus diesen Dielen verschwunden, nichts erinnert mehr an ihn als die leere Wandfläche zwischen den beiden Stuben-

*) Abb. der Diele eines Hauses in Delpke (1678) auf Seite 693 im Text zu: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten.

Zweigeschossige Anbau.

türen, die ihre Lage unverändert behalten haben. Das Interesse des Eintretenden, das der Herd früher auf sich zog, fällt nunmehr auf die frei entwickelte Treppenanlage, die durch ihre markante Querteilung, durch den Gegensatz ihrer niedrigen Höhenmaße den Eindruck der Diele vergrößert, ihre Hochräumigkeit steigert.

Diese Dielen dienen für den Hausverkehr nur als Durchgangsraum. Das Wohnleben hat sich wie anderwärts auch, vollständig in die Stuben zurückgezogen. Die Stallverschläge reichen bis an den Anbau, von dem sie kein Flett mehr trennt.

Die Betrachtung galt bisher ganz allgemein dem Bauernhause, d. h. einem Hause, dessen Besitzer Landwirtschaft treibt und über einen größeren Bestand an Vieh verfügt. Es waren vorwiegend großbäuerliche Anlagen, wie sie sich auf allen Dörfern finden oder gefunden haben. Denn das alte niederfächische Bauernhaus ist schon seit Jahren im Aussterben begriffen.

Das Haus vereinigte hierbei alles das unter seinem riesigen Dach, was sich bei der fränkischen Bauernhausanlage um den Hof legt. Alles häusliche und wirtschaftliche Leben zentralisierte sich auf der Diele, fand dort seinen formalen Ausdruck, der je nach Landschaft, Zeit und Kultur verschieden war. Immer war das Streben nach Trennung des Wohnlebens vom Wirtschaftsgetriebe zu erkennen. Das Bemühen um die Durchführung dieser Sonderung war die treibende Kraft der Entwicklung. Das alte Flett verlängerte sich zur Diele. Es dient dem Wohnen, die Diele dem Wirtschaftsgebrauch. Die Trennung war anfangs noch primitiv, beruhte nur in der Benutzung, gewann aber stetig an Gestaltung, bis schließlich lose Grenzen durch Wände festgelegt und für das Wohnen eigene Räume geschaffen wurden. Innerhalb des ganzen Gewebes war dies die äußerste Trennungsmöglichkeit. Wollte man den Zentralisationsgedanken der ganzen Hausanlage nicht aufgeben, dann hatte man nunmehr das Ende der Entwicklung erreicht, auf das Stillstand oder Verfall folgen mußte. Denn in kulturellen Dingen ist Stillstand Rückgang.

Nur auf der Insel Fehmarn ist die letzte Konsequenz, die überhaupt möglich ist, gezogen worden, die räumliche Trennung von Stall und Wohnung, ihre Unterbringung in besonderen Gebäuden.

Auf der Insel hat große Fruchtbarkeit zu großer Wohlhabenheit geführt. Die Folgen eines gesicherten Wohlstandes ist stets eine Besserung der Wohnungsverhältnisse. Im Zusammenhang mit irgend anderen Einflüssen erfährt das Haus jene entscheidende Wandlung, die zu einer vollständigen Trennung der beiden hausbildenden Faktoren führt. Während sonst der Hauseigentümer im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seines Hauses es entweder Rättern überließ oder als Scheuer und Scheune benutzte und für seine vermehrten Bedürfnisse einen Neubau aufführen ließ,

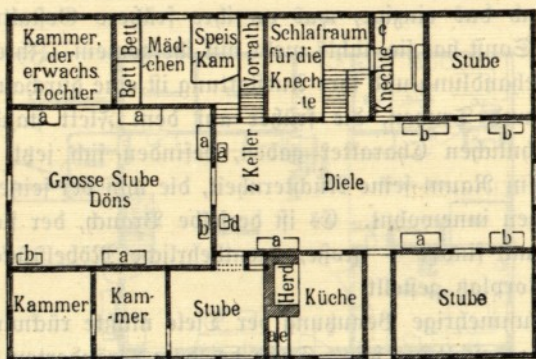


Abb. 11. Haus Peterjen in Blieschendorf (Insel Fehmarn).

half man sich auf Fehmarn damit, daß man die Ställe aus dem Hause entfernte und in besondere Stallbauten verlegte. Das Haus bleibt somit ohne Änderung seiner konstruktiven Gestaltung nur noch dem Wohnen vorbehalten. (Abb. 11.) Die traditionelle Grundrißanordnung bleibt, die Räume behalten ihre Lage, nur die Anforderungen an den Raum sind andere, da mit dem Besitz die Ansprüche gestiegen sind und das Niveau der Lebensführung sich gehoben hat.

Ein Repräsentant solcher Hausbildungen ist ein Anwesen in Blieschendorf, die Besizung eines Großbauern zwischen der Hauptstadt Burg und dem Fehmarnsund.

Aus der Diele ist alles das entfernt, was zum Wirtschaftsgetriebe gehört. Die Seitenräume an ihren beiden Längsseiten,

die sonst die Ställe enthielten, sind zu Wohnräumen ausgebaut und haben an Breite zugenommen, was die Diele an ihr verloren hat. Sie selbst bleibt der dominierende Raum, der sie immer gewesen ist. Nur ihr Aussehen ist ein anderes. Sie ist beiderseitig von geschlossenen Wänden umgeben, nicht mehr von den durchbrochenen Stallverschlagen. Sie ist in ihrem ganzen Umfang Vorraum für jedes der an ihr gelegenen Zimmer. Alle Räume werden von der Diele aus betreten. Im Gegensatz zu ihrem früheren Aussehen öffnet sich jetzt eine größere Anzahl Türen auf sie. Ihre Lage innerhalb des ganzen Hauswesens und ihr konstruktiver Aufbau sind das einzige, was an ihre frühere Gestaltung noch erinnert. Sonst hat sie nichts mehr mit ihr gemein. Ihre architektonische Behandlung und ihre Ausstattung ist eine durchaus andere. Schränke und Truhen, die früher auf dem Flett standen, ihm seinen wohnlichen Charakter gaben, befinden sich jetzt hier und nehmen dem Raum seine Nüchternheit, die ihm bei seinen großen Abmessungen innewohnt. Es ist derselbe Brauch, der sich in den Städten auch findet — große, unentbehrliche Möbelstücke werden auf den Vorplatz gestellt.

Die nunmehrige Benutzung der Diele mußte rückwirkend auf die Eingangsgestaltung sein. Denn bei dem veränderten Gebrauch der Diele war das große Einfahrtstor nutzlos geworden. Deshalb wurde es durch eine Tür von normalen Abmessungen ersetzt, die als Erinnerung an jenes nur seine achsiale Lage und seine Zweiflügeligkeit wahrte. Ein kleinverglastes, breit über ihr liegendes Oberlicht und vielgeteilte Fenster zu ihren Seiten lassen das Licht in hellen Streifen in den ehemals düsteren Raum fluten.

Die zweiarmlige Treppe, die nach den oberen Räumen leitet, die reichgeschnitzte Barocktür, die in der Dielenachse in die große Staatsstube, die Döns, führt, geben dem Raum eine gewisse repräsentative Würde, die erhöht wird durch die gleichmäßig verteilten Schränke und Truhen und die symmetrisch angeordneten Türen.

Die ganze Anlage ist ein Erzeugnis reiferer Wohnsitten, einer entwickelteren Kultur als die bisherigen Formen. Es ist ein prägnanter Ausdruck höherer Lebensformen, zu denen die Blüte des Bauernstandes geführt hat. Damit hatte aber auch die niedersächsische Diele innerhalb dieser alten Konstruktionsweise die Höhe

ihrer Entwicklung erreicht. Sie hat in den engen Grenzen, die ihr gezogen waren, alle Möglichkeiten der Gestaltung durchschritten und im Fehmarnhaus sich zur letzten Phase entwickelt.

Zur Vervollständigung dieser Untersuchung ist es erforderlich, Kathe. kurz jene Anlagen zu streifen, die im Gegensatz zu den bisher betrachteten großbäuerlichen Dielen stehen. Das sind die kleinen Anwesen der wenig Begüterten, die „Kathen“. Diese kleinen Anlagen finden sich in den verschiedensten Abstufungen von dem

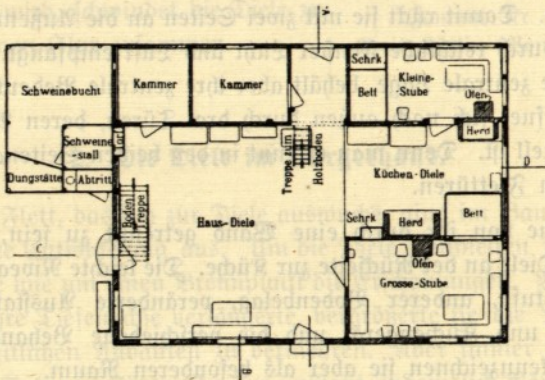


Abb. 12. Neuengamme 120. (Vierlande bei Hamburg).

weniger begüterten Besitzer bis herunter zu dem kleinen Hinterlassen, Häusler und freien Tagelöhner, der neben der Bewirtschaftung seines Stückchen Landes seine und seiner Angehörigen Kraft dem reichen Bauern vermietet, ohne bei ihm die Wohnung zu empfangen. Während sonst das Haus des Kätters im allgemeinen dieselbe Anlage zeigt wie das des Großbauern oder Vollhufners, nur mit entsprechend auf die Einfachheit einer primitiven Lebensführung reduzierten Abmessungen, zeigen die kleinen Gewese in den Vierlanden und in Fischerdörfern Unterschiede in der Dielenform.

Die veränderten Bedingungen, der Mangel des Viehbesizes und die anders geartete Wirtschaftsart des Obst- und Gemüsebaues der Vierlande lassen Stall und Wirtschaftsräume nicht mehr

entscheidend für die ganze Anlage sein. Entweder fehlt der erstere ganz oder er ist nur in sehr bescheidenen Abmessungen vorhanden. Er tritt dann als schuppenartiger Anbau auf. Dagegen ist die Diele sehr geräumig. Das veränderte System verkürzt sie in der Längsentwicklung, läßt überhaupt das Dominieren einer Achse verschwinden. Der Raum nähert sich mehr einer quadratischen Grundform, die zweifellos für diese kleineren Verhältnisse auch wirtschaftlicher ist als die des Rechtecks. (Abb. 12.)

Das meist einseitige Fehlen der Stallbauten gibt die Möglichkeit, die gewonnene Wandfläche für die Belichtung der Diele zu benutzen. Damit rückt sie mit zwei Seiten an die Außenwand, von wo sie durch reichliche Fenster Licht und Luft empfängt. Sie verliert ihre zentrale Lage, behält aber ihre zentrale Bedeutung. Die Diele öffnet sich nach außen durch drei Türen, deren Anordnung traditionell ist. Denn man erkennt in den beiden Seitenausgängen die alten Flettüren.

Ohne von ihr durch eine Wand getrennt zu sein, erweitert sich die Diele an der Rückseite zur Küche. Die leichte Niveaudifferenz einer Stufe, anderer Bodenbelag, veränderte Ausstattung mit Möbeln und Küchengerät und die verschiedene Behandlung der Wände kennzeichnen sie aber als besonderen Raum.

erhaus. Bescheiden wie diese Katen und ihnen ähnlich sind die Fischerhäuser in der Nähe der Travemündung, namentlich im Dorfe Gothmund. Die Dielen sind ebenfalls geräumig, zweiseitig belichtet und besitzen zwei Ausgänge. Zum Unterschied von der Vierländer hat diese Diele einen rückwärtigen Ausgang. Da das Haus keine besondere Küche kennt, steht der Herd noch auf der Diele. Stallbauten besitzen diese Dielen nicht mehr.

elhaus. Schließlich hat die Diele in Pommern noch eine seltsame Behandlung erfahren. Besondere Sparsamkeitsgründe und rationelle Bodenausnutzung haben zu einer regelrechten Zerlegung der Dielen geführt, als sich das Bedürfnis herausstellte, Wohnungen

für Tagelöhner zu schaffen. (Abb. 13.) Durch den Einbau einer Scheidewand in Richtung der Längsachse der Diele einer gewöhnlichen Anlage entstehen unter einem Dach zwei vollkommen symmetrische Häuser mit schmalen, langgestreckten Dielen, ohne daß dabei der Querschnitt geändert wurde. Die Diele dient meist als Küche, wenn diese aber als besonderer Raum noch abgetrennt wird, schwindet die Diele zu einem kleinen Flur zusammen.

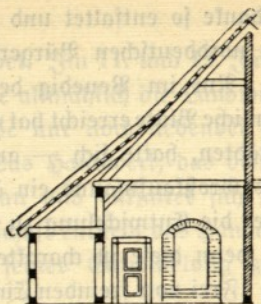


Abb. 13.
Jamund Nr. 66,
Kreis Köslin (Pommern).

2. Die Diele im Bürgerhaus.

Vom Flett, das sich zur Diele auswuchs, ging im Bauernhaus die gesamte Entwicklung aus. Um die Diele sammelten sich dort die Räume wie um einen Brennpunkt die Erscheinungen. Während sie selbst ihre Tiefenachse verlängerte, vergrößerte sie die Möglichkeit, die seitlichen Anbauten zu vermehren. Aber immer blieb sie Seele der Anlage. Sie wurde nur umbaut, indem sich Räume von geringerer Höhe an drei Seiten an sie legten.

Anders die Diele im Bürgerhaus! Die Entwicklung ist hier die entgegengesetzte. Was sich dort an die Diele anbaute, legt sich hier in sie hinein, wird in sie eingebaut. Bleibt der alte Einraum dort Kern, so wird er hier zur Schale. Das führt zu einer Entwicklung, wie sie sich ähnlich überall findet. In Süddeutschland so gut wie in Holland und Frankreich, die sich in England ebenso vollzieht wie in Skandinavien. Je mehr der Einraum sich gliedert, je differenzierter sein Grundriß wird, um so mehr verschwindet sein eigentliches Wesen, um so mehr sinkt die Möglichkeit einer Dielenbildung.

Noch zu Dürers Zeit scheint der Einraum im deutschen Bürgerhause allgemein bekannt gewesen zu sein. Denn Dürer verlegt auf einem seiner Stiche die Geburt der Maria in solch einen mit allerlei Hausrat ausgestatteten Einraum. Nirgends aber ist der Raum

gedanke so entfaltet und zu einem System entwickelt worden wie im norddeutschen Bürgerhause.

Nur im Venedig der Renaissance, wo der Welthandel eine ähnliche Blüte erreicht hat wie zur Zeit der Hansa in den norddeutschen Städten, hatte sich — aus gleichem Anlaß geboren — im Hause des Großkaufmanns ein ähnlicher Raum gebildet. Es scheint ihm aber die Entwicklung zu fehlen, die der norddeutschen Diele eigen ist, denn diese ist charaktervoller.

Frei von fremden Einflüssen, haben Nüchternheit und bewußte Sachlichkeit ihren Raumgedanken entwickelt. Und als der Zweckgedanke sich mit architektonischem Empfinden verband, wurden alle schlummernden Möglichkeiten ihrer Raumbildung zur Entfaltung geführt und zu vollem Leben entwickelt. Es entstand ein Raum von vollendeter Eigenart, der, der Vergangenheit angehörig, von der Forschung der Gegenwart noch zu wenig gewürdigt worden ist.

Sitzung.

Als sich im frühen Mittelalter in der Nähe geistlicher und weltlicher Siedelungen die Anfänge städtischen Gemeinwesens zu bilden begannen, waren die Bewohner zumeist Bauern aus der Umgebung. Ihr Beruf war die Landwirtschaft, ihre Wohnstätte das Haus in seiner ursprünglichen Form ohne ausgeprägte Längsentwicklung; eine einräumige Anlage von bescheidenen Abmessungen.

Der Unterschied des neuen Stadtgebildes vom Dorfe beruhte nur in der Häufung der Anwesen und der sie sehr bald umschließenden Mauer.

Durch kaiserliche Gunst Heinrichs I., der die Gerichtstage in die Städte verlegte, und durch das Verständnis, das die Ottonen den städtischen Gemeinwesen durch Verleihung des Marktrechtes entgegenbrachten, war ihre Überlegenheit gegen das flache Land gesichert, die wirtschaftliche Bedeutung der Städte begründet. Langsam beginnen sie sich zu entfalten. Die Bevölkerung verdichtet sich, Kämpfe um die Existenz stärken das Kraftbewußtsein, entwickeln Macht und Selbständigkeit. Ein selbstbewußtes Bürgertum entsteht. Städtisches Selbstregiment triumphiert über weltliche und geistliche Macht, bricht in Hamburg und Lübeck ihre Sitze und zerstört ihre Burgen.

Die Städte werden zu Zentren.

Längst schon hatten sich Berufe gebildet. Im 11. und 12. Jahrhundert war mit dem Wachsen der Städte allmählich die Landwirtschaft aufgegeben worden oder sie wurde nur noch nebenbei getrieben. Die Arbeitsteilung beginnt. Das Handwerk, das bisher Hausgewerbe war, löst sich vom Ackerbau und entfaltet sich zur Blüte. Mit der Ausbildung der Geldwirtschaft entsteht das Handelsgewerbe, das schließlich im Verlaufe seiner Entwicklung zur Gründung der Hanse führt.

Die Berufsentstehung mußte von Einfluß auf die Hausbildung sein. Denn sie führt zu neuartigen Forderungen, deren Erfüllung eine neue Raumform bedingt.

Die an den Seiten der Diele angelegten Ställe des alten in die Stadt übertragenen Bauernhauses verschwinden, vorausgesetzt, daß sie am damaligen Haus überhaupt schon vorhanden waren, was des Beweises entbehrt. War es der Fall, so können sie mit dem Haus noch nicht in organischem Zusammenhang gestanden haben. Als lose, lockere Anbauten ohne inneren Verband mit dem Dielenbau wurden sie wieder aufgegeben, als die Umstände es erforderten, ohne irgendwelche Spuren zurückgelassen zu haben.

Das Haus des Handwerkers bedurfte der Ställe nicht mehr, da die wirtschaftliche Lage und räumliche Enge innerhalb der Stadtmauern eine rationelle Viehzucht verhinderte. Das für die Haushaltung unbedingt nötige Kleinvieh wurde in Schuppen, den „Koben“, die nicht selten Gegenstand von Ratsverordnungen waren, vor und hinter dem Hause untergebracht. Dem Handwerker genügte für seine Bedürfnisse der Einraum des Hauses, in dem er wohnte, und der ihm genug Platz für die Ausübung seines Gewerbes bot.

Von überwiegendem Einfluß auf die Hausbildung waren die Bodenverhältnisse. Ökonomische Ausnutzung von Grund und Boden und fortifikatorische Zwecke schoben die Häuser immer dichter aneinander. Der vordem freie Raum zwischen den einzelnen Gebäuden verminderte sich zu schmalen Traufwegen, den sogenannten „Bauwischen“, wie sie sich noch heute auf Dörfern und in kleinen Städten finden. Schließlich verschwindet auch dieser „Tropfen-

fall“. Die Häuser reihen sich ohne Unterbrechung aneinander. Die regelrechte Straße entsteht.

Die sparsame Ausbeutung des verfügbaren Areal, vor allem die möglichste Nutznießung der Gassenfront für jedes Haus führen zu einer Terrainaufteilung in schmale, tiefe Baustellen. Wo die Städte gegründet und nicht gewachsen sind, wurde das Terrain von Anbeginn innerhalb des Walles in dieser Weise aufgeteilt.

Derartige systematische Anlagen der Baustellen — schon aus dem 10. Jahrhundert sind Bestimmungen hierfür über Hildesheim erhalten — unterbanden von vornherein jede Willkür in der räumlichen Ausdehnung des einzelnen Hauses und zogen auch für seine Innengestaltung bestimmte Grenzen. Diese Voraussetzungen, die in den einzelnen Städten innerhalb gewisser Allgemeingültigkeiten mehr oder weniger variieren, bedingen die Einheitlichkeit der norddeutschen Hausbildungen. Sie lassen jenes hochgieblige Bürgerhaus entstehen, das hinter seiner schmalen Front die Diele birgt, den charakteristischsten Raum, den die bürgerliche Baukunst je geschaffen hat.

rauhaus.

Neben dem eigentlichen Handwerk war der verbreitetste Beruf die Bierbrauerei. Denn das Bier war im Mittelalter ein wichtiges Nahrungsmittel. In den norddeutschen Städten wurde die Brauerei in so großem Umfang und so erfolgreich betrieben, daß sie wohl als eine der Voraussetzungen des hanfischen Großhandels und Wohlstandes angesehen werden kann. Sie ist es auch, die auf die Bildung der alten Diele von unverkennbarem Einfluß wird.

Wenn Heß 1787 in seinem Buch über Hamburg schreibt*): „Die Bierbrauerei war seit dem 13. Jahrhundert der Hauptnahrungszweig der Hamburger und machte die Stadt zuerst reichbevölkert und wichtig, damals hatte ein jeder das Recht, zu brauen“, so läßt er die Rückwirkung auf die Hausbildung außer Acht.

Bergegenwärtige man sich jene primitive Art der Bierbrauerei! Ihre Hauptgeräte waren die runden, hölzernen Kalt- und Maischbottiche. Sie standen übereinander und waren unter sich verbunden. Nimmt man ihre Höhe, die allerdings von der Größe abhängig

*) v. Heß, Johann Ludwig. Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben. Hamburg 1787.

war, aber von den noch heute im Gebrauch befindlichen alten Anlagen sich nicht wesentlich unterschieden haben dürfte, berücksichtigt ihren Zwischenraum und zieht die erforderliche Arbeitshöhe in Betracht, so erhält man die Höhe, in der die Decke liegen mußte. Ihre Höhe ist also durch die einfache Notwendigkeit bestimmt, genau so wie im Bauernhaus der vollbeladene Erntewagen für die vertikale Ausdehnung der Diele maßgebend war. Die Breite der Diele ist ebenso wie ihre Tiefe durch den Bauplatz festgelegt.

Allein das Nützlichkeitsprinzip erklärt mühelos die für mittelalterliche Häuser gewiß ungewöhnliche Raumhöhe von 3,5 bis 4 m. Denn der hervorstechendste Zug mittelalterlicher Wohnbauweise war die Niedrigkeit ihrer Räume, die bedingt war durch das Streben, die Wärme möglichst zusammenzuhalten.

Bei der allgemeinen Verbreitung der Bierbrauerei hatte sich im Laufe der Zeit ein gewisser, durch den Gebrauch festgelegter Höhenmaßstab gebildet, der immer wieder angelegt wurde und so den Bauleuten zur handwerksmäßigen Gewohnheit geworden war, sich schließlich als Tradition vererbte, die auch dann noch galt, als die Brauerei zurückgegangen und der Handel an ihre Stelle getreten war.

Wirtschaftliche Strömungen sind kulturgeschichtliche Vorgänge, die niemals unvermittelt erfolgen. Langsam war neben der Bierbrauerei der Handel entstanden und begann sich zur Macht zu entwickeln. Er verfrachtete die Erzeugnisse der Brauerei und war auf Vergrößerung ihrer Absatzgebiete bedacht. Hat doch Hamburg zuzeiten sein Bier bis nach Indien verschickt.

Der an Bedeutung immer mehr zunehmende Handel wirkt naturgemäß auch auf die Gestaltung des Hauses ein. Es paßt sich den neuen Forderungen an. Aus dem Brauhaus wird das Kaufmannshaus! Das Bier wird durch andere Nahrungsmittel ersetzt und verschwindet als Handelsobjekt. Wo früher Braugeräte auf der Diele standen, liegen nun Warenballen und Stückgüter. Waren früher die Böden über der Diele Hopfen- und Malzspeicher, so dienen sie jetzt als Warenlager. Und das Winderad im Spitzboden windet an seinem endlosen Seil durch die übereinander liegenden Luken andere Güter von der Diele in die Böden als ehemals.

Aufbau.

Noch war das Wohnen primitiv. Das Haus außen schwerfällig, innen derb und urwüchsig gebaut. Das Baumaterial war, wie im frühen Mittelalter stets, das Holz.

auffoff.

Das Holz als Baustoff, wie beim Bauernhaus wurde auch hier ausschließlich Eiche verwendet, und die handwerkliche Überlieferung bedingten für den alten, ursprünglichen Einraum des Bürgerhauses dieselbe Konstruktion wie für die Diele des Bauernhauses. Das Bodgerüst war hier wie dort der tragende Teil und in seiner Hintereinanderstellung das raumbildende Element der Diele. Die Stadtgründung gab an sich keinen Anlaß, solange nur das Material dasselbe blieb, dieses Konstruktionsystem zu ändern. Eine Änderung tritt erst ein, als das Holz als statischer Teil aus den Umfassungswänden verschwindet. Das geschah schon sehr zeitig. Wegen seiner Feuergefährlichkeit wurde in den Städten frühzeitig seine Verwendung zum Wohnbau durch behördliche Verordnungen eingeschränkt. In den großen Hansastädten trat dieser Materialwechsel bei der raschen Entwidlung ihres wirtschaftlichen Lebens naturgemäß früher ein als in den meisten andern Städten. In Bremen geschah es ungefähr an der Wende des 13. Jahrhunderts. Lübeck war aber in dieser Zeit schon massiv gebaut.

Das Material, das an Stelle des Holzes trat, war Backstein großen Formates, der starkfugig vermauert wurde. Statt der Dielenständer und Kopfbänder trug nun aufsteigendes Mauerwerk, das als Brandmauer vom Nachbar trennte, die schwere Balkendecke.

Nur in Hamburg ist der Holzbau, wenigstens in den in jüngerer Zeit besiedelten Gebieten, auch in späteren Jahrhunderten noch Brauch gewesen und hat vereinzelt die alte Konstruktionsweise gewahrt. Ein 1686 erbautes Haus am Rödingsmarkt besitzt, wie auch sein Nachbargebäude, eine noch in jener alten zimmergerechten Weise konstruierte Diele. In Landstädten begegnet man ihr häufiger. Die Behandlung des Kopfbandes, das seine statische Funktion fast verloren hat und zur Anagge geworden ist, läßt aber erkennen, daß die rein sachliche Konstruktion im Schwinden war.

Als der Massivbau eintrat, wurden die Umfassungswände nicht in der heutigen Weise als glatte Mauerflächen gebildet. Die

Gotik war eine viel zu konstruktiv denkende Zeit, als daß sie das getan hätte.

Aus den Fundamenten der Längswände stiegen in ziemlichen Abständen Pfeiler auf, die sich unter der Dielendecke durch Stich- oder Kreisbögen schlossen. Auf dieser Bogenstellung, die sich in den Bodengeschossen an Abmessungen vermindert, an Zahl vermehrt, liegen die eichenen Deckenbalken als stark dimensionierte, unregelmäßig behauene Stämme in ungleichen Abständen.

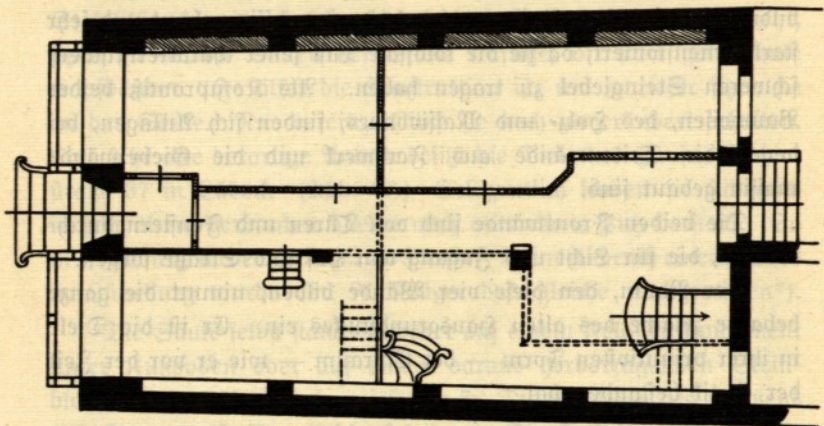


Abb. 14. Hamburg. Am Neß Nr. 6 (1880 abgebrochen).

Die eigentliche Wand wird durch schwaches Füllmauerwerk zwischen den starken Pfeilern gebildet. Die Wand ist also nur Füllung. Statische Funktion haben allein Pfeiler und Bogen, analog dem Ständer und Kopfband im Holzbau. Durch diese eigenartige Wandbildung entstehen Nischen von meist halber Pfeilerbreite.

So zeigte das Haus am Neß Nr. 6 in Hamburg (Abb. 14)* bei seinem Abbruch auf der Diele Pfeiler von 2 Fuß Breite, Stichbögen von 8—10 Fuß und Nischen von 1 Fuß Tiefe. Die Stärke der Füllmauer betrug 1 Fuß, die der Pfeiler 2.

*) Der Grundriß entstammt dem Archiv des Vereins für Hamburgische Geschichte.

Die Vorliebe einer späteren Zeit für glatte Wände hat die Nischen fast überall wieder vermauert, wie der Grundriß Abb. 14 auf der linken Seite erkennen läßt. Häufig sind auch Wandbildungen, bei denen die Pfeiler fehlten, nicht aber die Bogen. Die Wand ist dann stärker gemauert und die Bogen zur Vergrößerung des Balkenauflegers beginnen in dreiviertel Dielenhöhe auf konsolartigen Vorkragungen. Eine derartige Konstruktion besitzt die Diele des Hauses Marlesgrube Nr. 50 in Lübeck.

Die Vorder- und Rückwand der Diele haben für sie nur raumbildenden Charakter, sind aber durchgängig massiv gebaut und sehr stark dimensioniert, da sie die kolossale Last jener charakteristischen, schweren Steingiebel zu tragen haben. Als Kompromiß beider Bauweisen, des Holz- und Massivbaues, finden sich Anlagen, bei denen die Seitenwände aus Fachwerk und die Giebelwände massiv gebaut sind.

Die beiden Frontwände sind von Türen und Fenstern durchbrochen, die für Licht und Zugang von Hof und Straße sorgen.

Der Raum, den diese vier Wände bilden, nimmt die ganze bebaute Fläche des alten Hausgrundstückes ein. Er ist die Diele in ihrer primitivsten Form — der Einraum — wie er vor der Zeit der Gotik bestanden hat.

Decke. Sowohl die Schmalheit des Bauplatzes wie die überlieferte handwerkliche Bauweise bildeten eine Dielendecke, deren Balken parallel zu den Giebelwänden lagen. War das Grundstück sehr schmal, so lagen diese Balken auf den Umfassungswänden auf und trugen sich frei. Zunehmende Breite und Vergrößerung der Dachböden durch Übereinanderstellen von Speichergeschossen und damit Vermehrung der Last führten bei großen Spannweiten zu großen Durchbiegungen. Da stärkere Deckenhölzer meist nicht zu beschaffen waren, war eine Unterstützung der Balken nötig. Sie geschah durch einen Unterzug, der seine Auflager in den Frontwänden bekam und ungewöhnliche Abmessungen besaß. 40 cm und mehr Seitenlänge für den Querschnitt ist durchaus allgemein.

Unterzug. Bei großer Tiefe des Hauses mußte der Unterzug zur Vermeidung der Durchbiegung gestoßen werden. War dies nur einmal nötig, so geschah das in der Mitte. Schräger Stoß mit oder ohne

Verblattung verband die beiden Enden. Die Verbindungsstelle selbst brauchte eine Unterstützung durch eine Säule. Säule.

War das Haus ungewöhnlich tief, so waren doppelter Stoß und doppelte Säule nötig. (Abb. 14.)

Um die Sicherheit dieser Verbindung zu erhöhen und dem Drehen der Balkenenden zu begegnen, liegt zwischen ihnen und dem Säulenkopf ein starkes Sattelholz. Es ist meist ebenso stark wie der Unterzug und erreicht Längen bis zu 4 Meter. Zur Verstärkung der ganzen Konstruktion, vor allem zur Erhöhung der Stabilität, die im Holzbau durch den Dreiecksverband geschieht, sitzen zu beiden Seiten der Säule kräftige, oft stark gekrümmte Kopfbänder. Je älter die Konstruktion ist, um so tiefer sitzen sie an der Säule. Nur vereinzelt sind sie noch unverändert erhalten. Eine sehr alte derartige Anlage besitzt die Diele des Hauses Wahnstraße 37 in Lübeck. (Abb. 67.) Gelegentlich finden sie sich auch in sehr alten, verbauten Dielen noch unter dem Fuß versteckt. So in Lüneburg in der Lüne-Tor-Straße. Beim Abbruch eines Hauses in Lüneburg wurde von F. Krüger das gleiche nachgewiesen*).

Die Säule selbst stand entweder auf einem Feldsteinfundament unter Fußboden oder auf einem daraus hervorragenden Steinblock, wie in Lübeck Johannisstraße 7. Die Funktion des Stützens und Tragens ist überall scharf betont. Die statischen Verhältnisse treten klar und unverhüllt zutage.

Nicht überall wiederholt sich die Säule an der Rückwand der Diele. Meist liegt der Unterzug dort unmittelbar im Mauerwerk. In Hamburg und Bremen scheint aber in späterer Zeit die Säulenstellung an der Rückwand allgemein Brauch gewesen zu sein, was den Schluß auf Überlieferung zuläßt. In Lübeck ist die Säule an dieser Stelle jedoch unbekannt.

Die Lage des Unterzuges deckt sich nie mit der Achse des Hauses. Er ist stets zur Seite geschoben und abhängig von der Stellung der Eingangstür, über der er niemals liegt. Es kann hierin eine Nachwirkung der Holzbauweise erblickt werden, wo der Unterzug auf einer Säule neben dem Türpfosten lag. Richtiger dürfte wohl die Annahme sein, daß der hohe Spitzbogen, der in der Zeit der Gotik

*) Vgl. Zeitschrift für Architektur- u. Ingenieurwesen 1902, Heft 5.

die Tür schloß, keine andere Lage zuließ, wenn nicht die Stabilität gefährdet werden sollte.

Da eine große Anzahl der Häuser in dieser Zeit erbaut worden ist, bei denen bei späteren Umbauten der Spitzbogen entfernt und durch einen geraden Sturz ersetzt wurde, so ist es leicht erklärlich, weshalb das Auflager auch bei diesen Anlagen, die meist nichts gotisches mehr an sich haben, neben der Tür liegt.

Breite Anlagen, die infolge der großen Spannweite stets einen Unterzug besitzen, haben die Tür in der Mitte, schmale haben sie zur Seite. (Abb. 14, 15.) Die verfügbliche Mauerfläche neben der Tür wurde bei beiden Typen in je ein breites, hohes Fenster aufgelöst, so daß von der Wand nur wenige, aber sehr tiefe Pfeiler übrig blieben. In ähnlicher Weise war die Rückwand der Diele völlig in Fensterflächen aufgelöst.

Es ist natürlich, daß ein Raum wie die Diele, der zu allen Zeiten dem täglichen Leben gedient hat, in dem das häusliche und wirtschaftliche Treiben sich in allen seinen Phasen projiziert hat, seinen ursprünglichen Zustand sehr bald geändert haben muß. Denn es ist nichts ein so genauer Gradmesser menschlicher Kultur als der Wohnraum. Ihre Steigerung bedingt seine Änderung.

Der alte Einraum erfuhr seine erste Änderung wahrscheinlich in der Frühgotik, vielleicht auch schon in der spätromanischen Zeit, ebenda als die primitiven Lebensformen sich zu heben begannen und das Verlangen nach einem abgeschlossenen Raum sich einstellte, um das interne Familienleben vom Wirtschaftsgetriebe zu trennen.

rhe
erstube. Unterzug und Säule hatten ja schon die erste, leichte Raumeinteilung herbeigeführt. Nun erst wird sie vollständig. Analog dem Bauernhaus, bei dem für die gleichen Bedürfnisse, nur um sehr viel später, die angebauten Stuben entstanden, wird in die Diele ein Raum eingebaut, von ihrem Gesamtraum eine Ecke abgeteilt. Die Straße, die im Mittelalter zu nicht geringem Teile Schauplatz des Lebens war, bedingte naturgemäß die Lage dieser Stube an der ihr zugekehrten Seite der Diele; links oder rechts vom Eingang, beide Lagen waren üblich, aber rechts scheint Regel gewesen zu sein. Da wo Unterzug und Säulen vorhanden waren, wurden diese für die Lage dieser Stube bestimmend, denn sie

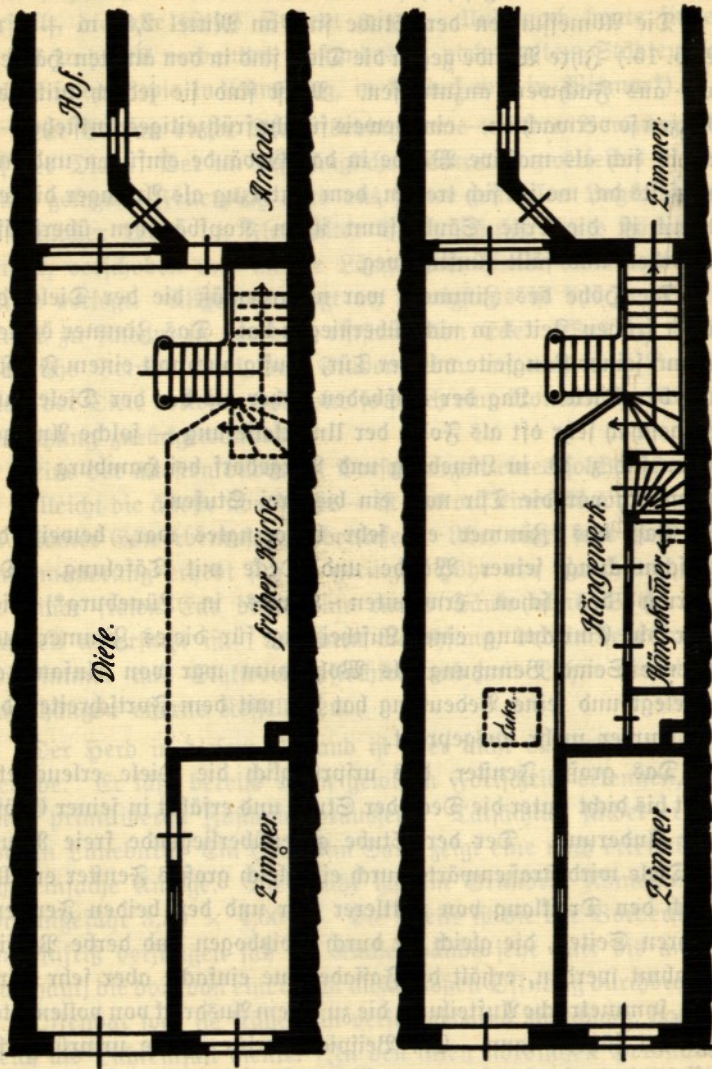


Abb. 15. Lübeck. Marlesgrube,] [Abb. 16. Lübeck. Marlesgrube,
Erdgeschoss.] Zwischengeschoss.

erleichterten die Wandbildung, wenn sie in dieselbe einbezogen wurden. Und das geschah stets. ↘

Die Abmessungen der Stube sind im Mittel 2,50 m + 4 m. (Abb. 15.) Ihre Wände gegen die Diele sind in den ältesten Häusern noch aus Fachwerk anzutreffen. Meist sind sie jedoch mit dem Ganzen so verwachsen — ein Beweis für ihr frühzeitiges Entstehen —, daß sie sich als massive Wände in das Gebäude einfügen und nun ihrerseits da, wo sie sich treffen, dem Unterzug als Auflager dienen. Damit ist die erste Säule samt ihren Kopfbändern überflüssig geworden und fällt künftig weg.

Die Höhe des Zimmers war naturgemäß die der Diele, die in der frühen Zeit 4 m nicht überstiegen hat. Das Zimmer öffnete sich auf seiner Längseite mit der Tür, häufig auch mit einem Fenster nach der Diele. Lag der Fußboden höher als der der Diele, und das geschah sehr oft als Folge der Unterkellerung — solche Anlagen finden sich z. B. in Lüneburg und Bergedorf bei Hamburg —, so legten sich vor die Tür noch ein bis drei Stufen.

Daß das Zimmer ein sehr bevorzugtes war, beweist die Ausschmückung seiner Wände und Decke mit Täfelung. Der Abbruch des schon erwähnten Hauses in Lüneburg*) ließ sogar die Einrichtung einer Luftheizung für dieses Zimmer auffinden. Seine Benutzung als Wohnraum war von Anfang an festgelegt und seine Bedeutung hat sich mit dem Fortschreiten der Zeit immer mehr ausgeprägt.

fenster.

Das große Fenster, das ursprünglich die Diele erleuchtete, reicht bis dicht unter die Decke der Stube und erfährt in seiner Größe keine Änderung. Der der Stube gegenüberliegende freie Raum der Diele wird straßenwärts durch ein gleich großes Fenster erhellt. Durch den Dreiklang von mittlerer Tür und den beiden Fenstern zu ihren Seiten, die gleich ihr durch Spitzbogen und derbe Profile umrahmt werden, erhält die Fassade eine einfache aber sehr wirksame, symmetrische Aufteilung, die zu einem Ausdruck von vollendeter Eigenart führen kann. Ein Beispiel hierfür ist die ursprüngliche Fassade des abgebrochenen englischen Hauses in Hamburg. Eine Abbildung dieses Hauses befindet sich bei „Mehlhof, alte Hamburgische Bauweise.“ Mancher alte Stich enthält Darstellungen

*) Zeitschrift für Architektur- und Ingenieurwesen 1902, Heft 5.

solcher Hausansichten. So besitzt das Archiv zu Rostock eine Rolle, die auf ihrer stattlichen Länge von 20 m Rostocker Häuser von 1480 darstellt, die alle dieses System zeigen. Und noch heute findet es sich trotz des verbauten Zustandes in vielen alten Städten, in Lübeck sowohl wie in Lüneburg, in Rostock wie in Wismar*).

Der Einbau dieser Stube bedingt eine weitere Veränderung auf der Diele. Der im ursprünglichen Einraum zweifellos in der Mitte gelegene Feuerplatz wird aus seiner zentralen Lage, die er in ähnlicher Weise im Flett alter Bauernhäuser heute noch einnimmt, verschoben und an die Längswand hinter die eingebaute Stube verlegt. Allgemein liegt er, wenigstens ist das heute fast immer zu finden, in der dort entstandenen Ecke. Was der wirtschaftliche Betrieb durch den Stubeneinbau an nutzbarer Bodenfläche der Diele verloren hat, wird so durch eine ökonomische Raumausnutzung zurückgewonnen.

Eine der ältesten bildlichen Darstellungen eines solchen Herdes — vielleicht die älteste überhaupt — ist uns auf einer Wappenscheibe im Bremer Gewerbemuseum überliefert. Über einer sehr niedrigen Untermauerung erhebt sich in geringer Höhe ein Rauchfang, der an seiner freien Ecke durch eine runde Säule ohne Sockel und Kapitell unterstützt ist. Aus dem Rauchfang, der in sehr früher Zeit immer aus Stakwerk geflochten und mit Lehm verstrichen war, hängen eiserne Kesselhaken.

Der Herd in diesem Zustand ist aber nicht ein ursprüngliches Gebilde. Er läßt bereits einen gewissen Fortschritt erkennen, der einen primitiveren Zustand voraussetzt. Tatsächlich findet er sich noch in Lüneburg. Ein Haus Am Sand zeigt eine noch erkennbare, sehr einfache Anlage. Die Küche hat im Grundriß Abmessungen von ungefähr 3,50 × 4,00 m. Die Breite ist die der Vorderstube. Im Aufriß verzüngen sich die Küchenwände sehr stark bis an die Dachhaut, die dort von einer nicht allzu großen Öffnung durchbrochen ist. Offenbar war sie früher ein verschließbares Rauchloch, das zugleich als Lichteinfall diente. In den alten nordischen Herdstuben findet sich noch heute genau dieselbe Anlage. Unter dieser Öffnung lag — ursprünglich auch freistehend — die Feuerstätte. Allmähliche

*) Vgl. Lichtwarf: Herde und Fenster.

Wandlungen haben sie schließlich wie im Bauernhause auch an die Wand gerückt und damit ihre Gestaltung geändert, bis aus der primitiven, offenen Feuerstätte im Laufe der Zeit der Herd wurde, aus dem sich der Kamin entwickelt hat.

Eine gleiche Anlage befand sich ebenfalls in Lüneburg in der Unteren Schrangensstraße, wo sie erst vor wenigen Jahren durch feuerpolizeiliche Anordnungen entfernt worden ist, aber an Resten sich noch nachweisen läßt.

Aus diesen Anlagen folgt, daß der Küchenraum nach der Diele ursprünglich offen war. Das beweist außer jener Wappenscheibe im Bremer Museum auch der gleichmäßige Fußbodenbelag in Küche und Diele.

Abzug. Das Bürgerhaus besaß früher keinen Schornstein. Er ist eine Erscheinung, die erst in späterer Zeit auftrat. Der Abzug des Rauches geschah vielmehr durch jene Rauchöffnung im Dach, vielleicht auch — wenigstens bei kleinen Häusern — durch Wandöffnungen, die direkt nach außen führten. Diese Art findet sich in zwei Häusern in Kostock noch heute. Möglicherweise entwich der Rauch auch durch die Türöffnung wie im Bauernhause.

Treppe. Zur Vervollständigung der Diele dieser Zeit bedarf es noch der Erwähnung eines wichtigen Teiles. Das ist die Verbindung nach den über der Decke gelegenen Bodenräumen. Ihre Zugänglichkeit geschah, wie stets im Mittelalter, wenn Niveaudifferenzen im Raume zu überwinden waren, durch eine Wendeltreppe. Über ihre Lage auf der Diele mag man wohl gelegentlich im Zweifel sein. In der frühgotischen Zeit dürfte sie allgemein hinter der Küche oder, da diese als besonderer Raum noch nicht bestand, hinter dem Rauchfang gelegen haben, und zwar war sie stets freistehend. Nur in ganz wenigen Fällen ist sie noch zu finden. Die älteste dem Verfasser bekannt gewordene Anlage dieser Art scheint dem ursprünglichen Zustand sehr nahezu kommen. Abb. 17 zeigt die Treppe aus dem bereits erwähnten Hause Untere Schrangensstraße in Lüneburg, wo trotz der Einbauten die frühere freie Stellung noch zu erkennen ist.

Im Laufe der Zeit erfuhr die Treppe eine ähnliche Verschiebung wie die Feuerstätte. Der gleiche Anlaß besserer Raumbenutzung schob auch sie allmählich in die Nähe der Wand, bis sie im Laufe der

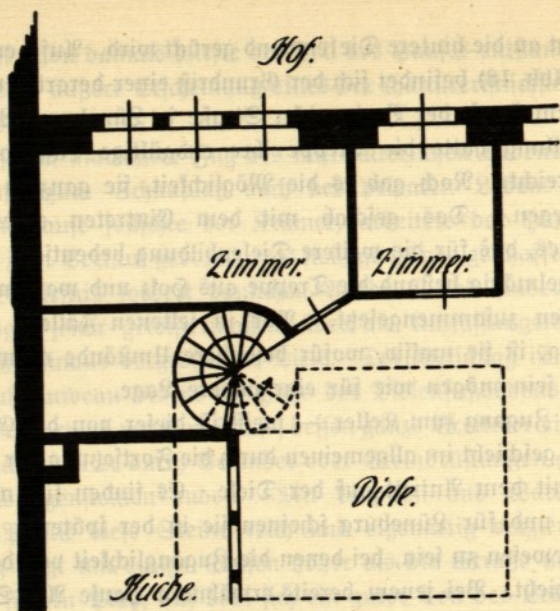


Abb. 17. Lüneburg. Untere Schramgenstraße.

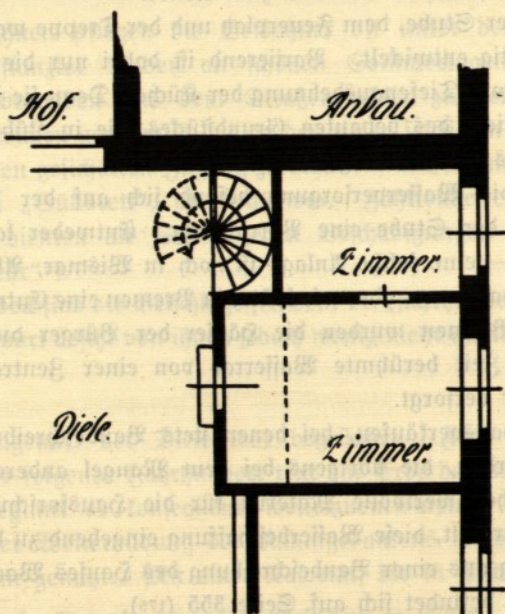


Abb. 18. Lüneburg. Bardowider Straße.

Zeit dicht an die hintere Dielelwand gerückt wird. Auf der gleichen Seite (Abb. 18) befindet sich der Grundriß einer derartigen Treppe aus einem Hause der Bardowicker Straße in Lüneburg. Mit dieser Wandstellung hatte die Treppe ihre endgültige Lage aber noch nicht erreicht. Noch gab es die Möglichkeit, sie ganz in die Ecke zu verlegen. Das geschah mit dem Eintreten eines neuen Momentes, das für die weitere Dielebildung bedeutsam wird.

Regelmäßig bestand die Treppe aus Holz und war aus derben Blockstufen zusammengesetzt. Nur in seltenen Fällen, z. B. in Lüneburg, ist sie massiv, wofür besondere Umstände ebenso Anlaß gewesen sein mögen wie für eine andere Lage.

Der Zugang zum Keller — meist ist dieser von der Größe der Diele — geschieht im allgemeinen durch die Fortsetzung der Wendeltreppe mit dem Antritt auf der Diele. Es finden sich aber auch Anlagen und für Lüneburg scheinen sie in der späteren Zeit fast typisch gewesen zu sein, bei denen die Zugänglichkeit von der Küche aus geschieht. Bei jenem bereits erwähnten Hause Am Sande in Lüneburg führen von ihr aus unmittelbar die Stufen an ihrer hinteren Schmalseite abwärts zum Keller.

Mit der Stube, dem Feuerplatz und der Treppe war die Diele nun einseitig entwickelt. Variierend ist dabei nur die mehr oder weniger große Tiefenausdehnung der Küche. Denn sie ist abhängig von der Tiefe des bebauten Grundstückes, die in Lübeck weniger groß ist als in Hamburg und Bremen.

Für die Wasserversorgung befand sich auf der Vorderdiele gegenüber der Stube eine Vorrichtung. Entweder lag dort ein Brunnen — eine solche Anlage ist noch in Wismar, Altwismarerstraße, vorhanden — oder wie später in Bremen eine Entnahmestelle. Denn in Bremen wurden die Häuser der Bürger durch das in damaliger Zeit berühmte Wasserrad von einer Zentralstelle aus mit Wasser versorgt.

Bei Hausverkäufen, bei denen stets Baubeschreibungen aufgestellt wurden, die übrigens bei dem Mangel anderer Quellen noch manches wertvolle Material für die Hausforschung bieten, wird nie verfehlt, diese Wasserbeschaffung eingehend zu beschreiben. Ein Auszug aus einer Baubeschreibung des Hauses Wachtstraße 32 in Bremen befindet sich auf Seite 355 (175).

Wohl schon damals dürfte der Teil des Hauses entstanden sein, Beischlag.
 der für seine äußere Erscheinung eines der charakteristischsten Merkmale bildet.

Es ist ein markanter Zug des mittelalterlichen Lebens, daß es die Straße zum Schauplatz auch des privaten Lebens machte. Vor dem Hause feilschte der Krämer, arbeitete der Handwerker und wird zum Verkauf geboten, was fleißige Hände geschaffen haben. Dieses Bedürfnis fordert baulichen Ausdruck und findet ihn im „Beischlag“, jener gewissermaßen über die Umfassungswand auf die Straße hinaus vergrößerten Diele. Der Beischlag ist ein über das Straßenniveau bis in die Höhe des Dielenfußbodens herausgehobener Vorplatz vor dem Hause, dessen ganze Breite er einnimmt. Vom Nachbar ist er durch Geländer oder Steinbrüstungen getrennt, die in Wangensteinen enden. Mit Wappen und Warenzeichen hat die Plastik diese Steine reich und eigenartig verziert. Der Beischlag liegt um einige Stufen höher als die Straße und bietet so einen sichern Platz, auf dem sich ein guter Teil des Lebens, das auf die Diele gehört, ungestört vom Straßengetriebe behaglich entfaltet.

„Auf ihnen pflegen die Bewohner oft unter dem Schutze danebengepflanzter Linden an schönen Sommertagen ihre Geschäfte zu betreiben und dem Straßenverkehr zuzusehen. Die Beischläge reichen gewöhnlich bis an den tiefen seitlichen Kinnstein, der, um einen gesicherten Zugang zu erhalten, mit einem hölzernen Brett, dem „Süllbrett“, überdeckt war. Zahlreiche eingelassene Prellsteine dienten als Schutz gegen Beschädigungen durch den Wagenverkehr“*).

In Lübeck sind die Beischläge seit dem 14. Jahrhundert bekannt. Die Gegenwart besitzt von ihnen jedoch wenig mehr als kümmerliche Reste.

Die Eigenart der Diele war begründet. Ihre Form Erste Oberstufe
 prägt. Das folgende Jahrhundert tritt das Erbe des vergangenen an und beginnt es konsequent weiterzuentwickeln. Die Möglichkeiten der Weiterbildung des Raumgedankens werden erkannt und langsam genutzt. Mit einer Naivetät, die in Erstaunen setzt,

*) Strud: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.

wird ein Raumproblem in jener schlichten Natürlichkeit gelöst, die stets ein Zeichen von Vollendung ist.

Die Kultur war weitergediehen, die Lebensformen hatten sich gehoben, Lebensgewohnheiten sich geändert. Ein vermehrtes Raumbedürfnis war entstanden. Vom Hause wurde größere Wohnlichkeit verlangt als bisher, eine Trennung des Wohnlebens vom Geschäftsbetriebe erstrebt. Das Verlangen nach neuen Räumen war eine eindringliche Forderung der neuen Zeit, der die Baukunst in ihrer Weise gerecht wird.

Unter der Notwendigkeit, den freien Dielenraum nicht einzuschränken und im Bewußtsein der Nutzlosigkeit des überhohen Vorderzimmers, dessen Höhe es nur schwer heizbar und nicht sonderlich wohnlich machte, setzt dort die Weiterentwicklung ein, indem sie in den Raum eine Zwischendecke einzieht. Durch sie wird das hohe Zimmer in zwei niedrige geteilt. Es entsteht eine obere Stube, deren Höhe freilich das Minimalmaß erreicht. Sie ist selten über zwei Meter hoch und meist so niedrig, daß ein Mensch von mittlerer Größe eben noch stehen kann. Benutzt wurde das Zimmer wahrscheinlich von Anbeginn an als Schlafraum. Die genaue Datierung, wann die beiden Stuben Brauch wurden, ist mangels zuverlässiger Angaben kaum möglich. Im 17. Jahrhundert scheinen sie aber allgemein bekannt gewesen zu sein.

Fenster. In der schlichten Einfachheit damaliger Bauweise wurde die Zwischendecke an die lang durchgehende Fensterwand geschoben, so daß die Straßenseite des Zimmers eine brüstungslose Fensterfläche ist. Um den Lichtverlust für das Parterrezimmer möglichst gering zu gestalten, steigt die Zwischendecke, deren Balken parallel zur Frontwand liegen, vom letzten Balken straßenwärts gegen die Fensterfläche schräg an. Die Schräge beträgt ungefähr 50 cm und erstreckt sich auf die ganze Breite des Fensters. Die auf diese Weise vergrößerte Lichtöffnung zur Erreichung eines möglichst großen Lichteinfalles wurde in ihrer Wirkung unterstützt durch Mörtelbewurf oder hellen Anstrich der Fensterlaibungen und Decke. Die durch die Schräge im Fußboden der oberen Stube zumeist entstehende Ungleichheit wird durch eine oder mehrere Stufen verdeckt. Der Sturz des oberen Fensters ist in derselben Weise abgeschragt wie der im unteren Zimmer.

Beide Räume öffnen sich auf ihrer Längsseite meist durch ein Fenster nach der Diele. Nicht selten — und das ist vor allem in der späteren Zeit oft der Fall — auch durch eine Anzahl niedriger, galerieartig zusammengezogener Fenster.

Die Überwindung des Höhenunterschiedes zwischen dem neuen Raum und der Diele geschieht in einer durchaus eigenartigen Weise. Es entsteht ein Treppenmotiv, das im Laufe seiner Entwicklung zum architektonisch wichtigsten Teil der Diele wird. Es wird zu dem, was man mit Recht als das eigentliche Dielenmotiv bezeichnet.

Durch eine Treppe direkt von der Diele in das obere Zimmer zu gelangen, war ausgeschlossen. Sie hätte nur an der Längsseite der beiden Räume liegen können. Ein Einbau an dieser Stelle hätte aber die freie Zugänglichkeit der Diele behindert und ihr Licht entzogen. Beides mußte vermieden werden. Die Stube konnte nur auf ihrer Schmalseite erreichbar gemacht werden. Und das konnte nicht unmittelbar durch eine Treppe geschehen, die der Rauchfang verhindert haben würde, sondern mußte durch eine Galerie erreicht werden, die den Raum mit der auf der Hinterdiele gelegenen Wendeltreppe verband.

Diese Galerie liegt über dem Küchenraum vor der Schräge des Rauchfanges. Sie streicht an den Säulen vorüber, ohne mit ihnen in Verbindung zu stehen. Da die diese Galerie bildenden Balken weder an der Wendeltreppe noch in der Wand des Vorderzimmers ein sicheres Auflager hatten, und man durch Säulenunterstützungen offenbar den freien Küchenraum nicht einschränken oder wenigstens den freien Verkehr nicht einengen wollte, versiel man auf eine andere Konstruktionsweise. Statt unterstützt zu werden, wurde die Galerie an die Deckenbalken gehängt. Diese Konstruktion gab ihr die Bezeichnung „Hängegalerie“ oder „Hängelgalerie“.

Damit war die Zugänglichkeit der Vorderstube — wenn auch ein wenig umständlich — von der vorhandenen Treppe aus erreicht und dem Dielenbau keine Bodensfläche entzogen. Das Wohnleben dehnte sich aus, ohne das Wirtschaftsleben eingeengt zu haben.

Die Entstehung dieser Galerieanlage in ihrer primitivsten Form ist noch nachweisbar in dem schon mehrfach erwähnten

Hause Am Sande in Lüneburg, wo Galeriereste sich noch im Rauchfang erkennen lassen. Die Diele eines Hauses in der Unteren Schramgenstraße in Lüneburg besaß noch vor wenig Jahren eine ähnliche Anlage. (Abb. 17.) Die Breite der Galerie ist frühzeitig naturgemäß sehr gering, denn sie konnte sich nur ausdehnen zwischen der vorderen Kante der Rauchfangschräge und der gedachten Verlängerung der Stubenwand. Das war nur wenig bei der weiten Ausladung des Rauchfanges.

Anfangs war die Galerie nicht viel mehr als ein Notbehelf. Allmählich gewinnt sie aber an Bedeutung und erhält andere Breitenabmessungen. Das konnte geschehen, als der Rauchfang verkleinert wurde. Was er an Breite und Tiefe verlor, gewann die Galerie an Grundfläche. Als er im Laufe der Zeit zum einfachen weiten Schornstein geworden war, der in der Ecke liegt, konnte sich die Galerie bis zur Wand ausdehnen. (Abb. 15, 17.) War sie ehemals kaum einen Meter breit, so nimmt sie jetzt mit der Länge auch die Breite des unter ihr liegenden Küchenraumes ein. Denn ihre Länge war vom Anfang an bestimmt durch die Lage der Treppe und ihre Grundfläche entspricht nun der des Küchenraumes.

Mit der Ausdehnung ändert sich auch die Konstruktion der Galerie. Sie bedarf nur noch der einseitigen Aufhängung, da sie auf der äußeren Seite auf der Wand aufliegt. Entweder liegen die Stichbalken unmittelbar auf oder im Mauerwerk oder auf einem Rahmenholz, das als Mauerlatte dient.

Treppe und Galerie sind sehr bald sehr eng verwachsen. Das zeigt ihre Verbindungsstelle. Dort erhält die Wendeltreppe regelmäßig in dem sonst ununterbrochenem Laufe ihrer Stufen eine breitere Antrittsstufe. Daraus ist ersichtlich, daß beide, Treppe und Galerie, entweder gleichzeitig entstanden sind oder die Treppe später eingebaut ist, auf keinen Fall ist sie früher als die Galerie.

Für den bloßen Verkehr nach der oberen Stube war die vergrößerte Breite der Galerie überflüssig. Das wurde sehr bald erkannt und ausgenutzt. Praktischen Sinnes wurde der auf der Galerie gewonnene Raum durch Verschläge abgeschlagen. Es entstehen Kammern, die dicht an der Brandmauer liegen und

sich auf die Galerie in kleine, oft zusammenhängende Fenster öffnen.

Ein gutes Beispiel solch einer Anlage befindet sich im Hause Langer Lohberg Nr. 47 in Lübeck. (Abb. 19.) Die auf diese

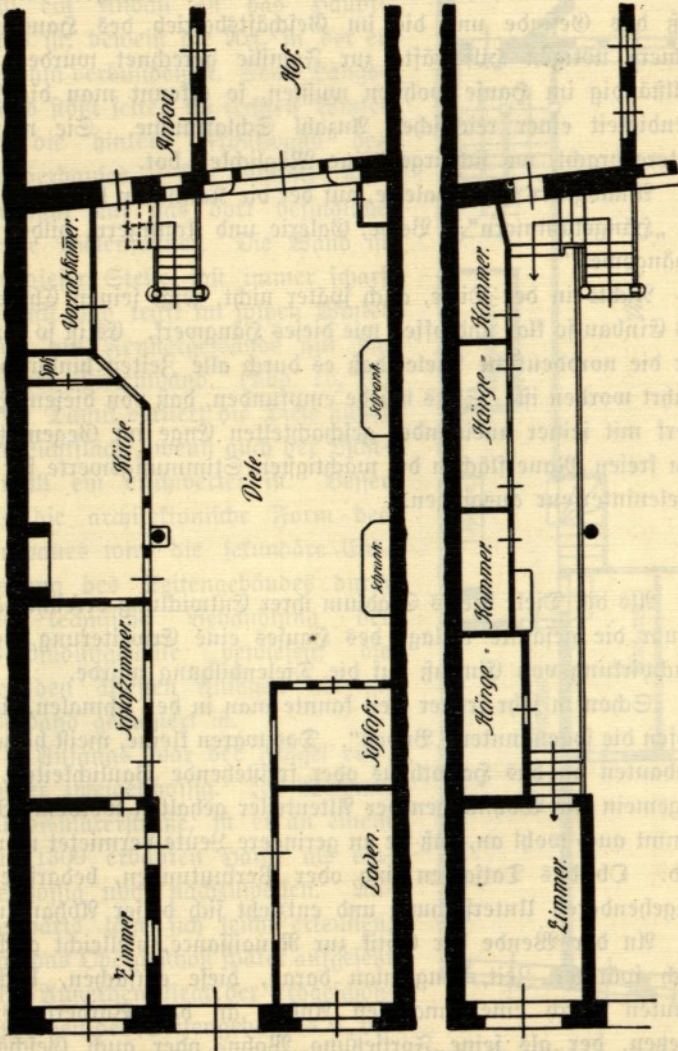


Abb. 19. Lübeck. Langer Lohberg, Erd- und Zwischengeschoss.

Weise gewonnenen Räume sind zwar mangelhaft indirekt beleuchtet und sprechen jeder sanitären Anforderung Hohn. Sie dienten ausnahmslos als Schlaffkammern für das Gesinde, eine Benutzung, die sie selbst heutigen Tags noch erfahren.

Wenn man sich der mittelalterlichen Gewohnheit erinnert, daß das Gesinde und die im Geschäftsbetrieb des Hauseigentümers nötigen Hilfskräfte zur Familie gerechnet wurden und vollständig im Hause wohnen mußten, so erkennt man die Notwendigkeit einer reichlichen Anzahl Schlafräume. Sie wurden untergebracht, wo sich irgendeine Möglichkeit bot.

Analog der Hängegalerie, auf der die Kammern liegen, heißen sie „Hängekammern“. Beide, Galerie und Kammern, bilden das „Hängewerk“.

Nichts in der Diele, auch später nicht, zeigt seinen Charakter als Einbau so klar und offen wie dieses Hängewerk. Es ist so typisch für die norddeutsche Diele, daß es durch alle Zeiten hindurch gewahrt worden ist. Stets wurde empfunden, daß von diesem Holzwerk mit seiner aneinander geschachtelten Enge im Gegensatz zu den freien Mauerflächen die mächtigsten Stimmungswerte für das Dieleninterieur ausgingen.

Als die Diele dieses Stadium ihrer Entwicklung erreicht hatte, erfuhr die gesamte Anlage des Hauses eine Erweiterung, deren Rückwirkung von Einfluß auf die Dielenbildung wurde.

Buden.

Schon in sehr früher Zeit kannte man in den schmalen, tiefen Höfen die sogenannten „Buden“. Das waren kleine, meist hölzerne Neubauten an das Haupthaus oder freistehende Baulichkeiten, die allgemein für Wohnungen der Altenteiler gehalten werden. Man nimmt auch wohl an, daß sie an geringere Leute vermietet worden sind. Ob das Tatsachen sind oder Vermutungen, bedarf einer eingehenderen Untersuchung und entzieht sich dieser Abhandlung.

Anbau.

An der Wende der Gotik zur Renaissance, vielleicht auch in noch späterer Zeit, ging man daran, diese einfachen, leichten Bauten durch einen massiven Anbau an das Vorderhaus zu ersetzen, der als seine Fortsetzung Wohn- oder auch Geschäftszwecken gedient hat. Später schob sich an diesen Flügel noch ein

quergestelltes Hintergebäude, das sich in Hamburg, bestimmt durch seine Lage am Flekt, als vollständiges Speicherhaus sehr eigenartig entwickelt hat.

Daß der erstgenannte Flügelbau ein Anbau an das Haupthaus ist, beweist die Art, in der er mit ihm verbunden ist. Seine Längswand stößt selten im rechten Winkel an die hintere Frontwand des Vorderhauses. Sie nimmt stets Rücksicht auf das dort befindliche große Dielenfenster. Die Wand ist an dieser Stelle fast immer scharf geknickt und trifft im spitzen Winkel dicht am Fenstergewände auf die hintere Dielenwand. (Abb. 15, 16, 20.) Damit verliert die Diele nichts an Lichtfläche, wenn auch der Lichteinfall ein erschwerter ist. Besser als die architektonische Form des Aufbaues wird die sekundäre Entstehung des Seitengebäudes durch die technische Behandlung der Verbindungsstelle bewiesen, die bei den ältesten Anlagen nie im Verband gemauert ist.

Anfangs war der Flügel ein-, später zweigeschossig. In Wismar, Altwismarerstraße, ist er an einem um 1300 erbauten Hause als eingeschossig noch nachzuweisen. Anderwärts läßt sich leicht erkennen, daß das Obergeschoß später aufgesetzt ist. Außerdem liegt der Erdgeschoßfußboden des Seitengebäudes $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m über der Diele und ist unterkellert.

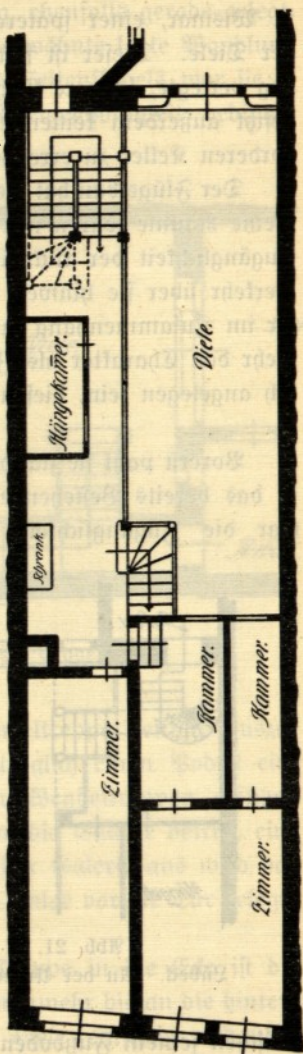


Abb. 20. Lübeck. Untertrave, Zwischengeschoß.

Keller.

Die Konstruktion dieses Kellers ist anders als die desjenigen unter der Diele. Jener ist gewölbt und erweist sich allein schon dadurch wie auch durch die Rippenprofile seiner Gewölbe, z. B. in Wismar, einer späteren Zeit angehörig als der Keller unter der Diele. Dieser ist fast ausschließlich in der alten Weise durch eng verlegte, schwere Eichenbalken überdeckt. Der hintere Keller besitzt außerdem keinen eigenen Eingang. Er ist nur von dem vorderen Keller zu erreichen, dessen Treppe auf der Diele antritt.

Der Flügelbau hat weder eine äußere noch eine innere Treppe. Seine Räume waren nur von der Diele aus zu erreichen. Diese Zugänglichkeit der rückwärtigen Zimmer von der Diele und der Verkehr über sie hinweg nach dem Hofe und Hintergebäude gibt ihr im Zusammenhang mit dem eigentlichen Hausbetriebe immer mehr den Charakter als Zentralraum. Die folgende Zeit läßt es sich angelegen sein, diesen Raumgedanken weiterzuentfalten.

Zugänglichkeit
des Hauses.

Vorerst paßt sie sich dem Vorhandenen an und fügt das Neue in das bereits Bestehende ein. Das neue Element für die Diele war die Zugänglichkeit des Anbaues. Der Höhenunterschied

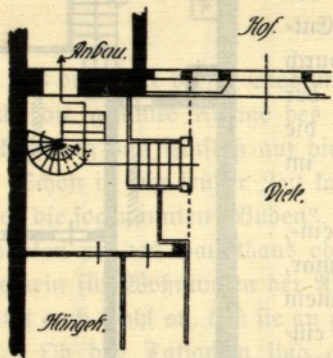


Abb. 21.

Lübeck. An der Untertrave.

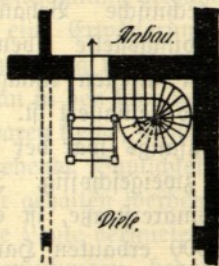


Abb. 22. Hamburg.

Am Hüfter (abgebr.).

zwischen seinem Fußboden und dem der Diele wird durch Stufen überwunden, die sich frei vor die Tür legen. Ihre Zahl wechselt, beträgt aber im allgemeinen nicht mehr als drei. Mit dem Fortschreiten der Zeit werden diese in die übrige Treppenanlage ein-

bezogen. Das geschieht dadurch, daß sie erst auf einen Podest führen, auf dem die Wendeltreppe antritt. (Abb. 22.) Des besseren Antritts wegen werden deren erste Stufen, wie bei dem abgebrochenen Hause am Hürter in Hamburg, ebenfalls gerade gelegt. Nunmehr hatte die Treppe jene bereits erwähnte letzte Wandlung erfahren. Denn durch den Anbau des Seitenflügels war sie in die Ecke verschoben worden; dessen Zweigeschossigkeit bedingte eine weitere Veränderung an ihr.

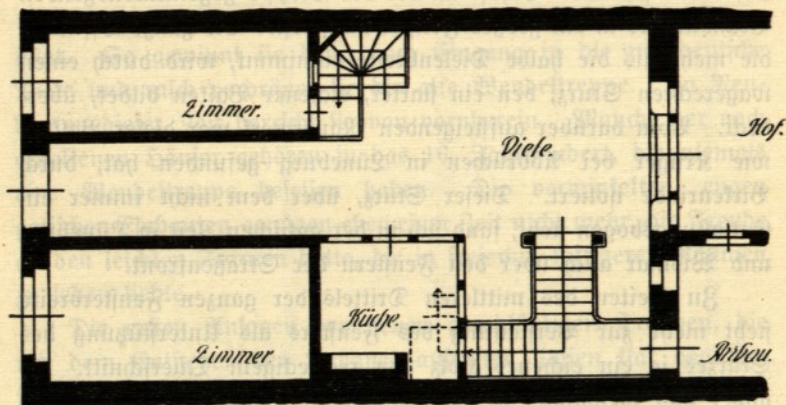


Abb. 23. Lübeck. Wahnstraße, Erdgeschoss.

Die Gefährlichkeit, von der Wendeltreppe seitlich auszutreten, hat bei der Unmöglichkeit, nachträglich einen Podest einzusetzen, sehr bald zu Neuanlagen von Wendeltreppen geführt, in deren Verlauf an der Stelle, wo man die Galerie betritt, eine breite Antrittsstufe eingefügt ist. Von der Galerie aus wird das Flügelgeschloß entweder direkt oder durch einige vor die Tür gelegte Differenzstufen betreten.

Verschiebung
der Treppe.

Die Folge der Verschiebung der Treppe in die Ecke ist die Verlängerung des Hängwerkes, das sich nunmehr bis an die hintere Giebelwand erstreckt. Damit ist die Diele einseitig endgültig eingebaut.

Wenn zwischen der Tür, die im Erdgeschloß nach dem Anbau führt, und der gebrochenen Umfassungswand noch Raum vor-

handen ist, so befindet sich dort ein Fenster, klein und schmal, nur eben so groß, um vom Zimmer aus auf die Diele sehen zu können. (Abb. 19, 23.) Die Bauernhausdiele kannte ein ähnliches Fenster.

Durch ihre Ecklage entzog sich die Treppe der direkten Belichtung und war deshalb immer sehr dunkel und im Verein mit ihrer Steilheit schwer zu gehen.

enfter.

Der nach dem Hofe liegende Teil der Dielenwand ist bis auf einen schmalen Schaft an der der Treppe gegenüberliegenden Brandmauer in ein großes Fenster aufgelöst. Die ganze Öffnung, die mehr als die halbe Dielenbreite einnimmt, wird durch einen wagerechten Sturz, den ein starker, eichener Balken bildet, überdeckt. Vom darüber aufsteigenden Mauerwerk war dieser Balken, wie Krüger bei Abbrüchen in Lüneburg gefunden hat, durch Birkenrinde isoliert. Dieser Sturz, über dem nicht immer ein Entlastungsbogen steht, fand sich in der gotischen Zeit in Lüneburg und Wismar auch über den Fenstern der Straßenfront.

Zu Seiten des mittleren Drittels der ganzen Fensterbreite steht mehr zur Versteifung des Fensters als Unterstüzung des Sturzes je ein eichenes Holz von rechteckigem Querschnitt. Es bildet das Gewände für das eigentliche Fenster. In besonders wohlhabenden Häusern sind diese Pfeiler auch aus Stein gebildet, wofür es noch spärliche Reste in Bremen, Wachstraße 32, und in Lübeck, Johannisstraße 7, gibt. Die beiden äußeren Drittel des Fensters sind bis auf ungefähr 1 m durch eine 1—1½ Stein alten Formates starke Brüstung geschlossen. (Abb. 54.) Im mittleren Drittel führt die Tür nach dem Hofe. Vor ihr liegen in Lübeck ein bis drei Stufen, die nach dem höher gelegenen Hofe führen. In Hamburg legten sie sich im Gegensatz hierzu in größerer Anzahl vor die Außenseite der Tür, da der Hof wesentlich tiefer lag als die Diele. (Abb. 14.)

Nicht immer ist das dreiteilige System der Fenstertheilung so gleichmäßig entwickelt. Oft findet sich die Tür der Treppe näher, oft entfernter. Häufig ist die Aufteilung auch zwei oder vierteilig.

äußere
Treppe.

Eine der vielen Eigenheiten mittelalterlicher Bauweise war die Wendeltreppe. Sie besaß unumschränkte Herrschaft und ist

ebenso ein Charakteristikum der gotischen Bauweise wie der Spitzbogen. Aber schon beginnen Strömungen in der Baugeschichte. Die Renaissance dringt ein, ringt mit der Gotik und überwindet sie. Der nüchterne Sinn des norddeutschen Bürgers, der als kluger Kaufmann praktisch dachte, verschmähte vorerst die phantastischen Schmuckgebilde der Renaissance. Er läßt sich aber gern von ihr da beeinflussen, wo sie sachlicher ist als die heimische Bauweise. Und in nichts ist es die Renaissance mehr als in ihrer Treppe. Ihre Einfachheit und Zweckmäßigkeit bedingte ihren Siegeszug — vielleicht hat sie sogar den der Renaissance unterstützt. So gewinnt sie denn auch Eingang in die norddeutsche Diele und rasch verdrängt sie die alte Wendeltreppe. In Neubauten dieser Zeit herrscht sie von vornherein. Manche der noch erhaltenen Häuser gehören in das 16. Jahrhundert, die niemals eine Wendeltreppe besessen haben. Die verwinkelten, engen gotischen Einbauten genügen eben einer Zeit nicht mehr, die Freude an den leichten Formen hatte, die in freieren, luftigeren Räumen zu leben liebte.

Die ersten Anlagen der neuen geradläufigen Treppen, die mit dem Entstehen des Anbaues auftreten, lassen klar das Bestreben erkennen, sich möglichst den bisher üblichen Gewohnheiten anzupassen. Man ist noch unfrei, noch ganz abhängig von der Lage der Wendeltreppe, die als Bodentreppe über der Dielendecke weiterhin bestehen bleibt. Durch nichts wird das Zugeständnis an die neue Zeit besser bewiesen, als durch diese gewissermaßen abgeschnittene Treppe, deren Unterteil, soweit er in die Diele gehört, in der der Alltag zu Hause ist, zeitgemäß geändert wird.

Der Antritt der Treppe ist entweder senkrecht zur Giebelwand oder zur Brandmauer. Die diagonale Lage scheidet aus. Erstere war die ursprüngliche, denn sie knüpft ohne weiteres an das Vorhandene an. Bei dieser Richtung der Ganglinie parallel zur Dielenachse — die Treppe stieg stets nach dem Anbau an, niemals nach der Diele — wird ihr Lauf durch jenen schon erwähnten Podest unterbrochen, der ihre Richtung ändert. (Abb. 14, 19, 20, 22.) Naturgemäß finden sich statt gut entwickelter Podeste, zumal bei engen Raumverhältnissen, auch gewendelte Stufen.

(Abb. 24.) Die Lage des Treppenarmes bis zum ersten Podest ist mit wenig Ausnahmen immer frei, sie mußte es sein, weil zwischen ihm und der Wand der Zugang zum Keller oder Anbau lag.

Allmählich ändert sich aber die Treppe, ihre Lage verschiebt sich, bis es schließlich Regel wird, die Achse senkrecht statt parallel zu der der Diele zu legen. Sie führt dann in einem Laufe direkt auf das Hängewerk, das sich jetzt bis an die Rückwand erstreckt.

(Abb. 21.) Dieser Treppenarm ist im Gegensatz zu jenem frei-

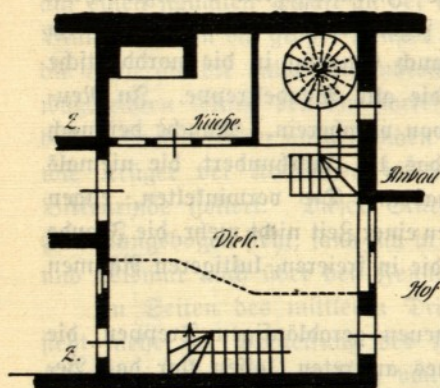


Abb. 24. Lübeck. Marlesgrube, Erdgeschloß.

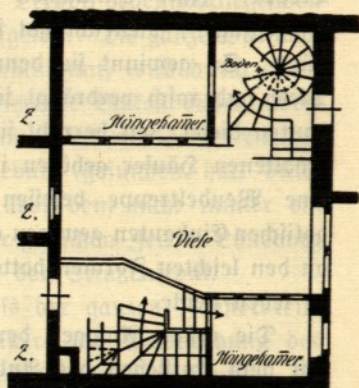


Abb. 25. Lübeck. Marlesgrube, Zwischengeschloß.

liegenden in das Hängewerk eingebaut und nicht etwa leiterartig davorgelegt. Entscheidend war hierfür wiederum die sparsame Raumausnutzung der Diele.

Die Mehrzahl der noch vorhandenen Treppen, die aus jüngerer Zeit stammen, zeigt jedoch eine wesentlich andre Anlage.

Die Abhängigkeit vom Mittelalter war geschwunden. Die Zeit war selbständiger, ihr Bauschaffen freier geworden. Mit klarer, sicherer Absicht wird die Treppe behandelt, in großzügigeren Planungen entwickelt und ausgestaltet. Denn die Zeit liebt freiere Geräumigkeit als die vorhergegangene. Sie schafft sie durch die geschickte Art, in der sie die Treppe baut. War diese früher schon durch ihre gradlinige Anlage aus der Ecke wieder herausgerückt worden, so nimmt sie jetzt immer mehr an Ausdehnung zu, entfaltet

sich immer breiter nach der Küche hin. Nach und nach wird sie zu einem architektonischen Moment, das den hinteren Teil der Diele völlig beherrscht und seinen Eindruck bestimmt. Früher, in der gotischen Zeit, war die Treppe ein untergeordnetes Element, das die Notwendigkeit geschaffen hatte. Jetzt wird sie zu einem Raumwert, den die Prunkfreude der Zeit liebt und aufwändig gestaltet.

Lange schon war das Leben von der Straße in das Haus, Treppentage. auf die Diele, zurückgekehrt. Freier waren die Lebensäußerungen, anders die Lebensführung geworden, freier auch die Ausdrucksformen, die sie bedingten.

Renaissance und Barock haben den Flügelbau mit Räumen ausgestattet, wie sie der Zeit entsprachen. Säle und Prunkzimmer, Gesellschaftsräume und Appartements spiegeln dort das Leben einer genüßfrohen und eleganten Zeit wieder, die in dieser Hinsicht weit anspruchsvoller war als die vergangene. Erforderlich war, daß der Zugang zu diesen Räumen ihrem Charakter und ihrer Bestimmung entsprechend leicht und frei war. Gefällig und einladend mußte er sich darbieten.

Das wurde erreicht, indem man den Zusammenhang der vor dieser Tür gelegenen Stufen mit der Haupttreppe löste und sie selbständig behandelte. (Abb. 26, 28.) Das ergab sich von selbst, sobald der Antritt der Treppe dahin verlegt wurde, wo er sich in dieser Zeit fast ausnahmslos befindet — in der Mitte zwischen hinterer Dielenwand und Küche. Die Treppe bekam dabei eine Laufrichtung, die in ihrer ersten Hälfte senkrecht auf die Dielenwand führte und nicht wie früher unmittelbar auf das Hängewerk. (Abb. 15, 23, 30.)

Bedenkt man, daß mit der Zweigeschoffigkeit des Anbaues, die nunmehr Regel wird, sich in halber Dielenhöhe zwei genau entgegengesetzte Verkehrsrichtungen stoßen — die eine führt nach der Vorderstube über das Hängewerk hinweg, die andere nach rückwärts in den Anbau —, die beide in der Diele beginnen, so ergibt sich der Grundriß der Treppe von selbst als dreiteilig entwickelte Anlage. Der Anlauf liegt völlig frei, führt auf einen Podest, dessen Höhe wechselt, meist aber in halber Höhe des Hänge-

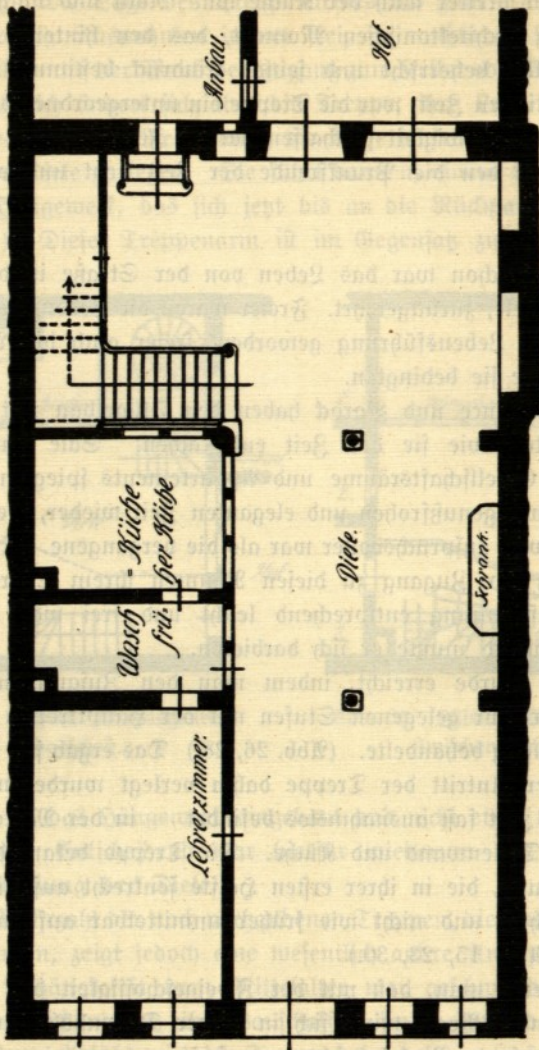


Abb. 26. Lübeck. Johannissstraße, Erdgeschoss.

werkes liegt, und teilt sich nach links und rechts. Je nach der Größe des Hauses und der zu überwindenden Höhen ist die Treppe mehr oder weniger symmetrisch entfaltet. Es entstand ein System,

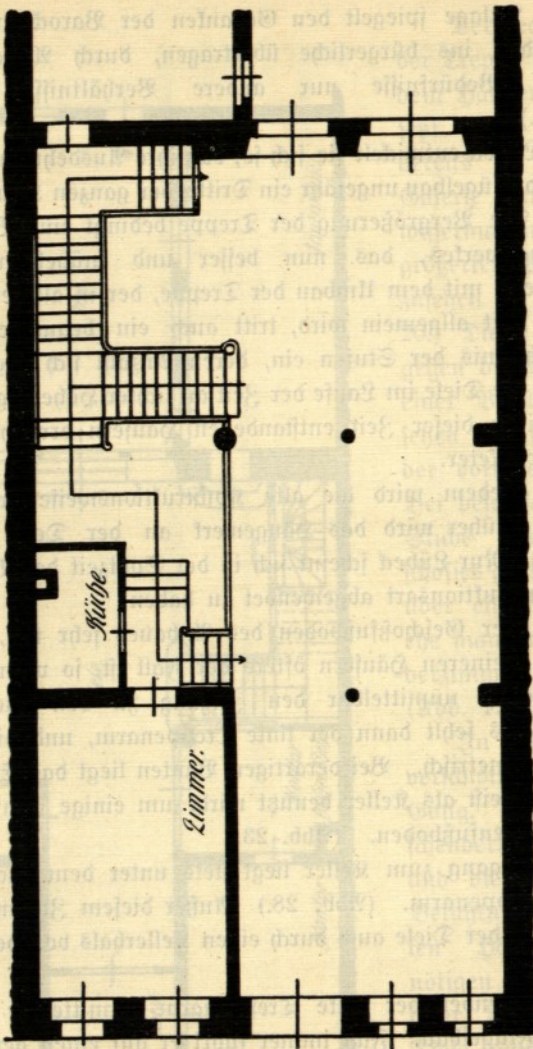


Abb. 27. Lübeck. Johannisstraße, Zwischengeschoß.

das leicht lokale Eigenheiten entstehen ließ, aber von geschickter Hand leicht und frei entfaltet und zu künstlerischer Wirkung geführt wurde. (Abb. 32, 33.)

Die Anlage spiegelt den Gedanken der Barock-Frunktreppe wieder, die, ins bürgerliche übertragen, durch Anpassung an praktische Bedürfnisse nur andere Verhältnisse annimmt. (Abb. 34.)

In Lübeck entwickelt sie sich so, daß ihre Ausdehnung zwischen Küche und Flügelbau ungefähr ein Drittel der ganzen Haustiefe einnimmt. Die Vergrößerung der Treppe bedingt eine Verkürzung des Hängewerkes, das nun besser und müheloser erreicht wird. Denn mit dem Umbau der Treppe, der in älteren Häusern in dieser Zeit allgemein wird, tritt auch ein bequemeres Steigungsverhältnis der Stufen ein, deren Anzahl sich zugleich vermehrt, da die Diele im Laufe der Zeit an lichter Höhe zugenommen hat. Bei in dieser Zeit entstandenen Häusern erreicht sie fünf und mehr Meter.

Bei alledem wird die alte Konstruktionsweise beibehalten. Noch wie früher wird das Hängewerk an der Decke befestigt. (Abb. 35.) Nur Lübeck scheint sich in der Spätzeit des Barock von dieser Konstruktionsart abgewendet zu haben.

Liegt der Geschosfußboden des Anbaues sehr tief, was bei alten und kleineren Häusern öfters der Fall ist, so vermittelt der Treppenpodest unmittelbar den Zugang zu den rückwärtigen Räumen. Es fehlt dann der linke Treppenarm, und die Anlage wird unsymmetrisch. Bei derartigen Bauten liegt das Erdgeschoß, das heute meist als Keller benutzt wird, um einige Stufen tiefer als der Dielenfußboden. (Abb. 23.)

Der Zugang zum Keller liegt stets unter dem rückwärtigen zweiten Treppenarm. (Abb. 28.) Außer diesem Zugang ist der Keller unter der Diele auch durch einen Kellerhals von der Straße zu erreichen.

Selten endet der linke Treppenarm unmittelbar vor der Tür zum Flügelbau. Fast immer führt er auf einen geräumigen Podest, auf den sich die Tür öffnet und auf dem die Bodentreppe beginnt. (Abb. 27, 33, 34, 36.) In Lübeck ist dieser Absatz vorgefragt, in Bremen in alter Weise aufgehängt. In dem Raum unter diesem Treppenarm war häufig, soweit die Kellertreppe dies ermöglichte, eine Schlafstätte eingebaut. (Bremen. Geeren 33.) (Abb. 36.)

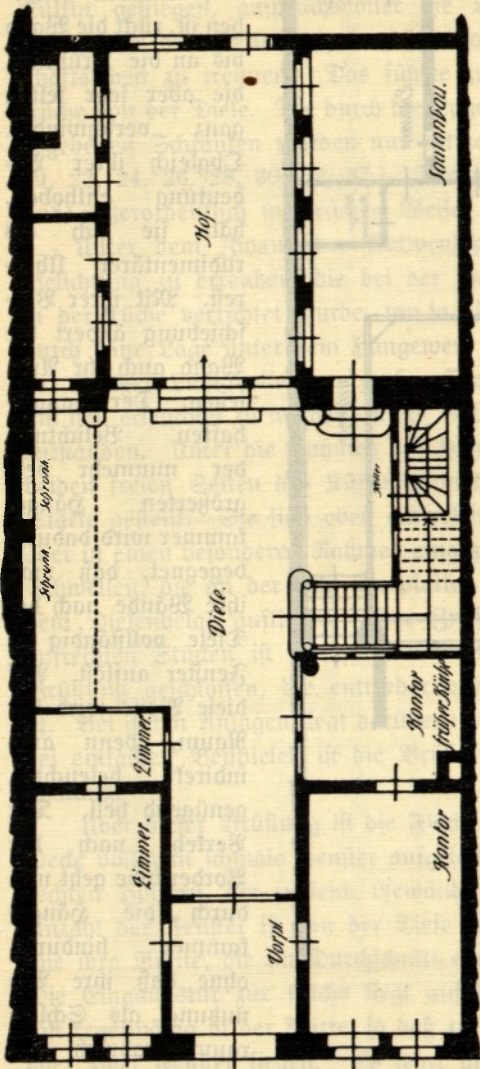


Abb. 28.

Lübeck. Fischstraße, Erdgeschos.

Der rechte Lauf der Treppe endet auf dem Hängewerk und setzt sich in jene bereits erwähnte Galerie fort, die gewissermaßen als vergrößerter Podest anzusehen ist. (Abb. 16, 20.) Dieser Gang ist gegen die Diele mit einer Brüstung versehen und führt nach der vorderen Stube. Bei besonders hoher Stube des Erdgeschosses geht man erst über einige Stufen, ehe man in das Vorderzimmer gelangt. (Abb. 19.)

In späterer Zeit ^{Hängelammer.} verschwindet der Gang. Denn herrschender Raummangel und die notdürftige Belichtung der schmalen Hängelammern nötigen sehr bald zu ihrer Verbreiterung. Diese konnte nur auf Kosten des Ganges geschehen, der mit dem Vorrücken der Wand gegen die Diele schmaler und schließlich ganz aufgegeben

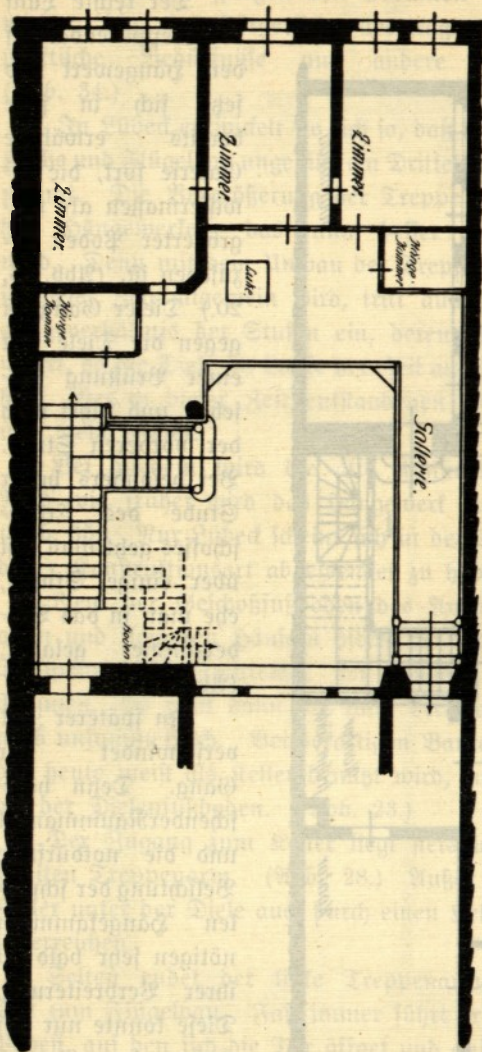


Abb. 29.

Lübeck. Fischstraße, Zwischengeschöß.

wird. (Abb. 31, 33, 38.) Wo das geschehen ist, rückt die Wand bis an die Brüstung, die aber sehr selten ganz verschwindet. Obgleich ihrer Bedeutung enthoben, hält sie sich als rudimentärer Überrest. Mit ihrer Verschiebung ändert die Wand auch ihr Aussehen. Der mangelhaften Belichtung der nunmehr vergrößerten Hängekammer wird dadurch begegnet, daß man ihre Wände nach der Diele vollständig in Fenster auflöst. Auf diese Weise wird der Raum, wenn auch indirekt beleuchtet, genügend hell. Der Verkehr nach der Vorderstube geht nun durch die Hängekammer hindurch, ohne daß ihre Benutzung als Schlafraum dadurch geändert würde.

Während sich in halber Höhe diese Wandlungen vollzogen, ^{Küche.} war auf der Diele selbst eine andere entstanden. Höher war die Kultur gestiegen, anspruchsvoller die Lebensführung geworden, drängender das Verlangen, den Haushalt immer mehr vom Geschäftsleben zu trennen. Das führte zum völligen Abschluß der Küche von der Diele. Die durch die Lage und dem Gebrauch schon gegebenen Schranken wurden nun tatsächlich errichtet. (Abb. 15, 19, 23, 24, 26, 28, 30, 32, 37.) Das geschah in einer praktischen und außerordentlich malerischen Weise.

Unter dem Zwang der Notwendigkeit, das Höchstmaß von Belichtung zu erreichen, die bei der mannigfachen Tätigkeit, die in der Küche verrichtet wurde, um so nötiger war, als der Raum durch seine Lage unter dem Hängewerk sehr niedrig war und von der einzigen Lichtquelle, dem großen Dielenfenster, zu weit ab lag, um hell erleuchtet zu werden, ist ein Gebilde von seltener Eigenart entstanden. Unter die Rahmen des Hängewerkes wurden auf den beiden freien Seiten des Küchenraumes Pfosten von 10—15 cm Stärke gestellt. Sie sind oben entweder direkt in das Hängewerk oder in einen besonderen Rahmen eingezapft. Unten stehen sie auf Schwellen, die an der Ecke überplattet sind und unmittelbar auf dem Dielenbelag aufliegen. Der Zwischenraum zwischen diesen aufrechten Stücken ist im unteren Drittel seiner Höhe mit einer Brüstung geschlossen, die entweder ausgestakt oder ausgemauert ist. Bei guten Anlagen liegt darüber noch eine Bretterverkleidung, bei einfachen Beispielen ist die Brüstung nur eine schlichte Verschalung.

Über dieser Brüstung ist die Fläche bis zum Rahmenholz der Decke völlig in schmale Fenster aufgelöst, die außen mit den senkrechten Hölzern, die zugleich Gewände sind, bündig sitzen. Die Anzahl der Fenster ist von der Tiefe der Küche ebenso abhängig wie ihre Breite, die im Durchschnitt einen Meter nicht übersteigt. Die Eingangstür zur Küche liegt auf der Längsseite, und zwar fast regelmäßig in der Mitte, so daß zu ihren beiden Seiten je ein oder zwei Fenster liegen. Es kehrt hier die gleiche Dreiteilung wieder wie am Dielenfenster.

In Lübeck ist es nahezu Regel, daß die den Unterzug tragende Dielensäule in der Ecke steht, mit welcher die Küche in die Diele

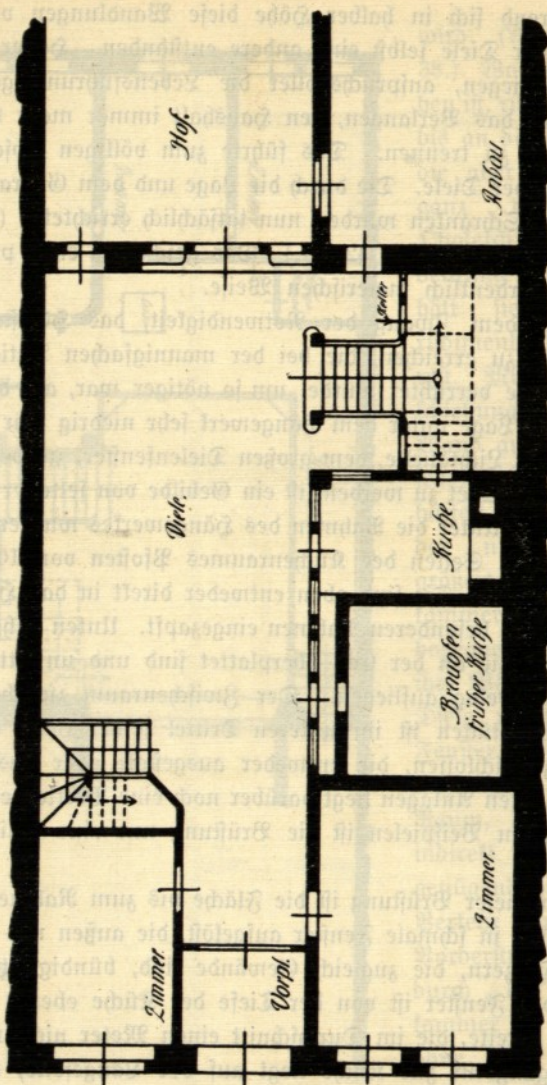


Abb. 30. Lübeck. Wahnstraße, Erdgeschos.

stößt. Streicht das Hängewerk an der Säule vorüber, so bleibt sie auch beim Einbau der Küche freistehend. (Abb. 19, 32.) Häufig ist

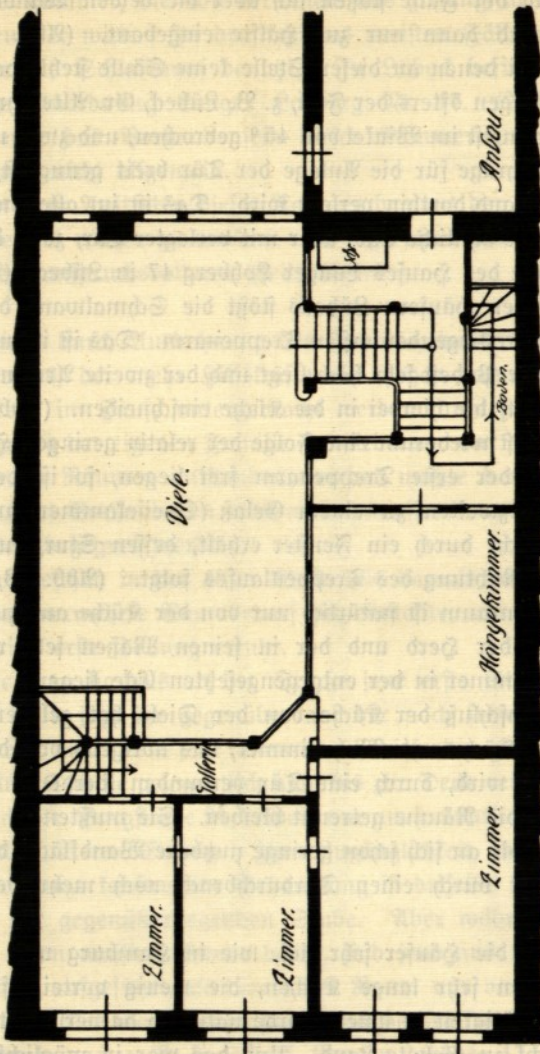


Abb. 31. Lübeck. Wahmstraße, Zwischengeschöß.

sie aber als Stützpunkt in seine Konstruktion einbezogen. Damit wird sie von den Küchenwänden so umbaut, daß sie oft ganz in das Innere der Küche zu liegen kommt. (Abb. 28, 30.) In der überwiegenden

den Anzahl der Fälle stoßen sich aber die beiden Wände an ihr, und sie wird dann nur zur Hälfte eingebaut. (Abb. 26.) In Häusern, bei denen an dieser Stelle keine Säule steht, das ist bei kleinen Anlagen öfters der Fall, z. B. Lübeck, Gr. Altesfähre Nr. 31, ist die Ecke meist im Winkel von 45° gebrochen, und zwar um soviel, daß ihre Schräge für die Anlage der Tür breit genug ist, die aus der Längswand dorthin verlegt wird. Das ist im allgemeinen ein Meter. Eine ähnliche Ecke, aber mit verlegter Tür, zeigt die Küche in der Diele des Hauses Langer Lohberg 47 in Lübeck. (Abb. 19.)

In vielen Häusern Lübecks stößt die Schmalwand der Küche bis an den freiliegenden ersten Treppenarm. Das ist immer da der Fall, wo der Bodest sehr hoch liegt und der zweite Arm nur wenig Stufen zählt, die hierbei in die Küche einschneiden. (Abb. 26, 28.) Das ganze ist wiederum eine Folge der relativ geringen Haustiefe.

bleibt der erste Treppenarm frei liegen, so ist der Raum unter dem zweiten zu einem Gelaß (Speisekammer) ausgebaut, das sein Licht durch ein Fenster erhält, dessen Sturz zumeist der steigenden Richtung des Treppenlaufes folgt. (Abb. 23, 30, 32) Dieser Nebenraum ist natürlich nur von der Küche aus zugänglich, in welcher der Herd und der in seinen Maßen sehr reduzierte Rauchfang immer in der entgegengesetzten Ecke liegen.

Der Abschluß der Küche von der Diele hat gelegentlich zur Folge, daß Küche und Wohnzimmer, das übrigens von der Küche aus geheizt wird, durch eine Tür verbunden werden. Regel ist jedoch, daß die Räume getrennt bleiben. Sie mußten es schließlich auch, denn die an sich schon geringe nutzbare Wandfläche der Küche konnte nicht durch einen Türdurchbruch noch mehr vermindert werden.

Kammer.

Waren die Häuser sehr tief, wie in Hamburg und Bremen, so entstanden sehr lange Küchen, die wenig vorteilhaft waren. Denn die Tätigkeit in ihnen wurde natürlich da verrichtet, wo das meiste Licht zu Gebote stand. Und das war in möglichster Nähe des hinteren Dielenfensters. Damit bot sich aber von selbst der Anlaß, den inneren, weniger benützten Teil der tiefen Küche durch eine Wand abzutrennen und ihn zum selbständigen Raum zu machen, der anderen Zwecken brauchbar gemacht werden konnte. Auf diese Weise bildete sich eine neue zwischen Küche und Stube

gelegene Kammer, die von der Diele aus zugänglich ist und von ihr beleuchtet wird. In den weitaus meisten Fällen wird diese Kammer als Schlafräum benutzt. In Lübeck befindet sich eine derartige Anordnung Langer Lohberg Nr. 47. (Abb. 19.) In Lübeck war das Vorhandensein dieser Kammer zwischen Küche und Stube nicht allgemein.

Mit dem Auftreten dieses Raumes beginnt der Grundriß der Diele bereits reicher zu werden. Er läßt schon das Wirken einer folgenden, anspruchsvolleren Zeit erkennen.

Sei es durch Ausdehnung des Handels, durch Vergrößerung des Berufes, der mehr Hilfskräfte als bisher brauchte, die nach alter Weise im Hause untergebracht werden mußten, sei es durch Vermehrung der eigenen Familie — wiederum war die Forderung nach neuen Räumen entstanden, wieder mußte dem Bedürfnis, das sich dem Vorhandenen nicht mehr anpassen konnte, durch neue Einbauten begegnet werden.

Zweite
Vorderstube.

Das geschah in der alten Weise wie damals, wo zum ersten Male der vermehrte Raumbedarf sich einstellte, als der alte Einraum seine erste Teilung erfuhr.

Wie man damals an der Straße jene erste Stube einbaute, so baut man jetzt ihr gegenüber auf der noch freien Dieleseite eine zweite ein. Wie jene nimmt auch diese die ganze Höhe der Diele ein. Daß sie gelegentlich nicht bis zur Decke reicht, wie z. B. in Lübeck, Gr. Burgstraße 24, beweist nur um so deutlicher ihren Charakter als späteren Einbau. Ihre Zugänglichkeit, ihre Belichtung und ihre ganze konstruktive Behandlung ist dieselbe wie ursprünglich bei der gegenüberliegenden Stube. Aber während diese seit langem schon massive Wände besitzt, sind jene aus Leichtmaterial nur flüchtig aufgeführt, als diene der Raum nur vorübergehender Benutzung. Das mag wohl anfangs auch der Fall gewesen sein, wie es sich heute noch z. B. in Lübeck, Langer Lohberg 47, zeigt. Solange dieser Raum in die Diele gewissermaßen nur eingestellt war, war sein Einfluß auf sie noch kein allzugroßer. Er engte nur die Vorderdiele ein und entzog ihr das Licht von der Straße. Seine Bedeutung für die Diele wird aber sofort eine andere, sobald auch in dieses Zimmer eine Zwischendecke eingezogen wird. Und das

dürfte bald nach seiner Entstehung geschehen sein und war scheinbar ganz allgemein Brauch.

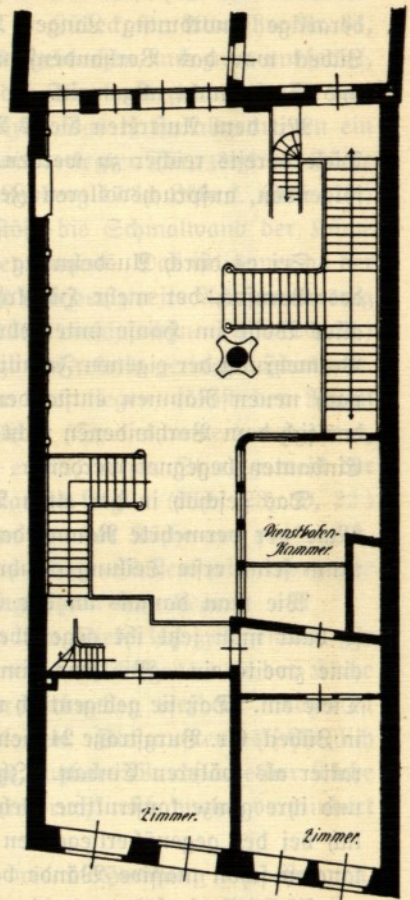
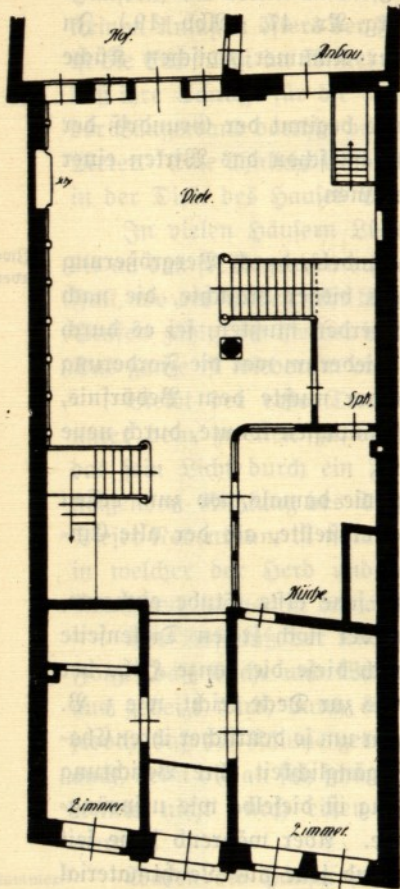


Abb. 32. Erdgeschöß.

Abb. 33. Zwischengeschöß.

Lübeck. Schabelhaus.

(Alter Zustand, nach Aufnahme des Stadtbauamtes Lübeck.)

Zweite.
Oberstufe.

Entscheidend für die Weiterentwicklung der Diele ist wieder die Zugänglichkeit des neuen, hochgelegenen Raumes, der oft sehr niedrig ist, so daß ein aufrechtes Stehen kaum möglich ist. Das läßt annehmen, daß er ursprünglich zu Wohnzwecken nicht gedient

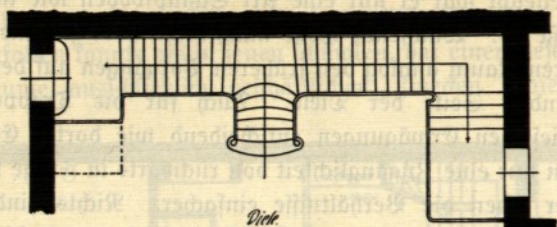


Abb. 34. Bremen. Wachstraße, Treppenanlage.

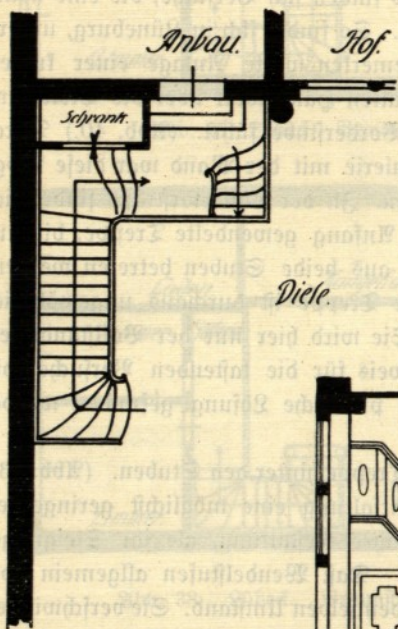


Abb. 36. Bremen. Am Geeren.

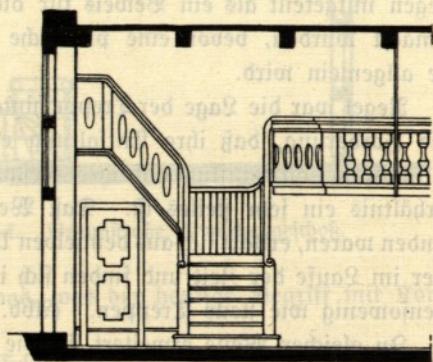


Abb. 35. Lübeck. Marlesgrube, Schnitt und Ansicht des Hängewerkes.

hat. Vielleicht war er nur eine Art Schlupfboden wie in Lübeck, Burgstraße 24. Wachsende Höhe machte ihn aber zu einem besser benutzbaren Raum analog den früheren Vorgängen auf der gegenüberliegenden Seite der Diele. Auch für die Treppenanlage waren dieselben Erwägungen entscheidend wie dort. Es konnte wiederum nur eine Zugänglichkeit von rückwärts in Frage kommen. Aber hier lagen die Verhältnisse einfacher. Nichts hinderte die entreppe. Anlage einer Treppe, die auf der Diele antrat und direkt nach der neuen Oberstube führte. Sie hatte nur unter dem Gesichtspunkt zu geschehen, möglichst wenig Raum einzunehmen, um der Diele nicht allzuviel Nutzfläche zu entziehen.

So einfach die Lösung war, ohne weiteres ist sie doch nicht gefunden worden. Wenigstens finden sich Versuche, die eine neue, selbständige Treppe verwerfen. So findet sich in Lüneburg, untere Schrankenstraße, die sehr bemerkenswerte Anlage einer kurzen Verbindungstreppe, die vom alten Hängewerk über die Diele hinweg nach der neuen, oberen Vorderstube führt. (Abb. 40.) Durch die nicht bündige Lage der Galerie mit der Wand war diese Möglichkeit allerdings leicht geboten. In der Lünertorstraße findet sich außerdem eine einarmige, zu Anfang gewendelte Treppe, die auf einen Podest führt, von dem aus beide Stuben betreten werden. (Abb. 39.) Die Lage dieser Treppe ist durchaus ungewöhnlich und erst später entstanden. Sie wird hier nur der Vollständigkeit wegen mitgeteilt als ein Beweis für die tastenden Versuche, die gemacht wurden, bevor eine praktische Lösung gefunden wurde, die allgemein wird.

Regel war die Lage der Treppe hinter den Stuben. (Abb. 23.) Die Forderung, daß ihre Entfaltung eine möglichst geringe sei, ist insofern von Einfluß auf ihre Gestaltung, als ihr Steigungsverhältnis ein sehr steiles ist. Daß Wendelstufen allgemein vorhanden waren, erklärt sich aus demselben Umstand. Sie verschwinden aber im Laufe der Zeit und finden sich in großen Patrizierhäusern ebensowenig wie steile Treppen. (Abb. 32.)

In gleicher Weise erweitert sich die letzte Stufe zu einem geräumigen Austritt, auf den die Eingangstür zum Zimmer schlägt. Außer durch diese Tür öffnet sich das obere Zimmer noch durch Fenster nach der Diele, die einen freien Überblick über sie gestatten.

Da sich die Anlage dieser seitlichen Räume nur in breiten Kontor.
Häusern findet, in denen sich der kaufmännische Beruf des Besitzers
mehr entfalten konnte als in jenen schmalen, hat einer dieser beiden
Seitenräume ausschließlich geschäftlichen Zwecken gedient. Er

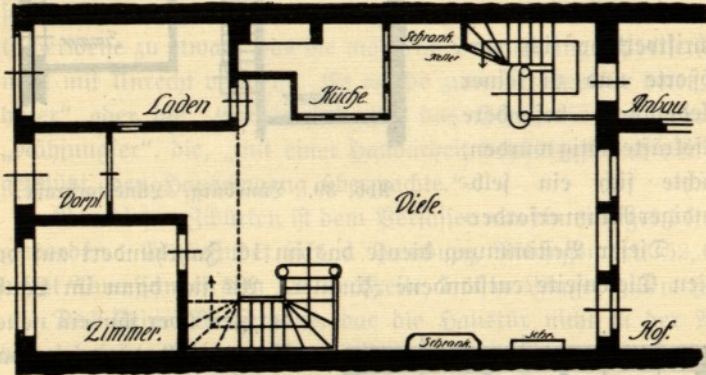


Abb. 37. Lübeck. Braunschweigstraße, Erdgeschoß.

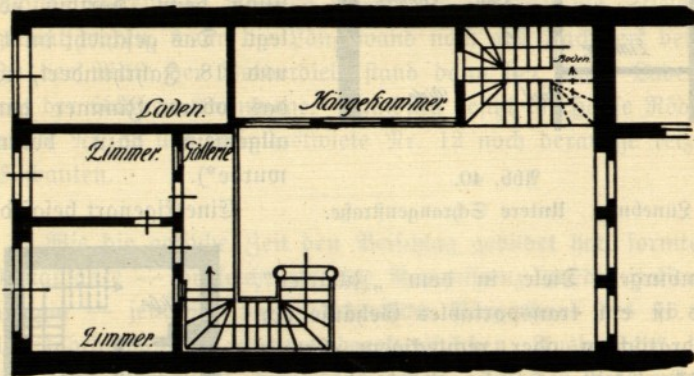


Abb. 38. Lübeck. Braunschweigstraße, Zwischengeschoß.

war in damaliger Zeit das, was der heutige Begriff mit Kontor
bezeichnet.

Die ursprüngliche Erledigung der Handelsgeschäfte geschah
auf eine Art, die keines großen Schriftwechsels bedurfte. Die Ab-
wicklung der Zahlungsgeschäfte und Schreibarbeiten geschah an

einem Schreibtisch, den der Gebrauch bald da, bald dorthin auf der Diele verschob. Als mit zunehmender Entwicklung des Handels der Schriftverkehr sich vergrößerte und zu seiner Erledigung besondere Hilfskräfte nötig wurden, machte sich ein selbständiger Raum erforderlich.

Dieser Bestimmung diente das im 16. Jahrhundert auf der freien Dieleseite entstandene Zimmer.

Als sich dann im Laufe der Zeit über ihm ein neuer Raum bildet, wird das Kontor oder „Kanthor“, wie die bremische Bezeichnung heißt, dorthin verlegt. Das geschieht im 17. und 18. Jahrhundert, wo das obere Zimmer ganz allgemein dazu benutzt wurde*).

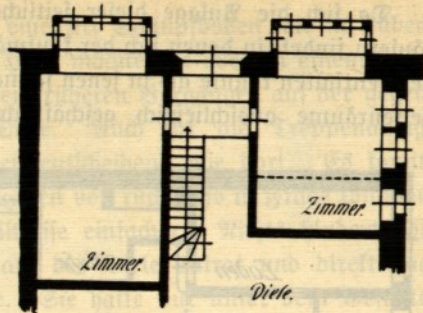


Abb. 39. Lüneburg. Lünertorstraße.

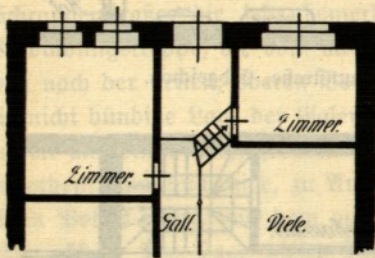


Abb. 40.

Zibürken. Lüneburg. Untere Schrankenstraße.

Hamburger Diele in dem „Zibürken“. Das ist ein transportables Gehäuse von quadratischem oder rechteckigem Grundriß**). Es ist aus Holz gebaut, über einer 80—100 cm hohen Brüstung völlig verglast und ungefähr 2 m hoch. Offenbar ist hierin eine Weiterbildung des einfachen Schreibtisches zu erblicken, an dem der Kaufherr früher seine Geschäfte er-

Eine Eigenart besaß die

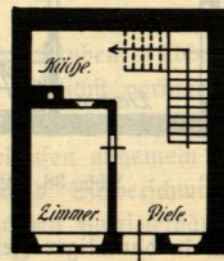


Abb. 41.

Lübeck. Kleinbürgerhaus.

*) Vgl. Kohl: Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses in Bremen.

**) Abb. bei Melhop: Althamburgische Bauweise.

lebte. Es ist die Vorstufe des eigentlichen Kontors. Das Zibürken war beweglich und stand bald neben der Hauseingangstür, bald an der Rückseite der Diele, bald mitten auf ihr, eben da, wo es der Gebrauch erforderte.

Erst später, als das Kontor entstanden war, verliert das Zibürken seine Bedeutung, wird seine Benutzung geändert. Es wird praktischerweise zu etwas, was die moderne Bezeichnung „Portierloge“ nicht mit Unrecht verdient. Es wurde zum Sitzplatz für den „Einwächter“ oder die „Einwächterin“, für das Dienstmädchen oder die „Nähjungfer“, die, „mit einer Handarbeit beschäftigt und vor Zug geschützt, den Hauseingang überwachte.“

Von diesen Zibürken ist dem Verfasser nur ein einziges bekannt geworden. Es befindet sich in Hamburg, Rödingsmarkt 52, und besitzt Abmessungen von 1,10 m Breite, 1,60 m Länge, 2,20 m Höhe.

Das kleine Bürgerhaus, das die Haustür nicht in der Achse Laden. hatte, besaß auf der rechten Seite der Diele die oben erwähnten eingebauten Räume natürlich nicht. Es benutzte hingegen den vorderen Dielenraum in origineller Weise als Verkaufsladen. Die Wände waren mit Regalen besetzt, die zwischen die Stiele eingebaut waren, wenn die Längswand noch aus Fachwerk bestand. In der Mitte der Vorderdiele stand dann der lange Ladentisch mit der üblichen Kramwage. Hamburg besitzt im Hause Rödingsmarkt Nr. 52 und Reimarstvierte Nr. 12 noch derartige reizvolle Einbauten.

Wie die gotische Zeit den Beischlag gebildet hat, formte die Renaissance — vielleicht als eine Reminiscenz an die italienische Loggia — jene für das norddeutsche Bürgerhaus des 16. und 17. Jahrhunderts so überaus charakteristischen „Ausluchten“. Das sind jene Vorbauten, die das Streben geschaffen hat, möglichst viel vom Leben der Straße zu sehen und ein Höchstmaß von Licht in die dahinter gelegenen Räume zu führen. (Abb. 14, 39.) Ausluchten.

Das, was der Beischlag in der Horizontalen war, bedeuten die Ausluchten in der Vertikalen. Aus ihrer Zweckbestimmung folgt, daß sie völlig in Glasflächen aufgelöst sind, ein Umstand, der Veranlassung war, daß Bremen, wo sie am meisten ausgeprägt waren und sich am längsten gehalten haben, als „urbs vitrea“



Abb. 42. Lüneburg. Lünertorstraße.

bezeichnet wurde. Die Ausluchten sitzen ebenso leicht und zierlich in der dickmuerigen Frontwand wie die hölzernen Einbauten auf der Diele zwischen ihren massiven Seitenmauern. (Vgl. Abb. 42.)

Durch die Anlage der Nebentreppe nach dem neu gewonnenen Brücke.
Vorderraum sind auf der Diele zwei getrennte, in sich völlig selbst-
ständige Raumgruppen entstanden. Es ist klar, daß das nur ein
interimistischer Zustand sein konnte, der nur so lange dauerte, bis
die Enge und Unzulänglichkeit der vorhandenen Räume wieder
gefühlte wurden. Das scheint sehr bald geschehen zu sein.

Nutzbare Bodenfläche konnte der Diele nicht entzogen werden,
wenn ihre linken und rechten Räume miteinander verbunden
wurden. Es war nur eine Frage der Zeit und der Bequemlichkeit
des häuslichen Verkehrs, weniger der Notwendigkeit, bis zwischen
den beiden Oberstuben eine Verbindung hergestellt wurde. Das
geschah einfach dadurch, daß der Austritt der Nebentreppe sich
zu einem Podest erweiterte, der sich über die Diele hinweg bis
an das Hängewerk schob und so den Konnex zwischen den beiden
Raumgruppen herstellte. (Abb. 31.) Das war ohne weiteres
möglich, wenn sich die Höhenverhältnisse beiderseits entsprachen
und die Zimmertiefen gleich waren. War ersteres nicht der Fall,
so wurden Stufen nötig, die sich meist an der Verbindungsstelle
des verlängerten Podestes mit dem Hängewerk einschoben. Die
„Brücke“, wie diese neuentstandene Galerie in Bremen heißt,
hinderte kaum den Lichteinfall durch das über der Eingangstür
befindliche Oberlicht. Gelegentlich scheint es auch Brauch gewesen
zu sein, die Brücke an die Frontwand dicht über die Eingangstür
zu legen, eine Anlage, die sich in Bremen, Rolandstraße, findet.
(Abb. 93.) Das ist vorwiegend da der Fall, wo die Galerie des Hänge-
werkes sich vor die Längswand des früher entstandenen Vorder-
zimmers legt. Hierbei fehlt aber die Nebentreppe. Die Brücke
verbindet hier das Hängewerk direkt mit der Stube. Zwischen
diesen beiden extremen Galerieanlagen steht die des schon mehrfach
genannten Hauses in Lüneburg, Lünertorstraße, die, obwohl nur
ganz vereinzelt, von hohem Interesse ist. (Abb. 39.) Die Brücke
liegt dort ungefähr 1,50 m hinter der Frontwand in der Mitte der
Längsseite beider Raumgruppen. Auf die Brücke führt unmittelbar
die oben bereits erwähnte Treppe.

Noch war aber die letzte Konsequenz nicht gezogen! Noch konnte
einem erneuten Raumbedarf ohne Schwierigkeit begegnet werden.
Denn so ungern man auf die Belichtung der vorderen Diele durch

Dritte
Oberstube.

das Luroberlicht verzichtete, so selbstverständlich war es, daß die Lücke zwischen den beiden Oberstuben geschlossen wurde, sobald die Notwendigkeit eintrat, abermals einen neuen Raum zu schaffen. In Bremen scheint dieses Verlangen weniger dringlich gewesen zu sein als in Hamburg und Lübeck, da hier die bereits erwähnte, tiefe Küche auf der Diele selbst einen neuen Raum entstehen ließ.

Die Konstruktion der einzuziehenden Zwischendecke für diesen Raum ist eine sehr einfache. Die den Fußboden bildenden Hölzer wurden entweder in die beiden Wände der seitlichen Stuben eingelassen oder, wenn die Wände der Seitenräume aus Fachwerk bestanden, auf ein Rahmenholz aufgeklaut. Für die Fußbodenkonstruktion hat man, wie bei allen nachträglichen Einbauten, durchgängig schwache Hölzer verwendet. Nur bei den in dieser Zeit entstandenen Neubauten findet sich eine für alle drei Räume gemeinsame Balkenlage mit Auflager in den Seitenwänden der Diele. Die Wand, die nunmehr an Stelle der straßenwärts gelegenen Galeriebrüstung entstanden ist, ist wie die der Nachbarstuben in gleicher Weise von Tür und Fenstern durchbrochen. (Abb. 31, 33, 38.)

Die Belichtung des neu gewonnenen Raumes geschieht durch das Oberlicht des Hausflurs, ohne daß dasselbe, vorerst wenigstens, seine Form ändert. Die lichte Höhe des neuen Raumes entspricht der der Seitenräume, mit denen er häufig durch Türen in Verbindung steht.

ischen-
thob. Durch den Einbau dieses Zimmers war nun ein vollständiges Zwischengeschoß geschaffen, das lediglich Wohnzwecken diente und dessen einzelne Räume mit der Galerie in direkter Verbindung stehen.

Nicht immer waren aber die drei Räume gleich tief. In Lübeck sind sie auf der Seite des Hängewerkes ganz allgemein tiefer als die später entstandenen, die unter sich die gleiche Länge haben. Verlängerte sich nun der Podest der Nebentreppe zur Brücke, so mußte er auf die Längswand der gegenüberliegenden Stube stoßen.

Um den Umgang kontinuierlich zu gestalten, wird an dieser Stelle ein Stichbalken über Eck gelegt, der Brücke und Galerie schräg miteinander verbindet und so die ununterbrochene Zirkulation herstellt. (Abb. 31.) Geschieht die Verbindung nicht in dieser Weise, d. h. nicht in der Diagonale, dann erfolgt sie in der

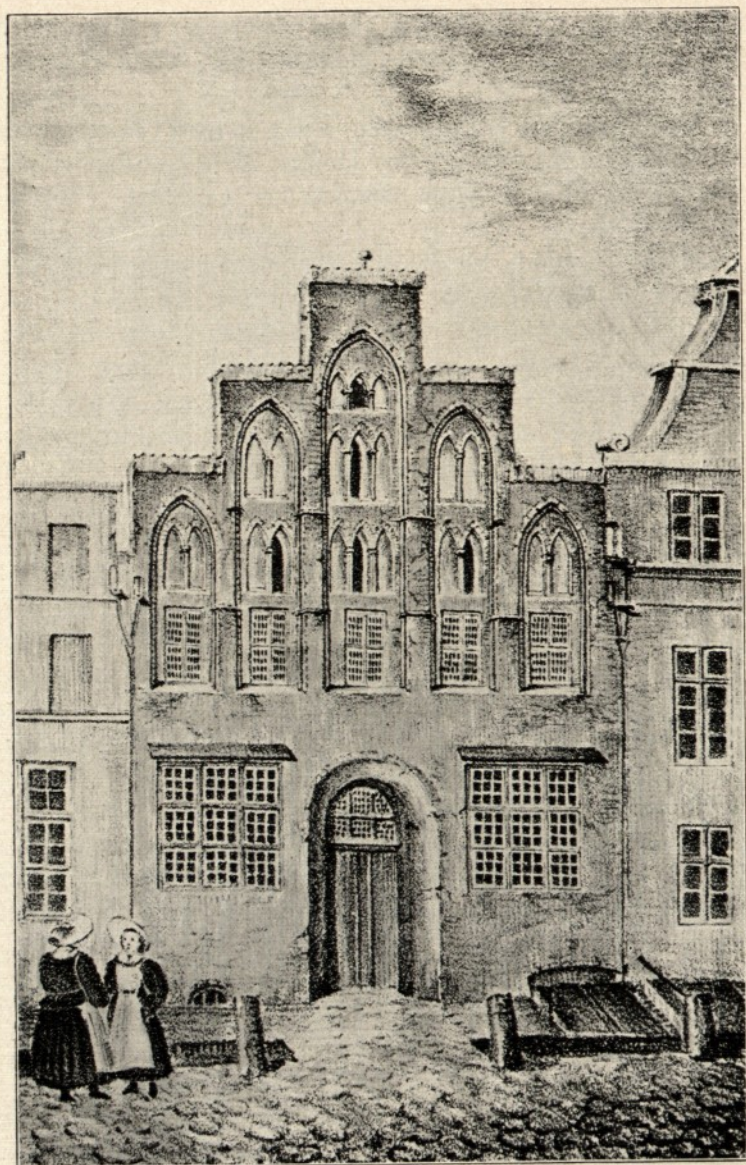


Abb. 43.

Lübeck. Ehemaliges Haus der oberen Johannisstraße, i. J. 1838 abgebrochen.
(Aus Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.)

Bogenform eines Viertelkreises. Etwa erforderliche Differenzstufen liegen meist an dieser Verbindungsstelle der beiden Galerien. (Abb. 31.)

Häufig erreicht der Umgang, dessen mittlere Breite etwas über einen Meter beträgt, eine größere Tiefenausdehnung und wird zu einem geräumigen Vorplatz vor den drei Zimmern. (Abb. 29, 33.)

Durch die Brücke, die charakteristisch in den Raum einschneidet, und durch das neuentstandene Zwischengeschöß ist die große Diele straßenwärts abgeschlossen. Diese Räume haben sich, wie alle Einbauten, gewissermaßen aus ihr heraus krystallisiert und trennen sie nun von der Straße. Der noch übrige Raum zwischen den beiden seitlichen Erdgeschößstuben ist zu einem schmalen Vorraum geworden, der aber für die architektonische Wirkung der Diele von hohem künstlerischen Wert ist.

esflur.

Damit ist die ursprüngliche Vorderdiele verschwunden. Sie ist zu einem Vorplatz, zu einem Hausflur, von wenig mehr als zwei Meter Breite geworden, der zwischen Diele und Straße liegt. Jeder Verkehr nach dem Hauptraum des Hauses muß durch ihn hindurch. Zur Sicherung, vor allem aber zur Vermeidung von Zugluft — denn die rauheren Gewohnheiten der Vorfahren haben sich längst verfeinert — liegt zwischen Hausflur und Diele ein zweiflügeliger Windfang mit unteren Glasfüllungen und oberen verglasten Sprossenteilungen.

Durch den Gegensatz der Höhen zwischen Vorplatz und Diele gewinnt diese außerordentlich an architektonischer Wirkung. Der niedrige Vorraum steigert ihre Höhe und Weiträumigkeit und bildet für den Eintretenden unwillkürlich einen Maßstab. Ebenso wie die Brücke zwischen den beiden oberen Stuben ist der Vorraum der architektonische Vermittler zwischen Straße und Diele. In all seiner Unscheinbarkeit ist er von künstlerischer Bedeutung für die Wirkung der Diele.

Durch ihn liegt die Diele der Straße entrückt, vom Lärm verschont und neugierigen Blicken entzogen im Innern des Hauses. (Abb. 28, 30, 32, 37.) In dieser Abgeschlossenheit, die dem in sich gefehrten Wesen des Norddeutschen entspricht, hat sie sich architektonisch zu freier, oft prunkender Blüte entfaltet.

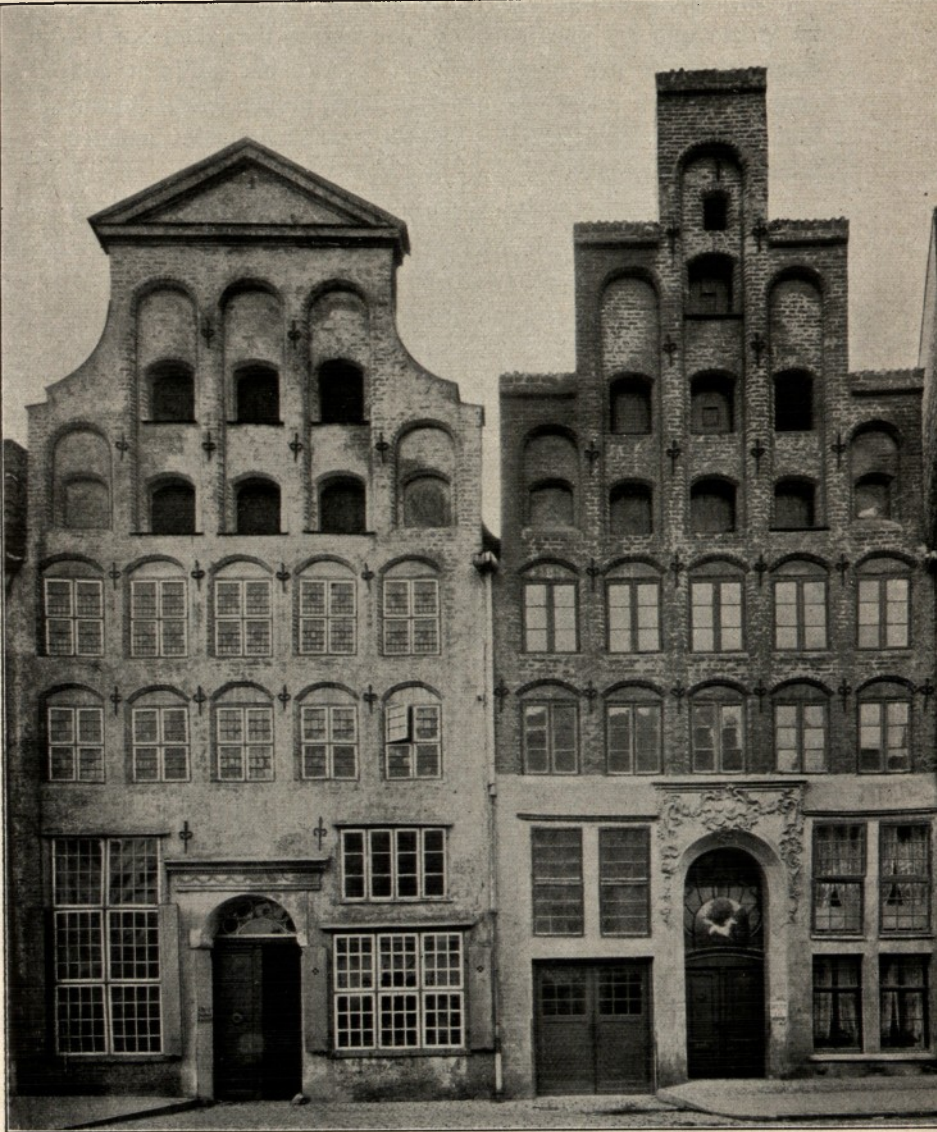


Abb. 44. Lübeck. Gr. Altesfähre Nr. 31 u. 33.

(Aus Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.)

nlicht.

Diese Veränderungen der Diele haben bei Um- und Neubauten im Barock und der ihm folgenden Zeit naturgemäß auch auf die Außengestaltung des Hauses eingewirkt. In der gotischen und vorgotischen Zeit war die Fassade mit ihren großen Fensterflächen (vgl. Lichtwark: Giebel und Fenster) der klare Ausdruck der dahinter gelegenen großen Diele.

Ihre fortgesetzten Veränderungen und Einbauten haben sich lange Zeit hindurch an die vorhandene Fassade angepaßt, ohne sie zu ändern. (Vgl. die Abb. 43, 45.)

Die Abb. 44 zeigt links ein Haus, dessen Diele einseitig noch bis zur Straße reicht. Das ist am großen Fenster erkenntlich. Das dreiteilige rechts gehört zum zuerst angelegten Vorderzimmer. Das Fenster darüber zeigt schon in seiner Gestaltung seine spätere Entstehung bzw. Veränderung. Es erschellt die Oberstube zwischen Hängewerk und Straße.

In der Zeit jedoch, in der das Zwischengeschloß ausgebaut wurde, hat die Hausansicht ihr Aussehen geändert, und zwar nur soweit als die Diele reichte. (Abb. 46, 47.)

So finden sich in Rostock, Wismar und Lübeck noch heute alte, massige, gotische Giebel, steinerne Zeugen längst versunkener Jahrhunderte, auf einem Unterbau, der von Straße bis Dielendecke vollständig umgebaut ist, Zutaten einer jüngeren Zeit, die dem Haus oft eine recht sonderbare Physiognomie geben.

Durch die Entstehung der Ausluchten war die Umänderung der Fassaden keine so durchgreifende wie später, als veränderte Verkehrsverhältnisse und unzureichende Straßenbreiten sowohl sie wie die Weischläge wieder entfernt haben. Die Fassade wurde daher in der der Zeit eigenen Weise symmetrisch aufgeteilt. Jeder Raum erhielt ein eigenes, selbständiges Fenster, deren Achsen in den seitlichen Räumen übereinander liegen. (Abb. 28, 33, 37, 38.) Durch diese Anordnung der Fenster, die in Lübeck sehr breit und fast quadratisch sind, wird ein offener, klarer Ausdruck der dahinterliegenden Räume erzielt. Er ist ebenso wahr und ehrlich wie ehemals der der Diele. Nur war dieser in weit höherem Maße charakterhaft. In dieser Folgerichtigkeit der Fassadenbildung will es fast scheinen, als wirke gotischer Geist nach.



Abb. 45. Lübeck. Fischstraße Nr. 24.
(Aus Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.)

Was die Diele durch ihre Verkürzung an Länge eingebüßt hat, hat sie an Geschlossenheit gewonnen. War sie früher der einzige Raum des Hauses, so ist sie jetzt zu seinem Hauptraum geworden, sowohl an Größe wie an Bedeutung. Sie ist der Raum, in dem das häusliche und geschäftliche Leben alle seine Fäden zusammenführt. Und so kann es auch nicht wundernehmen, daß die meisten der noch erhaltenen Dielen — groß ist ihre Zahl ohnehin nicht — sich in diesem bisher geschilderten Zustand befinden. Es ist der Typus der norddeutschen Bürgerhausdielen, der im 17. und 18. Jahrhundert allen größeren Häusern eigen war.

Nur selten sind die Anlagen, bei denen aus dem bisher Erreichten weitergefolgert worden ist. Nur vereinzelt ist man sich bewußt geworden, daß noch Keime verborgen sind, die einer Weiterentwicklung fähig sind. Da, wo sie erkannt worden sind, haben sie aber zu markanten Erscheinungen geführt.

Zweiter
Einbau.

Der Anlaß zur Weiterbildung war immer derselbe. Das vermehrte Raumbedürfnis war Voraussetzung für die Entstehung der weiterentwickelten Dielenform, wobei aber an dem Grundsatz festgehalten wird, die Bodenfläche der Diele nicht zu verringern. Das nötigte wiederum zu Hängekonstruktionen in halber Dielenhöhe, in derselben Weise, wie es früher schon bei dem Hängewerk geschehen ist. Die Abhängigkeit von der Überlieferung war eine viel zu große, als daß man zu einer neuen Konstruktionsart gegriffen hätte.

Die einzige Stelle in der Diele, die noch zu Einbauten benutzt werden konnte, war die Längswand gegenüber dem Hängewerk. Zwischen Nebentreppe und Dielenfenster bot sie noch genügend nutzbaren Raum, der die Anlage einer Hängekonstruktion gestattete.

Die Diele des Hauses Marlesgrube 50 in Lübeck (Abb. 25) besitzt noch einen derartigen Einbau, der sich nach Mitteilungen von Struß in lübeckischen Dielen häufiger gefunden haben soll. Ähnlich der Hängegalerie ist dort eine Kammer an die Decke gehängt. Zugänglich ist diese Hängekammer vom Podest der Nebentreppe aus, von dem einige Stufen schräg zu ihr hinansühren. Nach der Diele öffnet sie sich wie alle Einbauten mit einer Reihe zu-



Abb. 46. Lübeck. Gr. Burgstraße Nr. 24.
(Aus Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.)

sammenhängender, kleiner Fenster. Von rückwärts ist sie, da sie bis an die hintere Dielenwand reicht, direkt beleuchtet.

Die ganze Anlage ist eine durchaus primitive, eine für einfache Verhältnisse berechnete. Erscheint dieser Einbau auch nur als Nothelf, so läßt er doch das bewußte Streben erkennen, wie man versucht hat, die Diele weiterauszubauen. Um ein Raumbedürfnis bei kleinen Verhältnissen zu decken, mochte dieser Einbau genügen. Er reichte aber nicht im Patrizierhaus. Und hier ist der Raumgedanke, der in diesem erneuten Einbau liegt, verständnisvoll aufgegriffen und entfaltet worden, freilich unter Benutzung eines Umstandes, der beim gewöhnlichen Bürgerhaus zumeist fehlte.

Anbau. Das eigentliche Patrizierhaus, vor allem das in jüngerer Zeit entstandene, war auf einem breiteren Grundstück erbaut als das Haus des Bürgers, des Handwerkers oder Kleinkaufmanns. Es bot daher trotz des seitlichen Anbaues und des hinteren Quergebäudes noch einen reichlich großen Hof. Nichts hinderte deshalb die Anlage eines zweiten Flügelbaues, der dem bereits früher entstandenen entspricht. Die Diele ist genügend breit, das Fenster trotz des neuen Anbaues noch immer groß genug, um die Diele hell zu beleuchten. (Abb. 28.) Dieser den Hof nun vollständig einschließende Anbau ist wesentlich schmaler als der gegenüberliegende erste Flügelbau, aber in seiner Wirkung auf die Diele ihm ähnlich. Der Grundriß des Hauses Fischstraße 19 in Lübeck (Abb. 28) zeigt, daß die Zugänglichkeit im Erdgeschoß auf beiden Seiten ziemlich entsprechend ist. Nur ist der Zugang auf der rechten Seite aufwändiger gestaltet, da er zu Fest- und Gesellschaftsräumen führte, als der auf der linken, der nach Räumen gewöhnlicher Art leitete.

Galerie. Wesentlich anders ist das jedoch in Höhe des Zwischengeschoßes der Diele, denn der Flügel ist gleichfalls zweigeschoßig. Statt jener Hängekammer, die bei kleinen Häusern entstehen mußte, weil die Möglichkeit eines Anbaues wegen der Schmalheit des Grundstückes fehlte, tritt hier eine Galerie, die das Zwischengeschoß der Diele mit dem Stockwerk des neuen Anbaues verbindet. Ihre Lage längs der Wand war von selbst gegeben. (Abb. 29.) Diese Galerie ist gewissermaßen die Fortsetzung der Brücke, jenes erweiterten Vorplatzes vor den vorderen Räumen des Zwischen-



Abb. 47. Lübeck. Fischstraße Nr. 19.

(Aus Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck.)

stockes, mit denen sie in gleicher Höhe liegt. Ist der Fußboden des Anbaues höher gelegen, so liegen am Ende der Galerie eine Anzahl Differenzstufen. (Abb. 29.) Sie selbst hängt wiederum an der Decke und paßt sich vollkommen organisch in die übrigen Einbauten ein, mit denen sie auch architektonisch eine geschlossene Einheit bildet.

Das fortgesetzte Entstehen neuer Räume, die sich zu allen Zwecken, welcher Art sie auch sein mögen, besser eignen als die Kammern auf dem Hängewerk, die, von der Notdurft geschaffen, einer gehobenen Wohnkultur längst nicht mehr genügten, haben diese entbehrlich gemacht. Wurden sie schon eingeschränkt durch die Anlage der Haupttreppe und des ersten Flügelanbaues, so werden sie es jetzt noch mehr durch den zweiten. In den hier mitgeteilten Grundrissen des Hauses Fischstraße 19 in Lübeck sind sie bis auf eine schmale Kammer — die übrigens ihre Bezeichnung Hängekammer nicht mehr verdient, da sie nicht mehr an der Decke hängt — reduziert worden. Die ihr gegenüber liegende ist noch kleiner in den Abmessungen. Sie ist ein ihr analoger Einbau, der nicht Regel gewesen zu sein scheint. Er dient auch nicht wie jener als Schlafraum. Beide sind rudimentäre Überreste, die ihre Bedeutung verloren haben.

ung der
treppe.

Mit dem Entstehen dieser neuen Verbindungsgalerie verschwindet die Nebentreppe wieder. Sie führte nur ein vorübergehendes Dasein, das nötig war durch die Einbauten, die sie bedingten, das aber hinfällig werden mußte, sobald die Verbindung der Räume unter sich gesichert war. Das war der Fall seit Einbau der Brücke. Die Treppe mußte nunmehr wieder entfernt werden, da sie die Anlage dieser zweiten Galerie verhindert oder wenigstens erschwert haben würde. Sie war lediglich das vermittelnde Glied für die weitere Entwicklung.

Ihre Beseitigung war insofern rückwirkend auf die Haupttreppe, als diese nun als einzige Treppe auf der Diele dementsprechend aufwändiger gestaltet wird. Die Diele selbst gewinnt durch das künftige Fehlen der Nebentreppe nicht nur verlorenen Raum zurück, sondern sie gewinnt außerordentlich an Zentralisation, die seit Anlage der Nebentreppe gestört erschien. Jetzt wird sie eindringlicher als zuvor erstrebt. Die Diele ist nunmehr der Zentralraum des Hauses, in dem sich alles Leben trifft, von dem alles

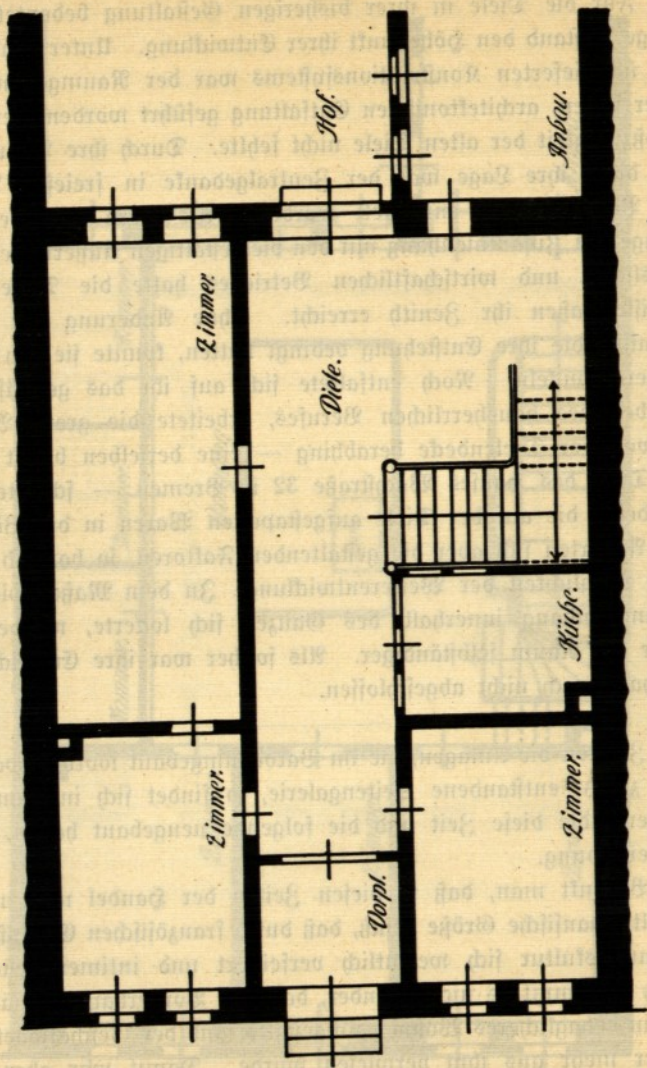


Abb. 48. Lübeck. Petersgrube, Erdgeschoß.

beginnt. Jeder Verkehr von der Straße nach dem Hofe und Hintergebäude mußte über sie ebenso hinweg wie der nach den Flügelbauten.

Für die Diele in ihrer bisherigen Gestaltung bedeutete der jetzige Zustand den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Unter Wahrung des überlieferten Konstruktionsystems war der Raumgedanke zu einer freien, architektonischen Entfaltung geführt worden, dem die Großzügigkeit der alten Diele nicht fehlte. Durch ihre Benutzung wie durch ihre Lage war der Zentralgedanke in freiester Weise zur Vollständigkeit entwickelt worden. Als Kern der Gesamtanlage, im Zusammenhang mit den vielgestaltigen Äußerungen des häuslichen und wirtschaftlichen Betriebes hatte die Diele jetzt gewissermaßen ihr Zenith erreicht. Ohne Änderung der Verhältnisse, die ihre Entstehung bedingt hatten, konnte sie sich nicht weiterentwickeln. Noch entfaltete sich auf ihr das geschäftliche Treiben des hausherrlichen Berufes, arbeitete die große Wage, die von der Dielendecke herabhing — eine derselben besitzt noch die Diele des Hauses Wachstraße 32 in Bremen — schaffte das Windefeil die auf der Diele aufgestapelten Waren in die Böden.

Änderten sich aber die gestaltenden Faktoren, so bot sich eine neue Möglichkeit der Weiterentwicklung. In dem Maße, wie ihr Zusammenhang innerhalb des Ganzen sich lockerte, wurde die Diele als Raum selbständiger. Als solcher war ihre Entwicklung durchaus noch nicht abgeschlossen.

artige
erie.

Zeigten die Anlagen, die im Barock umgebaut worden waren, jene zuletzt entstandene Seitengalerie, so findet sich in manchen Häusern, die diese Zeit und die folgende neugebaut haben, ihre Weiterbildung.

Bedenkt man, daß in diesen Zeiten der Handel nicht mehr die alte, hanzösische Größe besaß, daß durch französischen Einfluß die Wohnungskultur sich wesentlich verfeinert und intimer gestaltet hatte, so nimmt es nicht wunder, daß das Vorderhaus allmählich für ein behaglicheres Wohnen umgestaltet und der Geschäftsbetrieb immer mehr aus ihm verwiesen wurde. Damit war aber der Bestand des großen Dielenfensters, das durch seine Nüchternheit wenig dem Sinn der Zeit entsprach, gefährdet. Man wohnte in Zimmern und nicht mehr auf der Diele. Die geschäftliche Tätigkeit war aus ihr entfernt, wozu brauchte man noch das riesige Fenster! Man empfand eine kürzere Verbindung der Räume an den beiden

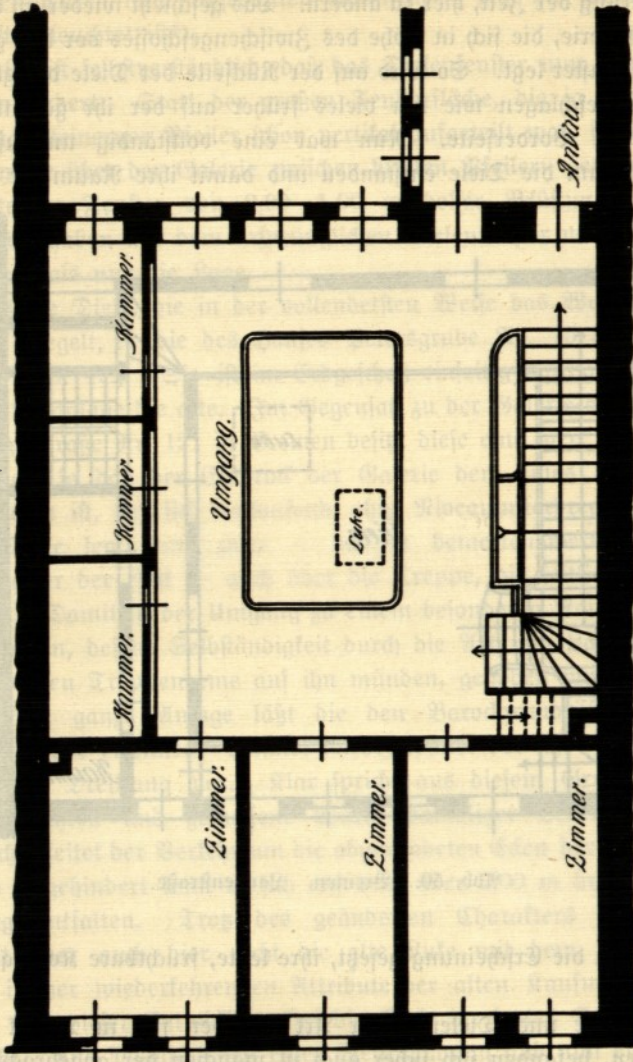


Abb. 49. Lübeck. Petersgrube, Zwischengeschöß.

Längsseiten des Grundstückes für nötiger, denn der Weg über Hängewerk, Brücke und Galerie, um in den zweiten Anbau zu gelangen, war allzu lang und umständlich. Es war eine dringliche

Forderung der Zeit, hier zu ändern. Das geschieht wiederum durch eine Galerie, die sich in Höhe des Zwischengeschosses vor das große Dielenfenster legt. So wird auf der Rückseite der Diele die gleiche Brücke geschlagen wie um vieles früher auf der ihr gegenüberliegenden Vorderseite. Nun war eine vollständig umlaufende Galerie um die Diele entstanden und damit ihre Raumidee voll-

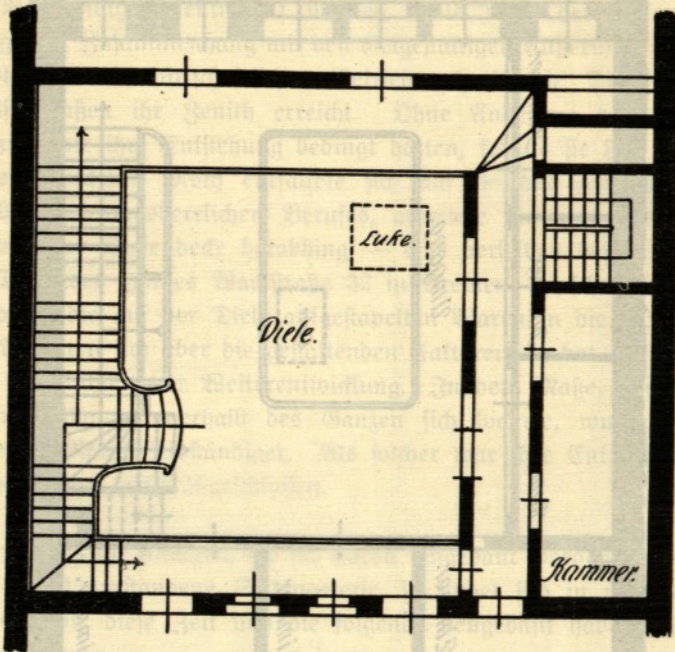


Abb. 50. Bremen. Langenstraße.

ständig in die Erscheinung gesetzt, ihre letzte, fruchtbare Konsequenz gezogen.

Häuser und Dielen dieser Art befinden sich in Lübeck und Bremen, befanden sich sicher auch in manchen der abgebrochenen Hamburger Häuser. Das Haus Langenstraße Nr. 121 in Bremen (Abb. 50) besitzt eine Anlage von einer gewissen Ursprünglichkeit insofern, als die Galerie in ihren Dimensionen so gehalten ist, daß sie die nahezu quadratische Diele nicht allzu sehr einschränkt. Im übrigen ist das Haus völlig verbaut. Statt des Dielenfensters

führen Türen nach angebauten Räumen, so daß die Diele nicht direkt beleuchtet ist*).

Es ist selbstverständlich, daß das Dielenfenster nun sein Aussehen ändert. Statt der großen Fensterfläche, die ja durch die Anlage steinerner Pfeiler schon vertikal aufgeteilt war, finden sich nunmehr über der Galerie zwischen breiten Pfeilern gewöhnliche, rechteckige Fenster von 0,90—1,00 m hoher Brüstung. Diese Fenster haben mit dem ursprünglichen Dielenfenster nichts weiter gemein als nur die Lage.

Eine Diele, die in der vollendetsten Weise das Wesen dieser Zeit spiegelt, ist die des Hauses Petersgrube Nr. 15 in Lübeck. (Abb. 48, 49.) Sie ist im Erdgeschoß einseitig durchgebaut, die Treppenanlage die alte. Im Gegensatz zu der Galerie des Hauses Langenstraße Nr. 121 in Bremen besitzt diese eine weit stattlichere Anlage, so daß der Eindruck der Galerie dem eines Umganges gewichen ist, der sich fortlaufend, ohne Niveauunterbrechung, um die Diele legt, und zwar — das ist bemerkenswert für den Charakter der Zeit — auch über die Treppe, die seitlich auf ihn führt. Damit ist der Umgang zu einem besonderen Raumelement geworden, dessen Selbständigkeit durch die Art und Lage, in der die beiden Treppenarme auf ihn münden, gehoben wird.

Die ganze Anlage läßt die den Barockgrundrissen eigene Symmetrie erkennen. Immer wieder waltet der schon öfters begegnete Dreiklang vor. Klar spricht aus diesem Grundriß die Behaglichkeit und gemessene Würde damaliger Lebensführung. Leicht gleitet der Verkehr um die abgerundeten Ecken der Brüstung, und ungehindert kann er sich auf dem über 2,00 m breiten Umgang entfalten. Trotz des geänderten Charakters der Diele fehlt aber auch hier nicht die alte Ruhe mit dem Windetau, die immer wiederkehrenden Attribute der alten Kaufmannsdiele.

Mit dieser Entwicklung hat die Diele ihr letztes Stadium erreicht. Alle Möglichkeiten einer Weiterbildung sind nun erschöpft. Was noch geschieht, ist Verfall. Mit zielbewußter Sicherheit und absoluter Sachlichkeit hatte sich die Diele aus dem bescheidenen Einraum heraus entwickelt, von fremden Formen wohl beeinflusst,

*) Abb. in „Bremen und seine Bauten“. Herausgegeben vom Ingenieur- und Architekten-Verein.

Abchluß
ber Entwickl

aber treu dem eigenen Wesen. Alle die Variationen, die Beruf und Standesunterschiede entstehen ließen, finden sich in der Gestaltung und mehr noch in der Ausstattung der Diele. Überall behält sie ihren Typus, wandelt aber ihre formale Erscheinung je nach Geschmack und Gewohnheit, je nach Art des Hauses und den Neigungen des jeweiligen Besitzers. Nicht aber ändert sie ihr System. Es herrscht hier wohl anderes Material als dort, der Raum unterliegt hier mehr dem Wechsel der Formgebung als anderswo, aber ihre Konstruktion bleibt dieselbe. Sie überdauert alle Wandlungen der Schmuck- und Zierformen, wenn auch Kultur und Sitte sie verhüllen und ornamental verkleiden. Denn nicht die Art des Ornamentes, nicht das Spiel reicher Verzierungen bedingen ihren Eindruck. Ihre Größe war ihr gegeben durch das restlose Erfüllen des Zweckes.

Verfall.

Unruhige Zeiten und wirtschaftlicher Rückgang sind Feinde baulichen Gestaltens. Sie zertreten zarte Keime und verhindern, daß einzelnes sich verallgemeinert. Und so ist auch diese letzte Entwicklungsphase der Diele nicht Gemeingut geworden. Die meisten Anlagen sind bei dem mittleren Stadium mit dem ausgebauten Zwischengeschosß und der einseitig freien Diele stehen geblieben. Das bewegende Moment vielseitiger, wirtschaftlicher Entfaltung hatte zu früh an Kraft verloren. Der alte Glanz hansischen Handels war verblichen, Reichtum geschwunden, die Lust zum Bauen fehlte. Jäh war die Entwicklung abgebrochen.

Altes versinkt in der Geschichte. Neues ersteht. Andere kulturelle Erscheinungen hatten sich gebildet, andere wirtschaftliche Gruppierungen, neue Forderungen hatten sich geformt, anders geartete soziale Bildungen waren entstanden. Das machtvolle Auswachsen zu Großstädten, der inzwischen entstandene neuartige, verdichtete Handelsverkehr machte im vorigen Jahrhundert die ehemaligen Patrizierhäuser zu bloßen Geschäftshäusern, aus denen das Wohnen schwand und sich in die Vororte und auf das Land zurückzog. Die alte, glückliche Vereinigung von Wohn- und Geschäftshaus wurde zugunsten des letzteren gelöst.

Damit war der Verfall der Diele besiegelt. Wo sonst liebevolle, künstlerische Gestaltung waltete, herrscht nunmehr die rauhe,

rücksichtslose Hand des geschäftlichen Alltages und zwingt, was sie vorfindet, pietätlos unter ihre brutale Herrschaft. Die Küche wird entfernt, Treppen werden verlegt, an Stelle des Umganges tritt eine vollständige Zwischendecke, die Zweigeschossigkeit verschwindet und die Diele wird zur Durchfahrt. Durch Wände und Verschläge, Lattengerüste und Bretterplanten wird die alte, weiträumige Diele in Räume und Gelasse aufgeteilt, die einzeln vermietet werden. Spärlich wird dieses Gewinkel von Räumen durch ein Oberlicht erhellt, zu dessen Schacht man die übereinanderliegenden Bodenluken, durch die das Windseil fuhr, vereinigt hat. Denn in einer Stadt wie Hamburg, die das moderne Erzeugnis des Kontorhauses schuf, wird mit dem Raume ökonomisch verfahren. So gut es angeht, wird das Alte neuen Bedürfnissen angepaßt, ehe es ganz fällt.

Die Diele im Landhaus.

Mit der Flucht auf das Land ist die Diele in das Landhaus des Städters verpflanzt worden, ohne sich aber zur Eigenart entwickelt zu haben. Im städtischen Haus hatte sie sich langsam unter dem ständigen Einfluß der wirtschaftlichen Forderungen innerhalb der engen Grenzen, die ihr durch die Terrain- und Bauungsverhältnisse gegeben waren, zu einem Typ entfaltet. Auf dem Lande waren diese Verhältnisse nicht vorhanden, gab es keine Schranken, die die Entwicklung in Bahnen zwangen. Sie ist dort nur ein schwacher Abglanz dessen, was das Stadthaus entwickelt hat. Das Landhaus im „Billehärder Park“ bei Hamburg besitzt eine derartige Anlage.

Es zeigt die an der Vorderwand gelegene Diele, an die sich die übrigen Räume anlegen. Die Diele ist eingeschossig und wiederholt sich im Obergeschoß in analoger Weise. Der Grundriß ist in der Disposition seiner Räume dem des Fehmarnner Bauernhauses ähnlich, ohne daß aber zwischen ihnen irgendwelcher Zusammenhang besteht. Der Grundriß des Landhauses muß vielmehr im Verein mit den allgemeinen baulichen Tendenzen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts betrachtet werden. Denn

er wurzelt nicht allein im nordischen Bürgerhaus der Städte. Er dürfte vielmehr ein Erzeugnis französischer Wohnkultur sein, deren Herrschaft damals allgemein war.

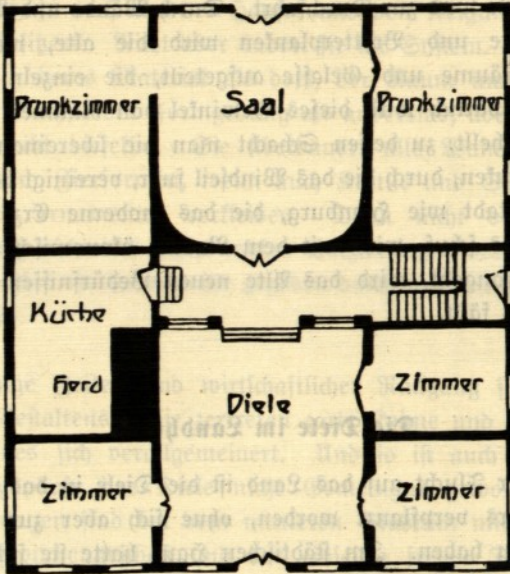


Abb. 51. Grundriß
des Landhauses „Billewärder Park“ bei Hamburg.

Die holländische Diele.

Es sei nicht verfehlt, zur Vervollständigung ihres Charakters die hanfische Diele der des holländischen Hauses kurz gegenüberzustellen. Denn es ist unbestritten, daß zwischen beiden wechselseitige Einflüsse bestanden haben, aber niemals waren diese so stark, daß sich darunter das Wesen der beiden geändert hätte. Die holländische Diele ist ebenso aus dem Einraum entstanden wie die norddeutsche und sie verleugnet ebensowenig wie diese ihre Herkunft.

Eine vortreffliche, alte Anlage einer holländischen Diele befindet sich in einem Hause in Edam, das von Mühlke*) veröffentlicht worden ist. Der Grundriß des Hauses ist schmal und sehr tief, ähnlich den Bremer Anlagen. Die Diele ist gleichfalls in Räume aufgeteilt, aber in durchaus anderer Weise als in Deutschland. Während hier eine Längsseite und später auch die Vorderseite der Diele zweigeschoßig wird, ist es dort die Mitte. Die eigentliche Diele, die sich hier nach dem Hofe erstreckt, liegt dort an der Straße und hat straßenwärts jene große Fensteranlage, die aus der hanfischen Diele bekannt ist. Um die erforderliche Höhe für zwei Geschosse zu gewinnen, ist der Fußboden des mittleren Teils der Diele um ungefähr 80 cm tiefer gelegt. Hierbei steht im unteren dieser beiden Räume der Kamin. Dieser Küchenraum ist direkt mit der „Kelderkamer“ (Keller) unter der Diele verbunden. Das Zwischengeschöß ist in zwei „Upkamern“ geteilt. Sie sind wie die Hängelkammer der norddeutschen Diele Schlafräume und besitzen fest eingebaute Bettchreine. Hinter diesem Zwischenbau liegt hofwärts ein bis zur Dielendecke reichender Raum, die „Achterkammer“, die analog der alten hanfischen Diele und dem Flett im niedersächsischen Bauernhaus eine eingebaute Schlafkoje besitzt. Die Achterkammer ist mit dem „Vorhuis“, der Diele, durch einen schmalen, seitlichen Gang verbunden. Wie bei der norddeutschen Diele sind auch hier die Einbauten vollkommen in Glaswände aufgelöst.

Man erkennt aus diesem Vergleich, wie andere Anschauungen gleiche oder ähnliche Forderungen in der holländischen Diele baulich in einer Weise erfüllt haben, die an Eigenart der norddeutschen nicht nachsteht.

Ausbau.

Untergehende Kulturen ziehen ihre Erzeugnisse nach sich. Es ist ein mühsames Suchen, aus dem Schutt und Verfall der Jahrhunderte die ursprüngliche bauliche Gestaltung der Diele aufzufinden, aus den Einbauten und Verbauten einer folgenden

*) Mühlke: Von nordischer Volkstunst.

Zeit den Zustand der vorhergehenden nachzuweisen. Denn es ist naturgemäß, daß ein Raum wie die Diele, der so ausschließlich für den Alltag mit allen seinen Wünschen bestimmt ist, von seinem Geschmack ebenso gebildet wird wie von praktischen Bedürfnissen. Wenn die hohen Giebel der Fassaden raschen Änderungen entzogen, Jahrhunderte unverfehrt überdauert haben, so ist der Innenraum dem schnellen Wechsel unterworfen. Er unterliegt dem Bedürfnis des Alltages, dessen Kleid er ist, wie die Fassade das der Jahrhunderte. Er ist in seiner Gestaltung weniger der Nachahmung fremder Vorbilder ausgesetzt wie es die Fassadenbildung ist. Was hier architektonische Strömungen bilden, formen dort Anschauungen des Tages mit ihren vielfach wechselnden Äußerungen.

Deshalb sind die Überreste, die von der früheren Ausgestaltung der Diele noch vorhanden sind, nur kümmerlich, nicht viel mehr als schwache Streiflichter.

Decke.

Aus dem Einraum der romanischen oder frühgotischen Periode hat die Zeit fast nichts erhalten, das geeignet wäre, ein anschauliches Bild vom Aussehen des Inneren, von Wand- und Deckenbehandlung zu geben. Es darf wohl mit Recht angenommen werden, daß die folgende Zeit hierin keine wesentlichen Fortschritte gemacht haben wird — sicherlich wenigstens nicht in der Bildung der Decke. Sie wurde in der primitivsten Weise von rohen, ungesägten, nur notdürftig kantig behauenen Eichenholzbalken gebildet, die sehr stark dimensioniert sind. Sie sind meist sehr eng nebeneinander und sehr unregelmäßig verlegt. In einem um 1300 erbauten Hause der Altmümmelerstraße in Wismar liegen sie stellenweise so dicht, daß der Zwischenraum zwischen zwei Balken geringer ist als eine Balkenbreite. Sind die Längsmauern massiv, so liegen die Balkenköpfe dort unmittelbar auf, wahrscheinlich ebenso wie die Fensterstürze durch Birkenrinde vom Mauerwerk isoliert.

Bei Holzbauten sind sie mit den Ständern verzapft und durch Kopfbänder versteift, die in späterer Zeit, besonders bei geringen Spannweiten, zu Naggen werden.

Das Aussehen ist noch schmutzarm und schwerfällig. Nur die Kanten der Balken werden, wenn diese selbst flächig behauen sind und einen regelmäßigen Querschnitt besitzen, entweder schlicht

gefaßt oder in gotischer Weise mit Rundstab und Kehle profiliert. Mit sicherem Empfinden für die statische Beanspruchung des Balkens betont die Gotik das Auflager des Balkens, indem sie es stärker ausbildet als seinen übrigen Teil. Vielleicht liegt hierin eine konstruktive Reminiscenz an das Kopfsband beim reinen Holzbau.

Der Deckenbelag über den Balken wurde von eichenen Bohlen gebildet, die bei den ältesten Anlagen fugenhaft nebeneinander lagen und unmittelbar auf die Balken aufgenagelt waren. Eine spätere Zeit, die auf die äußere Erscheinung der Decke mehr Wert legte, hat die Fugen verdeckt, indem sie auf der Unterseite der Decke gegen sie Leisten nagelte, die im Zusammenhang mit den Balken profiliert wurden. Ohne irgendwie verziert zu sein, befand sich in dieser Decke die Luke für den Warenaufzug, wobei ein Auswechseln der Balken nötig wurde.

Farbenspuren, die hie und da gefunden wurden, lassen auf eine farbige Behandlung der Decke schließen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in der gotischen Zeit bemalt gewesen ist. Denn es ist ja Tendenz der Gotik, soweit sie im Profanbau auftritt, ihre konstruktiven Leistungen durch Farbwerte zu erhöhen.

Inzwischen glitt die Zeit in die Renaissance hinüber. Langsam werden die zierenden Elemente durch andere verdrängt. Harte, derbe Profile werden leichter und gefälliger geführt. Das Balkenauflager wird ein willkommenes, dekoratives Element, soweit es über der freien Dielseite liegt. Was die Gotik konstruktiv erdacht hat, verziert nun die Renaissance. Ein sinnfälliger Beweis für ihr zierendes und schmückendes Streben ist die Behandlung des Balkenauflegers. (Abb. 52.) Statt der alten, gotischen Profile des Rundstabes und der Kehle, die den Übergang vom Auflager zum Balken vermittelten, sitzt jetzt eine leicht geschwungene Blattwelle dort. Sie beginnt und endet in leichten Profilen. Je nach dem Stande der Zeit ist die Kurve derb ausgefägt oder fein empfunden geschnitten. Sie ist entweder glatt oder durch eingekerbte Rillen belebt, die offenbar Blätter andeuten sollen. Nur in sehr reichen Ausführungen ist sie leicht plastisch geschnitten. Oft trägt die Unterseite des Auflegers einen flachen, in dekorativer Weise behandelten Zahnschnitt. Es ist wohl anzunehmen, daß die Balken

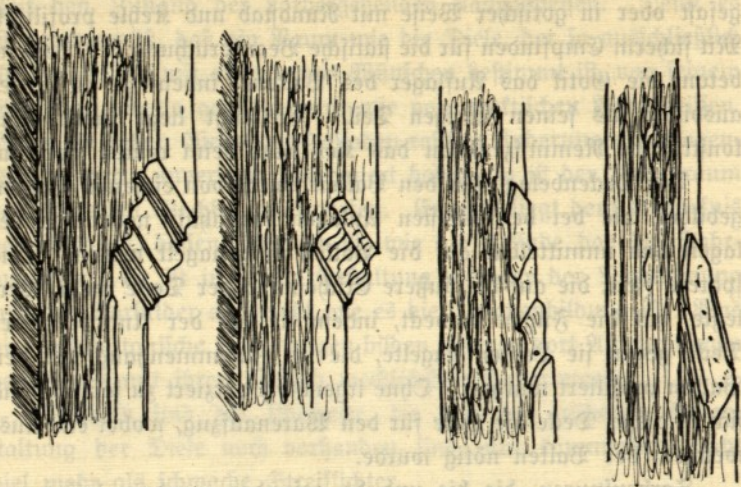


Abb. 52. Lübeck. Balkenauflager.

farbig bemalt waren. Mit gewisser Wahrscheinlichkeit ist häufig unter der weißen Lünche, die die Balken heute meist überzieht, noch Farbe zu vermuten.

Bemalung. Zu Trägern hoher Farbentwerte wurden die Balken jedoch, wenn sie verkleidet waren. Es war ja der Zug der Zeit, das konstruktiv Nötige durch eine schmückende Hülle zu verkleiden. Die nunmehr rechteckigen Balken wurden wie ihre Zwischenfelder mit glatten Brettern verschalt und in bunter Fülle und wechselnder Vielgestaltigkeit bemalt. Reiches Rankenwerk folgte weiß auf schwarzem Grund, sich flächig durch- und übereinanderschlingend, der Richtung des Balkens. Die Balkenfelder trugen zwischen üppigem, ornamentalem Füllwerk gemalte Medaillons. Sinnbildliche Darstellungen, Figuren und Bildnisse entfalteten sich innerhalb des Kreises, der zwischen dem breiten Bändernornament zu dekorativer Wirkung ausgespart war. Durch Verwendung der Erdfarben rot, braun, blau und schwarz, die durch Gegensatz zum Weiß belebt und durch Gold stellenweise aufgehöhht wurden, entstand bei aller Ungelenktheit der Linienführung und Derbheit der Zeichnung eine weiche, stumpfe Wirkung. Die Bemalung ist ein Beweis, daß der Zeit Farbenfreudigkeit in hohem Maße eigen war.

Reste solcher Deckenmalereien haben sich bei Umbauten in der Diele des Hauses Wachsstraße 32 in Bremen gefunden. Die Decke des Bremer Rathausaales, der 1664 ausgebaut wurde, zeigt dieselbe Behandlung. Es ist sicher, daß die Verbreitung dieser Dekorationsweise damals eine ganz allgemeine war. Denn wie überall in Kunstströmungen sammeln sich um große Einzelschöpfungen die kleinen Leistungen der Mehrheit. Man wird deshalb in der Annahme kaum fehlgehen, daß das, was in Bremen Brauch war, auch anderorts heimisch gewesen ist.

Eine andere Art Deckenmalerei scheint nur vereinzelt geübt worden zu sein. Denn nach Kobl*) sollten die Bremer Decken zuweilen mit Wolken und entsprechenden Bildern bemalt gewesen sein. Offenbar gehört diese Art in eine spätere Zeit.

So verschönte die Hand des kunstgeübten Handwerkers die Decke und erhöhte durch Form und Farbe die Weiträumigkeit der Diele. Und der Künstler war frei in seinem Schaffen. Denn eine der Voraussetzungen künstlerischer Betätigung war gegeben — Reichtum war vorhanden. Und kunstsinelige Patrizier und kunstgeneigte Bürger riefen gern die Kunst herbei, um Macht und Wohlstand in schöner Form zu zeigen.

Geringer als über das Aussehen der Decke sind unsere Kenntnisse über die Behandlung, die die Wände erfahren haben. Natürlich, denn jene war dem Gebrauch zu entrückt, um rasch geändert zu werden. Wand.

Frühzeitig war wahrscheinlich das rohe Gefüge des Ziegelwerks, das mit irgendeiner Lünche überzogen war, ihr einziger Schmuck. Über das genaue Aussehen der Wände gibt nichts Vorhandenes zuverlässige Nachricht.

Als man in der Gotik anfang, die Stuben zu vertäfeln, werden Vertäfelung. vielleicht auch die Dielenwände eine gleiche Ausbildung erfahren haben. Diese Vermutung ist durchaus naheliegend. Erwiesen ist hingegen, daß die Renaissance die Dielenwände verkleidet hat. Die einfache, schlichte Verschalung entwickelte sich durch alle Phasen hindurch bis zum reichen, prunkenden Tafelwerk, auf das der Schreiner

*) Kobl: Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses in Bremen.

Motive der Architektur übertrug und sie nach ihren Gesetzen baute. Der Mauercharakter verschwand völlig. Einfache Vertäfelungen aus horizontalen und vertikalen Rahmenstücken mit nüchternen, anspruchslosen Profilen und glatten Füllungen, wovon die Diele

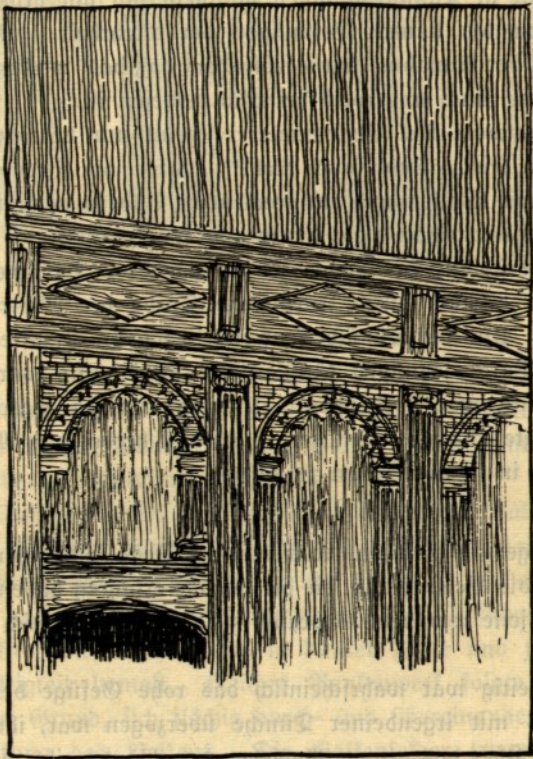


Abb. 53. Bremen (Museum). Wandvertäfelung.

eines Hauses An der Untertrave in Lübeck noch Bruchstücke enthält, finden sich ebensogut wie Gestaltungen, die sich an große Vorbilder anlehnen.

In Städten wie Bremen und Lübeck, wo sich die deutsche Holzschnitzkunst zu einer so wundervollen Blüte entfaltet hat, gab es deren genug. Ein so köstliches Werk wie die Wandverkleidung

der Guldtkammer des Bremer Rathhauses ist von ebenso weittragendem Einfluß auf die Kunst Bremer Tischler und Schnitzer gewesen, wie die eigenartige Bertäfelung des Fredenbagenfchen Zimmers und die von Tönnies Evers d. J. gefchnitzte Kriegsftube des Lübeder Rathhauses auf die Lübeder Meister. So lassen Pfeiler und Bogenftellungen, Lifenen, Füllungen und Konfole einer Bertäfelung aus der Wachftraße in Bremen (Abb. 53) — fie befindet fich als Bruchftück im Befize des Bremer Museums — das System der Flächenaufteilung erkennen, das in der Wandverkleidung der Guldtkammer liegt, nur ftatt der verfchwenderifchen Fülle bürgerliche Befcheidenheit. An üppigem Reichtum und prunkendem Aufwand wird aber nirgends das Paneelwerk des Schabbelhauses in Lübeck übertroffen. Es ist ein Prunkftück ganz köftlicher Art. (Abb. 54.)

Im allgemeinen war die Höhe der Bertäfelung bei der Gefamthöhe der Diele eine beträchtliche. Sie geht kaum unter Menfchengröße herunter. Die Verkleidung überzieht alle freien Wände der Diele.

Der gleichmäßige Rhythmus der Wandaufteilung wurde auf der Hinterdiele durch Wandschränke unterbrochen. Vielleicht find fie der letzte Reft jener alten Nifchen, die durch die Pfeilerkonftruktion der Wand entstanden waren (vgl. Abb. 14). Die fpätere Zeit hat fie als wirkliche Schränke benugt, der früheren dienten fie offenbar als Schlaffchreine, ähnlich wie die Bußen im Bauernhaus. Das fcheint verftändlich, wenn man fich die urfprüngliche, einräumige Diele vorftellt. In einem Hause der Wachftraße in Bremen haben nach Mitteilungen des Befizers Wandschreine noch bis vor nicht allzulanger Zeit als Schlafräume für das Gefinde gedient. Ebenfalls in Bremen befindet fich in der Rolandftraße eine Diele, bei der auf der Galerie drei nebeneinanderliegende, tiefe Wandnifchen als frühere Schlaffstätten erkenntlich find. Die alten Hängekammern haben ja demfelben Zwecke gedient, und auch die Räume unter den Podesten der Treppen wurden oft zu Schlaffstätten ausgebaut.

Die Wandschränke waren, wie die Bußen der Bauernhausdiele, durch Türen verfchließbar.



Abb. 54. Lübeck. Schabbelhaus. Wandvertäfelung der Diele.

obenbelag. Der Belag des Fußbodens unterlag in gleicher Weise wie die Wand dem Geschmack der Zeit. Ursprünglich bestand er aus breiten, eichenen Bohlen — die Eiche war ja ausschließlich Bau-

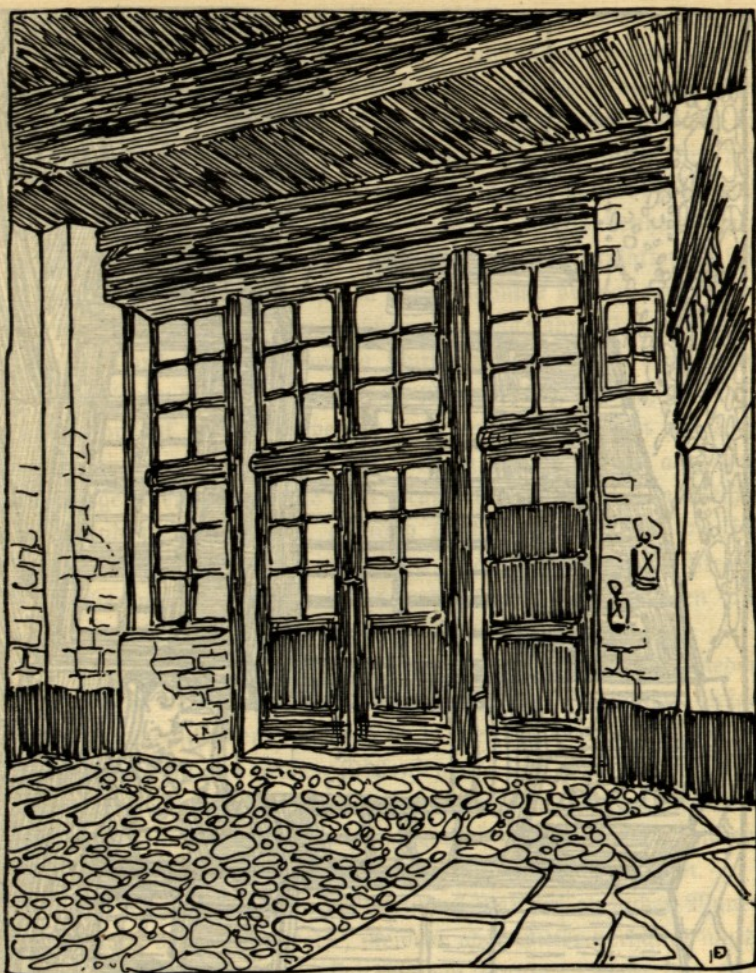


Abb. 55. Lübeck. Altesfähre. Dielensfenster.

holz —, die auf die Deckenbalken des Kellers aufgenagelt waren. Die einzige Diele, die diesen Zustand bewahrt hat, befindet sich im Hause Wachstraße 32 in Bremen. Denn der Keller unter der Diele war in der ältesten Zeit nicht gewölbt (vgl. S. 250 (70)). Als aber diese Konstruktionsweise Brauch wurde, änderte sich auch der

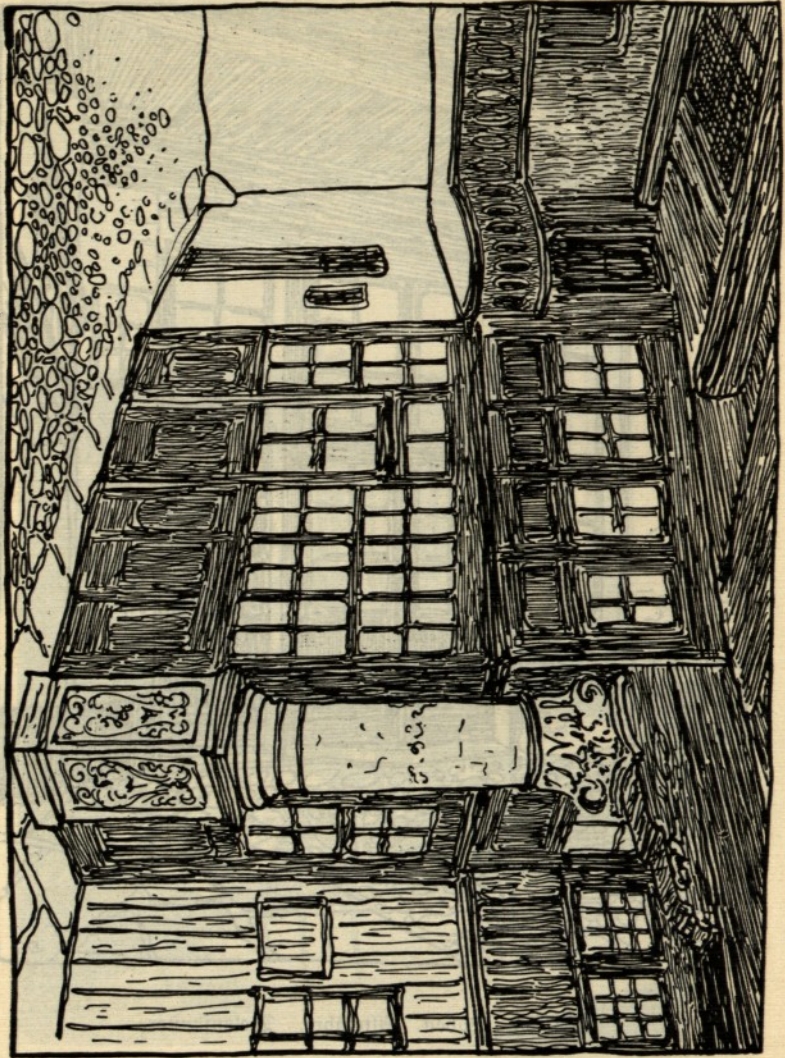


Abb. 56. Kirche. Schiffstraße. Kirche.

Bodenbelag. Die Holzdielen sind dem massiven Material. Die Gewölbe wurden hinterfüllt, die Oberfläche eingeebnet, mit Estrich gestampft oder mit einem festen Material belegt. Ursprünglich bestand dieses aus unregelmäßig verlegten Feldsteinen. (Abb. 55, 56, 57.) Sie wurden durch Backsteine verdrängt, die vermutlich in

einfachen, geometrischen Mustern verlegt waren oder sich nur in schlichter Weise mit versetzten Fugen aneinanderschoben. Leise Farbenspuren deuten darauf hin, daß sich jedenfalls auch farbiger Plattenbelag gefunden hat, wie ihn die gotische Gerichtshalle im Lüneburger Rathhaus noch heute besitzt. Dann kommt die Renaissance! Mit anderen Formen bringt sie auch anderes Material. Statt der Ziegel verwendet patrizische Wohlhabenheit einen schachbrettartigen Belag aus Kalk- und Sandsteinplatten. Die einzelnen Platten sind häufig in der Diagonale verlegt und finden sich meist in quadratischen Größen von ungefähr 40 cm Seitenlänge. Durch diese Anordnung wurde der Fußboden von einem großmaschigen Liniennetz überzogen (Abb. 58, 59), das sich bis in die Küche fortsetzt — ein Beweis, daß deren Wände gegen die Diele später eingesetzt wurden. Dieser Belag scheint ebenso allgemein beliebt gewesen zu sein wie seine Musterung, die durch den Wechsel roter und weißer Platten entstand (Abb. 60), eine Art, die sich bereits auf jener schon erwähnten Wappenscheibe im Bremer Gewerbemuseum findet. Es ist möglich, daß neben roten und weißen auch andersfarbige Platten Verwendung fanden.

Das Netz, das sich über den Belag des Fußbodens zieht, wiederholte sich in der gotischen Zeit in den Rippen der kleinen, bleigefassten Bußenscheiben und später in vergrößerter Weise in der Sprossenteilung des großen Dielenfensters und wird für den Eindruck der Diele zu einem reizvollen, malerischen Moment. Es führt den ästhetischen Zusammenhang herbei zwischen der schweren Balkendecke und den derben Wand- und Fußbodenflächen.

Die primitivste Form des Fensters war ein einfacher Mauerdurchbruch, der durch Stoffe, Gewebe oder Gitter verhängt wurde und durch Klappen geschlossen werden konnte. Denn das Glas wurde erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts bekannt. Ein Bremer Bürgerbuch nennt nach Kohl schon im Jahre 1296 „Fenstermaier“. In Hamburg ist dieser Beruf aus dem Jahre 1289 nachgewiesen. Daraus ist aber auf die allgemeine Bedeutung des Fensters selbst zu schließen, das sich ja auch in dem großen Dielenfenster frühzeitig zur Eigenart entfaltet hat.

Seine Aufteilung ist abhängig von der Lage der Hoftür, deren Gewände bis zum wagerechten Sturz reichen und jene bereits

Dielenfenster.



Abb. 57. Lübeck. Alfstraße. Küche.

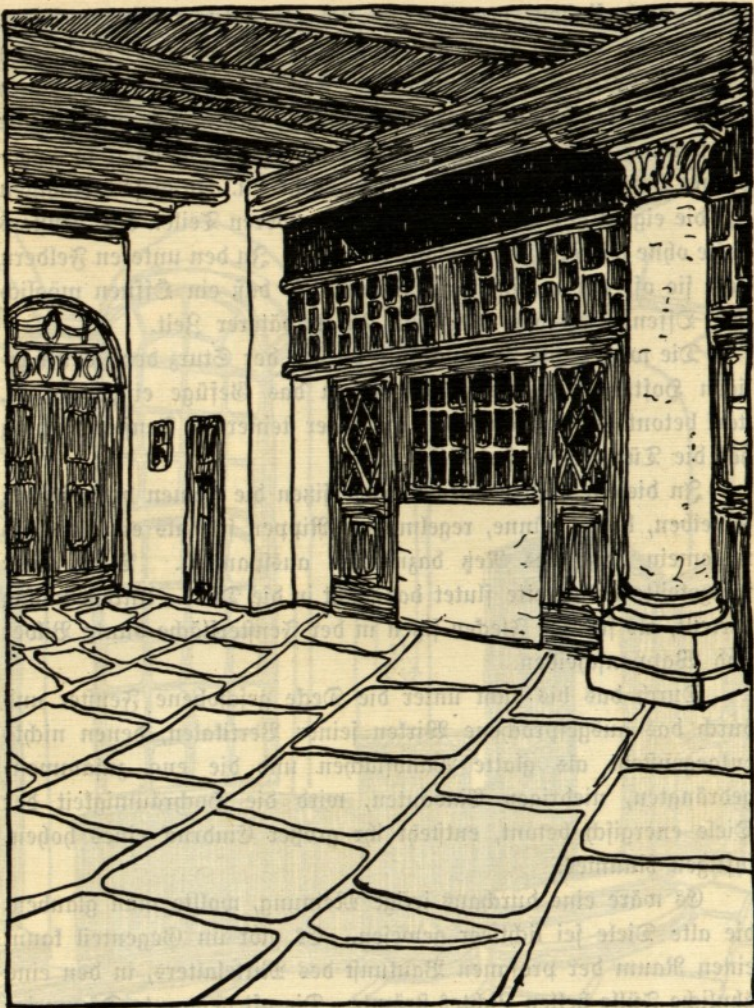


Abb. 58. Lübeck. Langer Lohberg (vgl. Abb. 19). Rüche.

erwähnte Dreiteilung herbeiführen. (Abb. 55, 61, 62, 63.) Sie ist besonders da markant, wo an Stelle des Holzes der Steinfeiler getreten ist, was aber in der Frühzeit nur vereinzelt geschehen sein wird und dann nur bei größeren Anlagen. Wo sie sich

heute noch finden, erweisen sie sich als gotische Rippenpfeiler, für die sich in den Kirchen genug Vorbilder boten. (Abb. 64.)

Die horizontale Teilung der Fensterfläche geschieht durch armstarke, im Halbkreis profilierte Rundstäbe. Sie dienen zur Versteifung und sind zwischen Pfeilern und Gewänden so angeordnet, daß meist quadratische Felder entstehen. In diesem Rahmen sitzt die eigentliche Verglasung. In den oberen Teilen des Fensters ist sie ohne weiteres im Gewände befestigt. In den unteren Feldern liegt sie oft erst in einem Holzrahmen, so daß ein Öffnen möglich ist. Offenbar ist das aber eine Zutat späterer Zeit.

Die wagerechte Teilung wird da, wo der Sturz der zweiflügeligen Haustür liegt, die vollständig in das Gefüge eingepaßt ist, stark betont. Entsprechend der Höhe der steinernen Fensterbrüstung hat die Tür untere Holzfüllungen.

In diesem konstruktiven Gerüste sitzen die kleinen bleigefassten Scheiben, deren dünne, regelmäßige Rippen sich als ein ästhetisch ungemein reizvolles Netz dazwischen ausspannen. Durch diese feingeteilte Silhouette flutet das Licht in die Diele. Unregelmäßig verteilt, als farbige Flecken sitzen in der Fensterfläche bunte Bilder und Wappenscheiben.

Durch das bis dicht unter die Decke geschobene Fenster und durch das ausgesprochene Wirken seiner Vertikalen, denen nichts entgegensteht als glatte Wandflächen und die eng zusammengedrängten, niedrigen Einbauten, wird die Hochräumigkeit der Diele energisch betont, entsteht ihr großer Eindruck eines hohen, lustigen Raumes.

Es wäre eine durchaus irrige Meinung, wollte man glauben, die alte Diele sei lichtleer gewesen. Es gibt im Gegenteil kaum einen Raum der profanen Baukunst des Mittelalters, in den eine ähnliche Fülle hellen Lichtes strömte. Die oft genannte Dämrigkeit der alten Kaufmannsdielen ist mehr romantischer Zauber als wirkliche Tatsache.

Als man in der Gotik die Kirchenwände in bunte Glasflächen auflöste, geschah das zu nicht geringem Teil aus dekorativen Tendenzen. Um eine mystische Stimmung zu erzeugen, schuf die kirchliche Baukunst weite, hohe Räume mit großen, bunten Fensterflächen. Im Bürgerhause tut die einfache Notwendigkeit ähnliches.

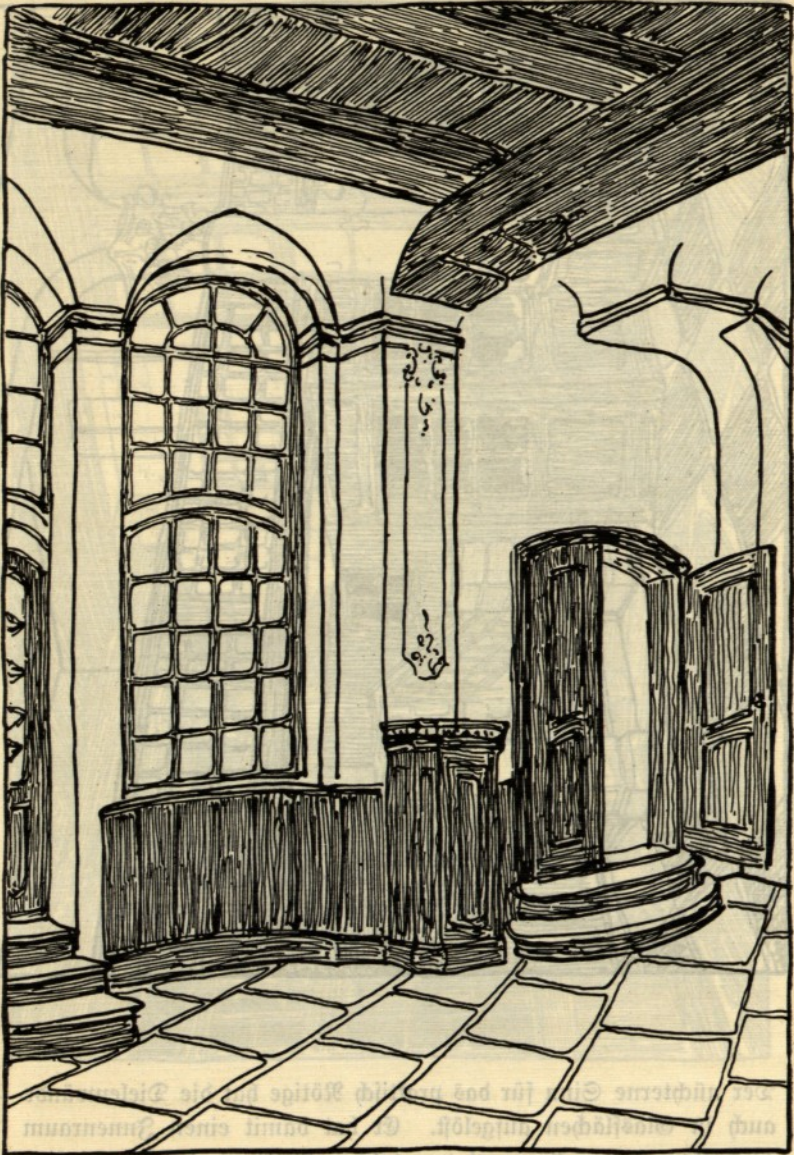


Abb. 59.

Lübed. Fischstraße (vgl. Abb. 28, 29).

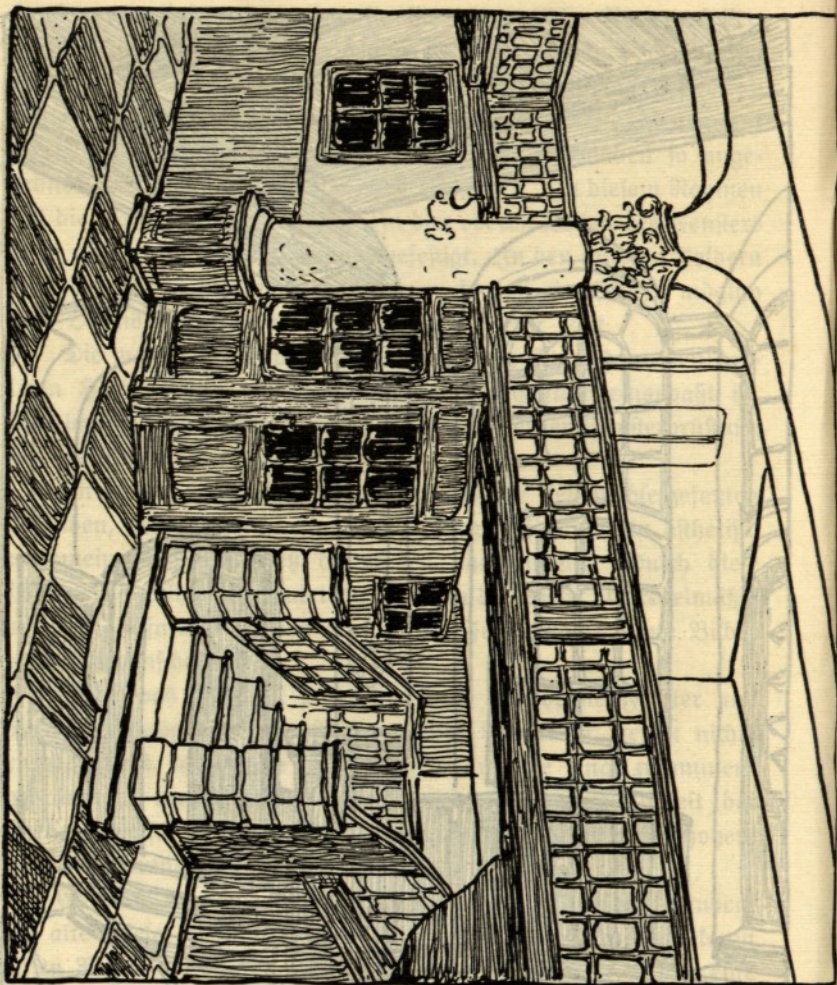


Abb. 60. Silber. Glodengießerstraße.

Der nüchterne Sinn für das praktisch Nötige hat die Dielenwände auch in Glasflächen aufgelöst. Er hat damit einen Innenraum geschaffen, dessen Eigenart von solcher Kraft ist, daß er Einfluß auf die ganze Hausbildung hat. Bis zur Höhe der Dielendecke war das Haus auf der Vorder- und Rückseite mehr Glas- als

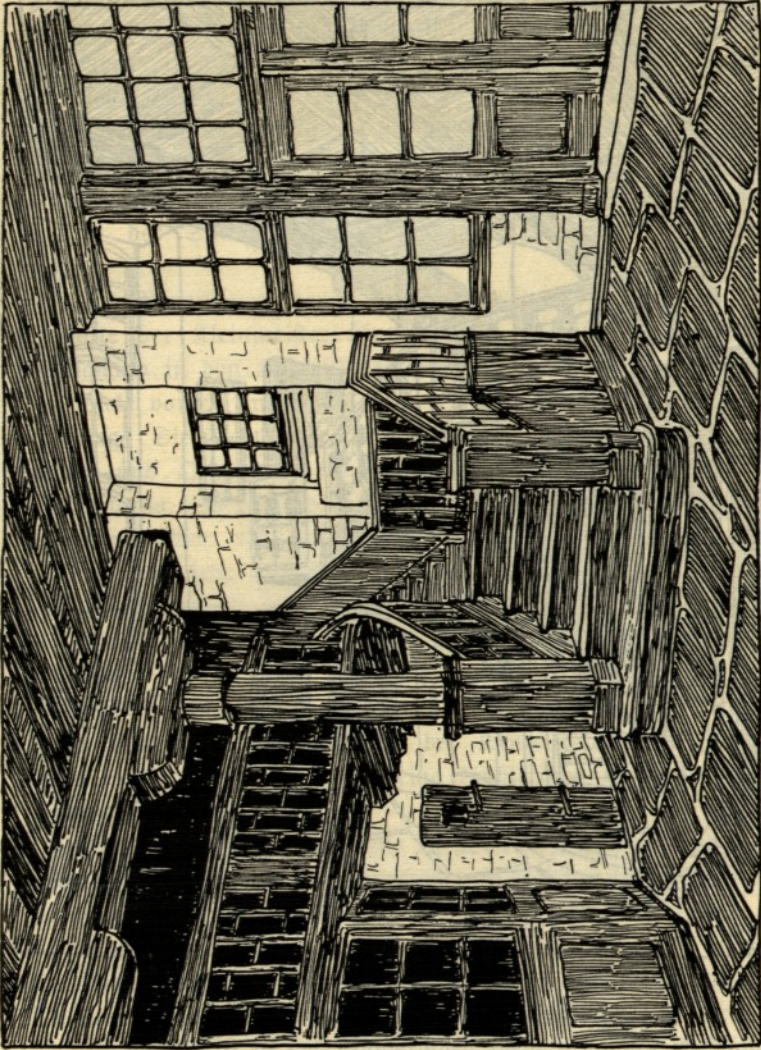


Abb. 61. Lübeck. Langer Lohberg (vgl. Abb. 19).

Mauerfläche. (Abb. 76.) Das große Dielenfenster ist wie die Diele, zu der es untrennbar gehört, eine urdeutsche Schöpfung, die ihren Charakter behält, mag auch die Renaissance italienisierende

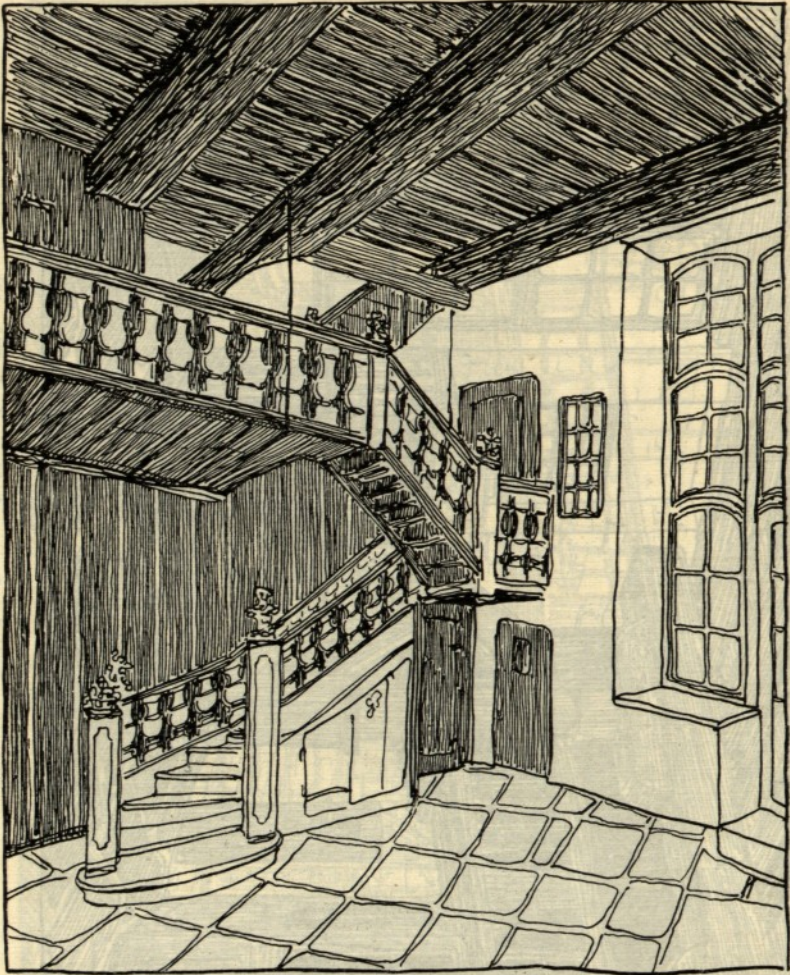


Abb. 62. Lübeck. An der Untertrave (vgl. Abb. 20).

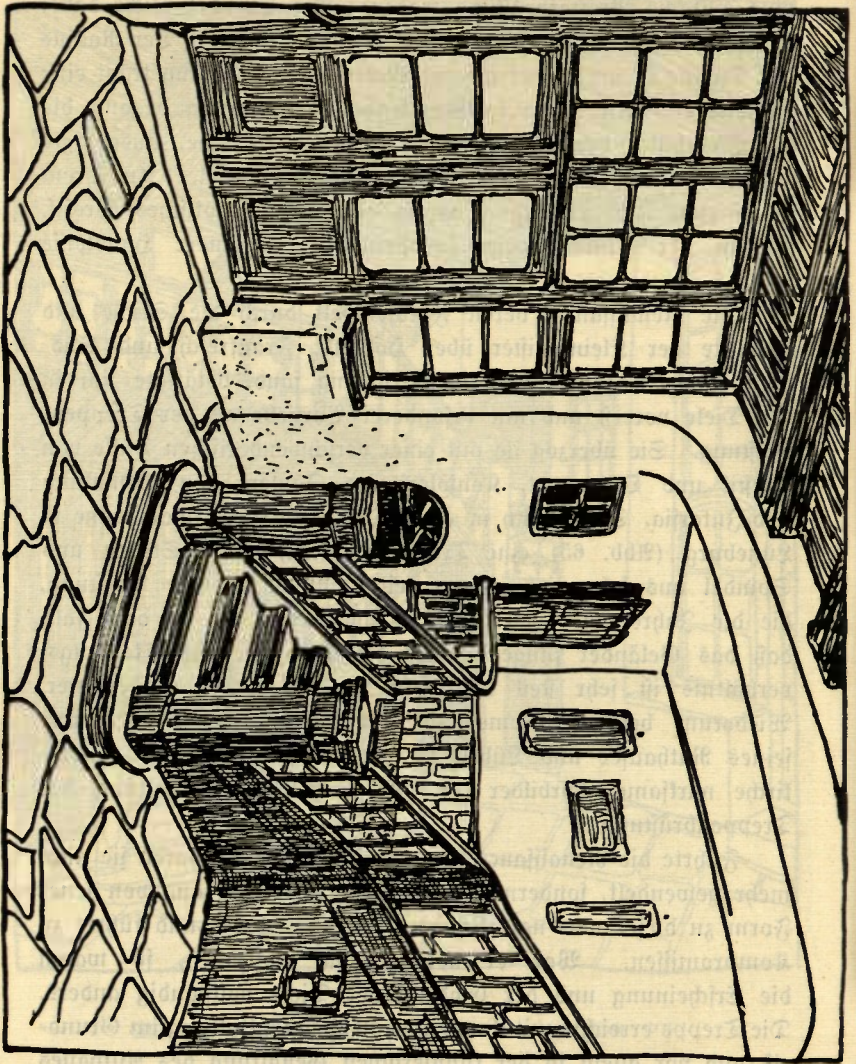
Momente hineinragen, wie es durch die Treppengestaltung
 geschehen ist.

Treppe. In ihrer ältesten Anlage ist die Treppe noch schmucklos. Es
 ist die Wendeltreppe in der primitivsten Form. Um eine glatte,
 runde Spindel wendeln sich rohe, schwerfällige Blockstufen, die außen

eine einfache Bretterbrüstung tragen. Die Spindel reicht dabei als ganzer Stamm bis in die obersten Bodenräume. Der Radius der Treppe ist nie größer als ein Meter. Die Brüstung trägt eine Handleiste. Mit deren fortschreitender Profilierung begann die Durchbrechung der Brüstungsbretter durch einfache, ausgefägte Schmuckformen und die Bearbeitung der Spindel. An ihrem geschnitzten Fuß entsprang häufig ein derbes, gotisches Profil, das in der Spirale dem Treppenlaufe als innere Handleiste folgte.

Die Renaissance, deren Formenwelt durch die Stiche und Schnitte der Kleinmeister über Holland, Frankreich und Süddeutschland in den Hansastädten Eingang fand, betätigte sich in der Diele vorerst und mit besonderer Vorliebe an der Treppenbrüstung. Sie überzog sie mit einer verschwenderischen Fülle von Plastik und Ornament, Konsolen und Säulen, von Bemalung und Intarsia. So hat sich in einer Diele der Bardowickerstraße in Lüneburg (Abb. 65) eine Treppe erhalten, deren Stufen und Spindel aus sehr viel älterer Zeit stammen als ihre Brüstung, die die Jahreszahl 1608 trägt. Fast immer ist es der Fall, daß das Geländer jünger ist als die Treppe. Das Steigungsverhältnis ist sehr steil und geht nie unter 20 cm herunter. Wiederum besitzen Bremen in der berühmten Wendeltreppe seines Rathauses und Lübeck in der Kanzeltreppe der Jakobikirche wirksame Vorbilder für eine künstlerische Gestaltung der Treppenbrüstung.

Führte die Renaissance neue Treppen aus, so waren sie nicht mehr gewendelt, sondern geradläufig. Der Übergang von jener Form zu dieser war natürlich nur ein allmählicher und führte zu Kompromissen. War er aber einmal vollzogen, so waren die Erscheinung und der Eindruck der Diele vollständig anders. Die Treppe erreichte mit ihrer zunehmenden Entfaltung im Grundriß und vor allem in der künstlerischen Gestaltung des Aufbaues eine freie selbständige Entfaltung, die in der Barockzeit zu ihrem höchsten Ausdruck gelangte. Auf sie wurde der künstlerische Aufwand konzentriert, sie beherrschte mit ihrer Wirkung die Diele, die damals selbst eine hohe Entwicklung erreicht hatte. Nie vorher verband sich ihr Charakter als Geschäftsraum so eng mit dem eines



Hausraumes. Und deshalb ist die deutsche Diele auch etwas durchaus anderes als das Atrium des römischen Hauses und die Halle des englischen, mit denen sie gern verglichen wird.

Durch die neue Treppenanlage wurde die bisherige Starrheit durchbrochen. Ein gesunder, starker, lebensfroher Zug geht mit dieser neuartigen Treppenanlage durch den Dielenraum des 17. und 18. Jahrhunderts. Alte erstarrte Formen erfuhren eine Erneuerung. Neue Anschauungen brachten frisches Leben, führten zu neuen Gestaltungen. Langsam kamen die Massen in Fluß. Schwerfällige unbeholfene Formen wurden von leichteren und gefälligeren abgelöst. Freie Geräumigkeit, die durch größere Höhe der Diele entstand, verhalf zu größerer Wirkung. Es bildeten sich Dielenräume, die trotz ihrer kürzeren Längenausdehnung weiträumiger erscheinen als die früheren.

Nicht zum geringsten geschieht das durch die reizvolle, anmutige Art, in der das 17. Jahrhundert seine Formen bildet, sie im Detail behandelt und sie gewandt zu künstlerischer Einheit zu vereinigen versteht. Was bewußte, reine Sachlichkeit geschaffen, was der Zweckgedanke konstruiert hatte, verhüllen Renaissance und Barock durch Schmuck- und Zierformen. Sie verbergen das Konstruktive, indem sie es zum Träger dekorativer Werte machen. Dazu besaß die Zeit im Stuck ja ein so gefälliges Material! In geschickter Hand konnte es zu jeder Wirkung geführt werden, folgte jeder Regung.

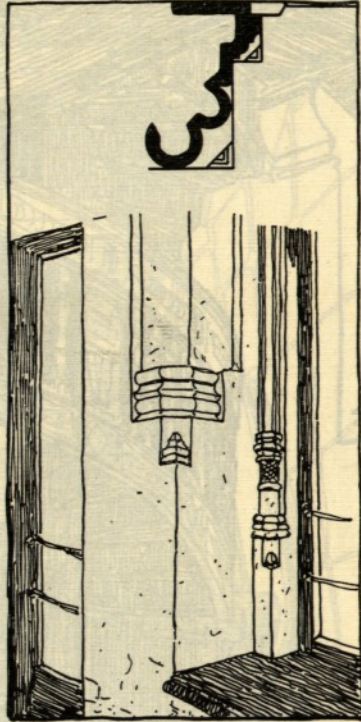


Abb. 64. Bremen. Wachsstraße.
Fensterpfeiler.



Abb. 65. Lüneburg. Bardowiderstraße (vgl. Abb. 18).

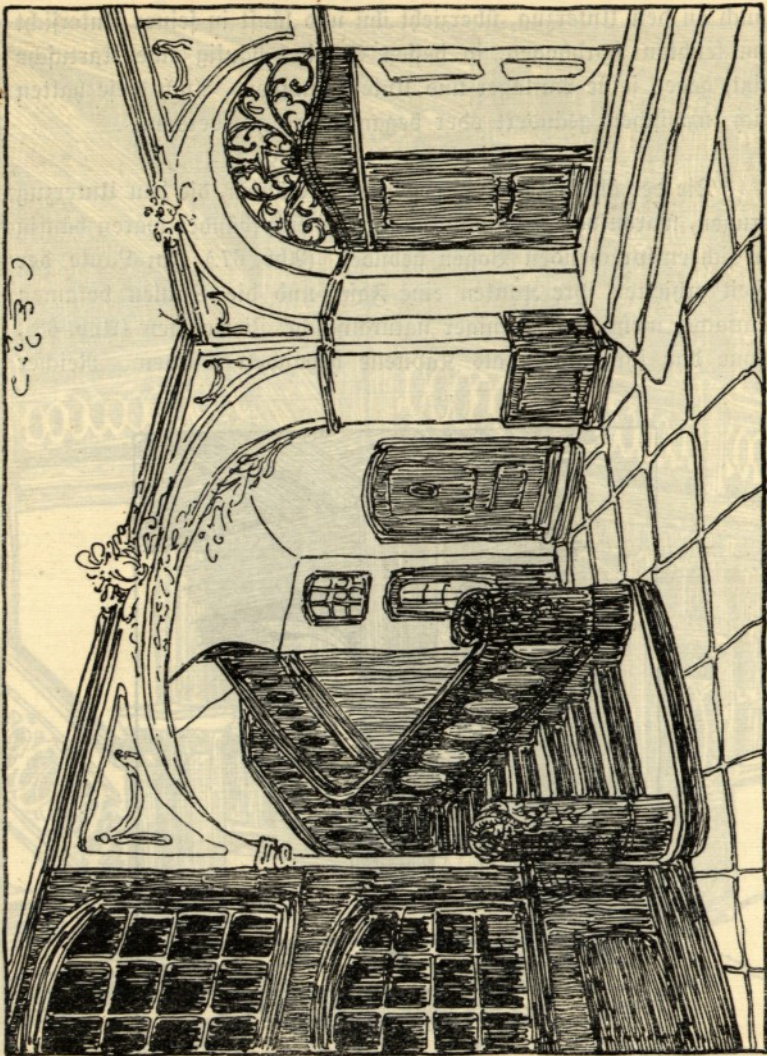


Abb. 66. Lübeck. Königstraße.

Stucc überzieht nun auch die Dielenbede. Statt des wechselnden Stuccbede.
 Spieles von Licht- und Schattenstreifen zwischen den Balken, statt
 des reizvollen Durcheinander der bunten Farben herrscht die glatte,
 weiße Fläche, die sich über eine Hohlkehle hinweg bis auf die Wand-
 verkleidung herunterzieht. (Abb. 59, 66.) In der Kehle legt sie sich

auch an den Unterzug, überzieht ihn und läuft in seiner Untersicht im leichten Korbbogen, in dessen Scheitel häufig eine Kartusche sitzt, gegen seine Auflager und Unterstützungen. Auch diese hatten sich inzwischen geändert oder begannen es zu werden.

Säule.

Die der ältesten Zeit angehörenden Säulen, die den Unterzug trugen, waren ganz schmucklos. Nur die Kopfbänder waren häufig in sich entsprechenden Bogen gebildet. (Abb. 67.) Im Laufe der Zeit erhielten ihre Kanten eine Fase, und die Säulen bekamen einfache, mehr oder weniger naturalistische Zierformen (Abb. 68), ohne daß ihre Köpfe als Kapitelle behandelt wurden. Reicher

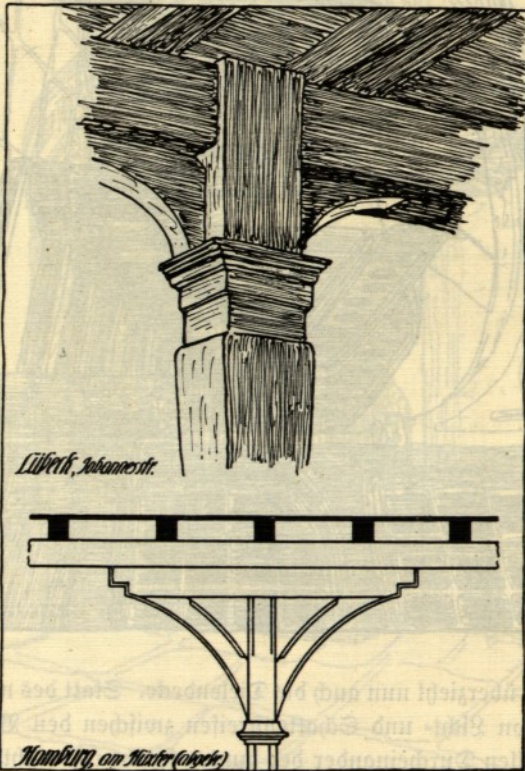


Abb. 67. Säulen.

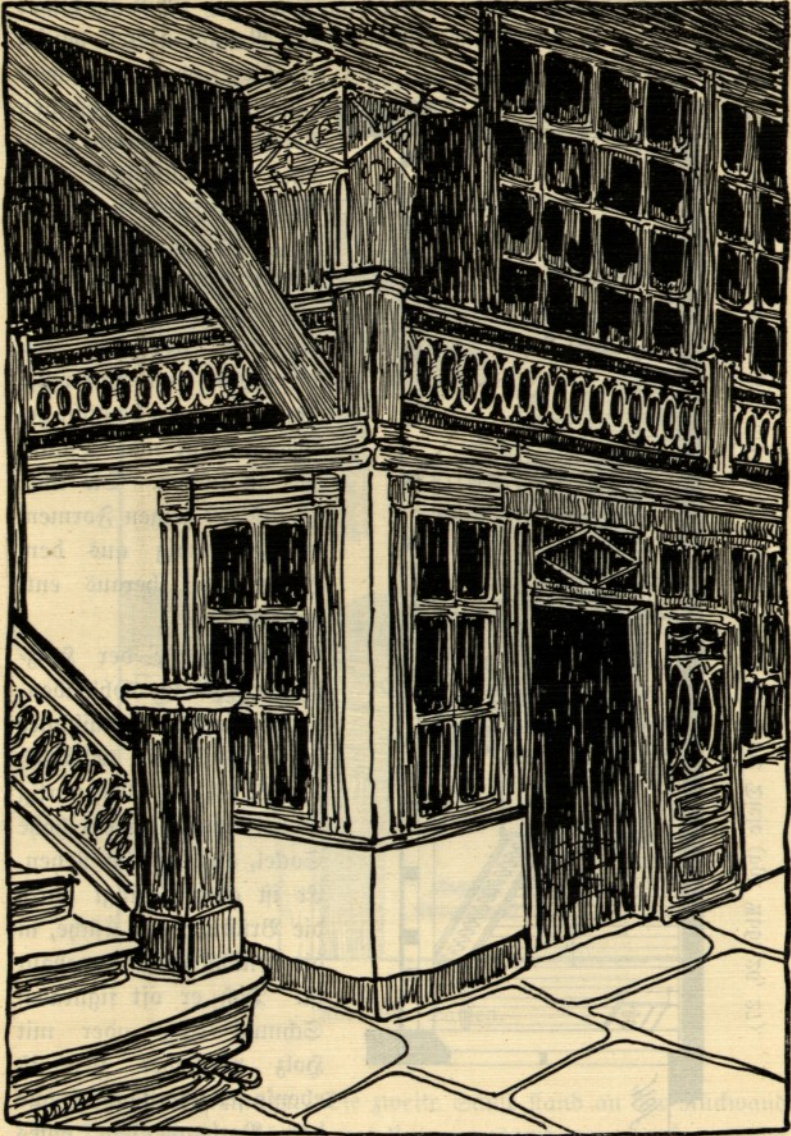


Abb. 68.

Lübeck. Wahnstraße. Küche (vgl. Abb. 30, 31).

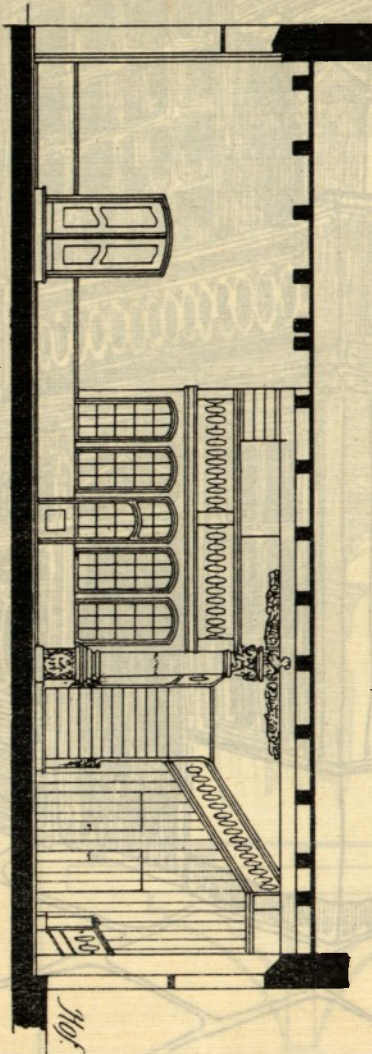
verziert war hingegen das Sattelholz. Es war meist in seiner ganzen Länge geschnitzt und endete in der Renaissancezeit häufig in Tier- oder Menschenköpfen. Die ornamentalen Verzierungen waren gleich jenen naturalistischer Art. (Abb. 69.)

Zwischen diesen extremen Formen findet sich eine Anzahl Variationen für den Übergang von der Säule zum Unterzug. Immer ist man bemüht gewesen, dafür neue Lösungen zu finden. Die Abb. 61, 67, 70 zeigen Formen, die selbständig aus dem Holzmaterial heraus entstanden sind.

An Stelle der Holzsäulen setzte in wohlhabenden Häusern die Renaissance solche aus Stein. (Abb. 56, 57, 58, 60, 69.) Eigenartig ist bei ihnen nur der hohe Sockel, auf dem sie stehen. Er ist aber bedingt durch die Brüstung der Küche, in die er nicht selten eingebaut ist. Daß er oft figuralem Schmuck trägt oder mit Holz verkleidet ist, ist ebenso selbstverständlich wie das Vorhandensein eines

derben, korinthischen Kapitells. Häufig ist der Schafst, der eine leichte Entasis besitzt, in halber Höhe mit einem plastischen Blumengehänge oder einem Band verziert, ein Schmuck, der offenbar

Abb. 69. Südost. Sockelschnitt durch die Sockel (vgl. Abb. 26, 27).



entstanden ist, als die Säule noch freistand und die Rückenwände noch nicht vorhanden waren.

Die Lübeckische Diele besitzt im allgemeinen nur eine Säule, im Gegensatz zu der Bremens und wahrscheinlich auch Hamburgs,

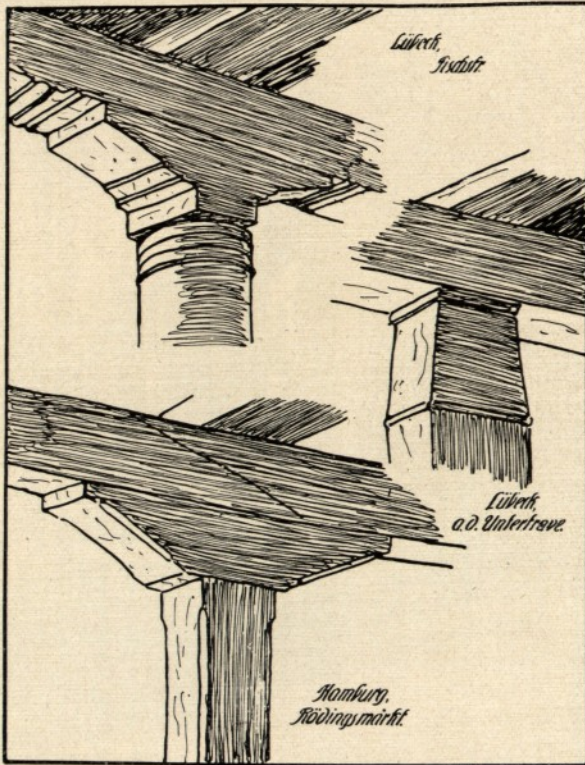


Abb. 70. Säulen.

die deren zwei kannten. Die zweite Säule stand an der Rückwand der Diele zur Unterstüzung des Unterzuges und war ebenso gebildet wie die andere. (Abb. 72, 73.) Aber auch die runde Stein- bzw. Holzsäule wird verdrängt und muß im Klassizismus dem einfachen, viereckigen Pfeiler weichen.



Abb. 71. Lübeck. Schabbel-Haus, Haupttreppe der Diele und Küche (vgl. Abb. 32, 33).

Je nach Gestaltung der Säule ändert sich auch der Unterzug. Entweder ist er gerade oder im Korbhogen geführt. Letzteres ist in der Spätzeit ganz allgemein. (Abb. 63, 66.)

Die Bildung der Decke, ihre Kehle gegen die Wand waren rückwirkend auf den Sturz über dem Dielenfenster. Es war das eifrige Bemühen der Zeit, die gerade Linie in die krumme zu wandeln. Sie tat es auch hier. Dadurch, daß die früheren Holz-

fäulen zwischen den Gewänden durch Pfeiler ersetzt worden sind, wurde das große Fenster in drei ebenso lange aber sehr viel schmalere aufgeteilt. Je mehr die Renaissance sich ins Barock lehrte, desto allgemeiner wurde diese Umbildung. Die alte gut-deutsche Art der Zentralbelichtung, die sich unter dem trüben, nordischen Himmel eben besonders ausgeprägt hatte, war damit durchbrochen. An Stelle des einachsigen Systems trat das mehrachsige. (Abb. 59.)

Damit war die Notwendigkeit gegeben, jedes Fenster für sich zu behandeln. Das geschieht, indem es unabhängig vom andern durch einen Segmentbogen geschlossen wird, der in flachem Sticksappen in den Plafond einschneidet. Durch das Auseinanderstoßen schwach gekrümmter, weißer Flächen, in die sich nur ganz selten ein schüchternes Rankenornament legt, entstehen außerordentlich feine und graziose Wirkungen.

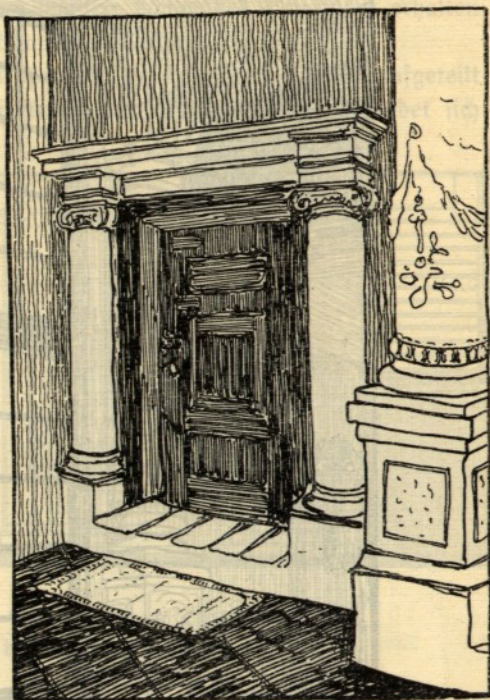


Abb. 72. Bremen. Langenstraße.
Eingang zum Anbau.

Decke. Inzwischen hat auch die Decke eine andere Behandlung erfahren. In leichten Schattennlinien umziehen freihändig angetragene

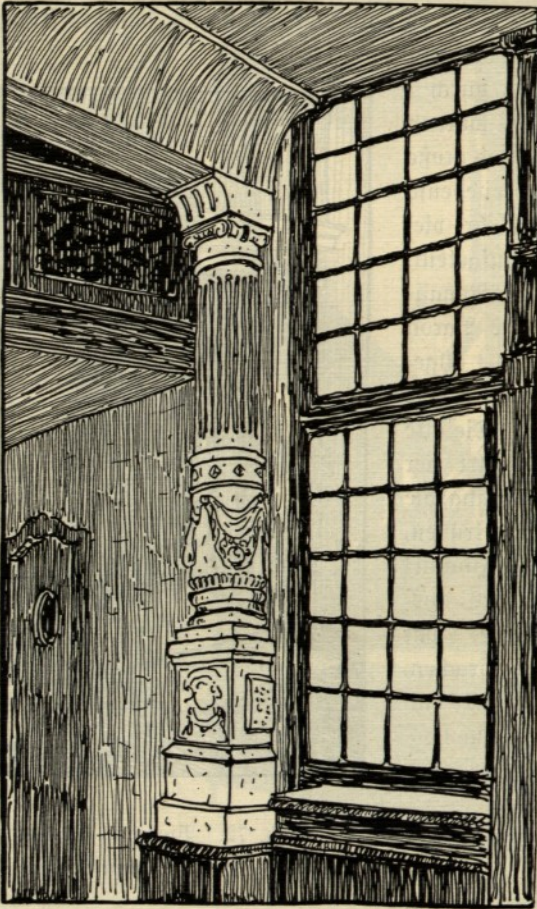


Abb. 73. Hamburg. Am Geeren.
Säule an der hinteren Dielenwand (vgl. Abb. 36).

Profile den Plafond, in dessen Mitte ein naturalistisches Ornament sitzt. Oder es ziehen sich Girlanden und Blumengewinde über die ganze Decke. In Hamburg stand die Verzierung der Stuckdecke,

wie die Dielendecke im Hause Katharinenstraße 10 noch heute zeigt, in hoher Blüte. Auswärtige Meister, zumeist wohl Holländer, haben dort ein reiches Feld künstlerischer Tätigkeit gefunden*).

Die Fensterpfeiler werden wegen des Lichteinfalls abgescrängt und von Profilen eingefasst, die sich um lange Füllungen legen. (Abb. 74, 75, 76.) Durch leichtes, hängendes Ornament erhalten sie zarte, aber sehr wirksame, künstlerische Effekte.

Die Glasfläche des Fensters ist nun auch anders aufgeteilt als ehemals. Statt der kleinen, vierteiligen Scheiben findet sich

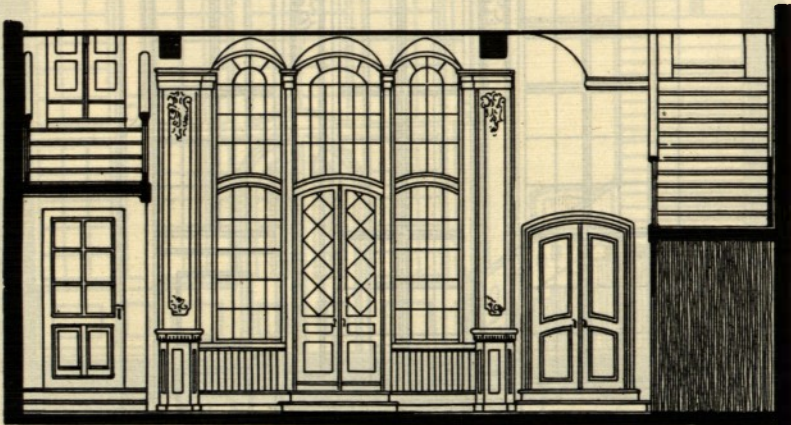


Abb. 74. Lübeck. Fischstraße.
Diele nach dem Hofe (vergl. Abb. 28, 29).

eine große Sprosseneinteilung. (Abb. 76.) Sie ist aus Holz, ist leicht persiliert und sitzt in einem besonderen Rahmen, der zum Öffnen eingerichtet ist.

Der Sturz über der Tür ist zumeist in gleicher Weise geschwungen wie der über dem darüber gelegenen Fenster. (Abb. 74.) Die Tür liegt im allgemeinen in der unteren Hälfte des mittleren Fensters. Die vor ihr sich befindenden Stufen fügen sich in das Ganze trefflich ein, das eine freie, fast festliche Stimmung atmet.

*) Vgl. die Zeichnungen von Ebba Tesdorf im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

Die Brüstung der Fenster ist meist mit einfachen Füllungen verkleidet. Offenbar ist die ursprünglich reichere später entfernt und durch eine schlichtere ersetzt worden, wie das mit vielen anderen Dingen auch geschehen ist. Die Vertäfelung bedeckt in der Barockzeit nicht mehr den großen Teil der Wand wie früher. Sie läuft jetzt in Höhe des Fensterbrettes um die Diele und be-

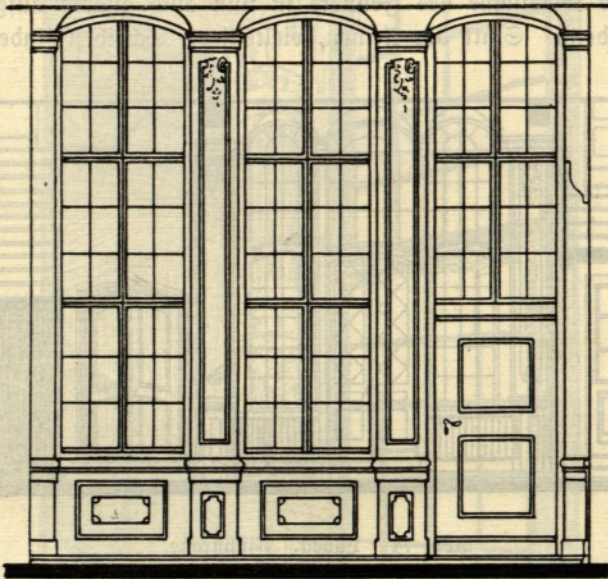


Abb. 75. Lübeck. Braunstraße.

Dielentwand nach dem Hofe (vgl. Abb. 37, 38).

zieht in denen wohlhabender Patrizierhäuser in ihren Rhythmus häufig zwei Postamente ein, die vor den Fensterpfeilern stehen. (Abb. 59.) Eine sehr gut erhaltene, niedrige Wandverkleidung befindet sich noch in der Stoevesandtschen Diele in Bremen, Langenstraße. (Abb. 78.)

Daß die Wand in dieser Zeit in der gleichen Weise behandelt wurde wie die der übrigen Innenräume, ist kaum zu bezweifeln. Wenigstens wird sie in reichen Patrizierhäusern, die nur noch dem

Wohnen dienten, über dem niedrigen Holzpaneel, gleich dem Saale im Anbau, Stoffbespannung getragen haben.

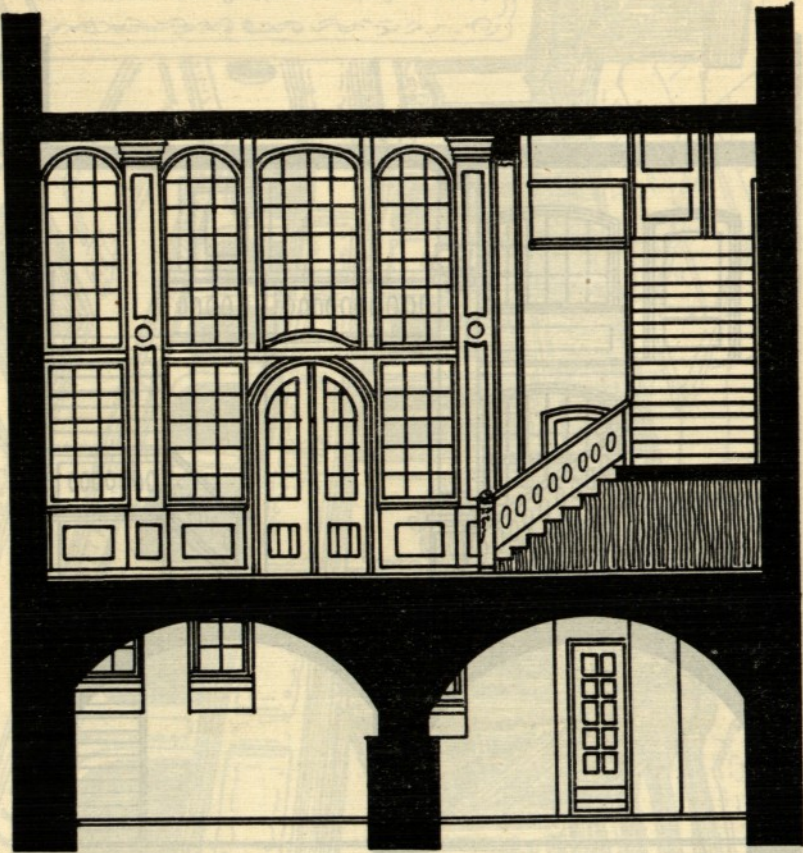


Abb. 76. Lübeck. Schabbelhaus. Querschnitt nach dem Hofe (vgl. Abb. 32 und 33. Nach Aufnahmen des Stadtbauamtes Lübeck).

Durch die Behandlung von Wand und Decke hat die Diele Proportionen erhalten, die von dem feinsinnigen Raumgefühl der Barockmeister zeugen.

Treppe. Bei alledem bleibt aber die Treppe das Hauptmoment der Diele. Was die Renaissance begonnen, hat das Barock weitergeführt. Es hat die Treppe im Zusammenhang mit Galerie und

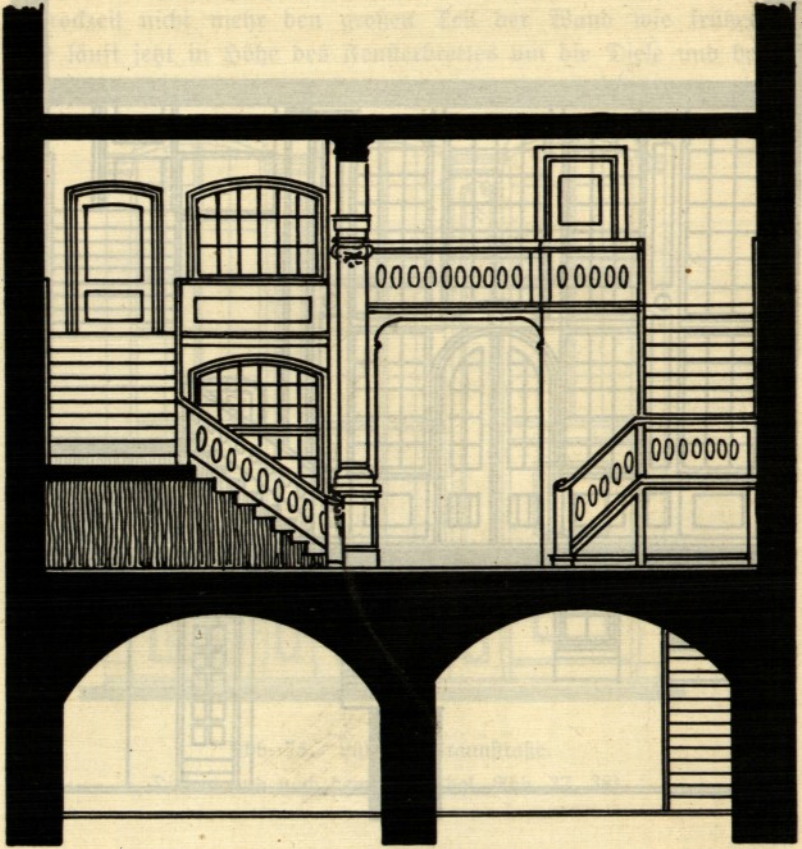


Abb. 77. Lübeck. Schabelhaus. Querschnitt nach der Straße (vgl. Abb. 32 und 33. Nach Aufnahmen des Stadtbauamtes Lübeck).

Hängewerk zu einem künstlerischen Organismus ausgestaltet und ihm einen Charakter von festgezeichneter Eigenart gegeben. Nichts ist neben dem Fenster so bestimmend für den Eindruck der Diele wie die fast prunkhafte Anlage der Treppe, die da ihre größte

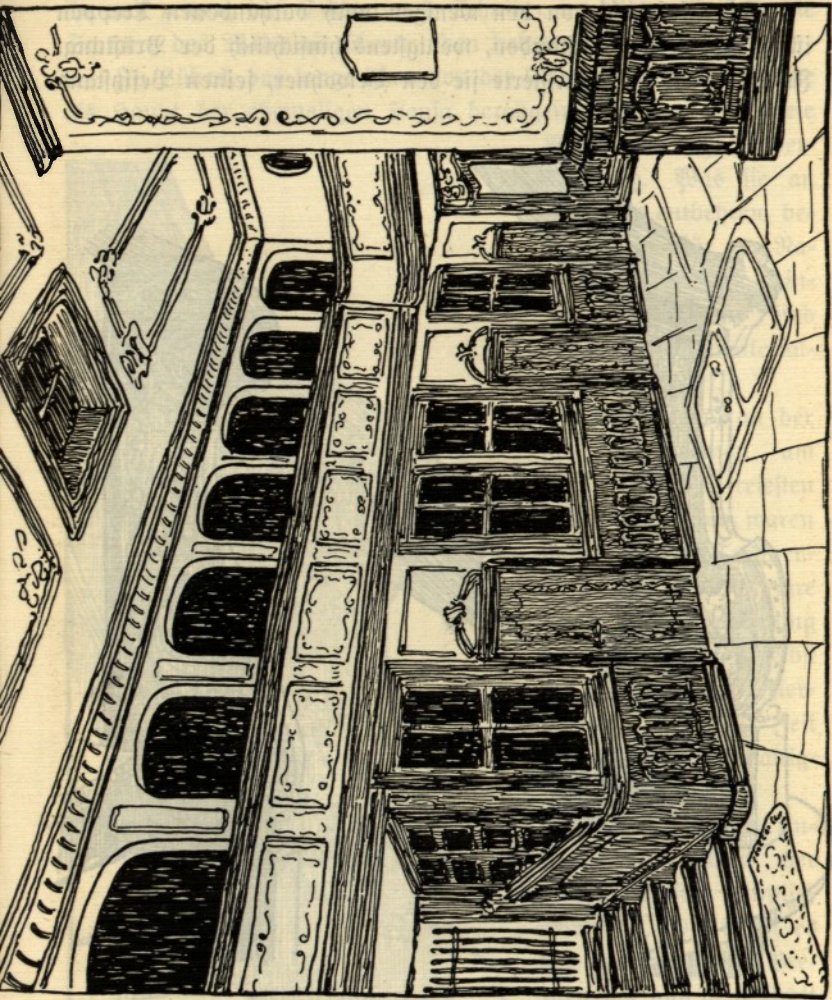


Abb. 78. Bremen. Am Geeten.

Wirkung erreicht, wo sie völlig symmetrisch entwickelt ist. (Abb. 34.) Die aufwändige Art, in der sie im Grundriß entfaltet ist, findet durch die architektonische Behandlung der Brüstung künstlerischen Ausdruck, ohne aber in theatralische Dekoration und fremdes Wesen zu verfallen.

Die Mehrzahl von den wenigen noch vorhandenen Treppen ist in dieser Zeit entstanden, wenigstens hinsichtlich der Brüstung. In ihrer Art charakterisierte sie den Bewohner, seinen Besitzstand

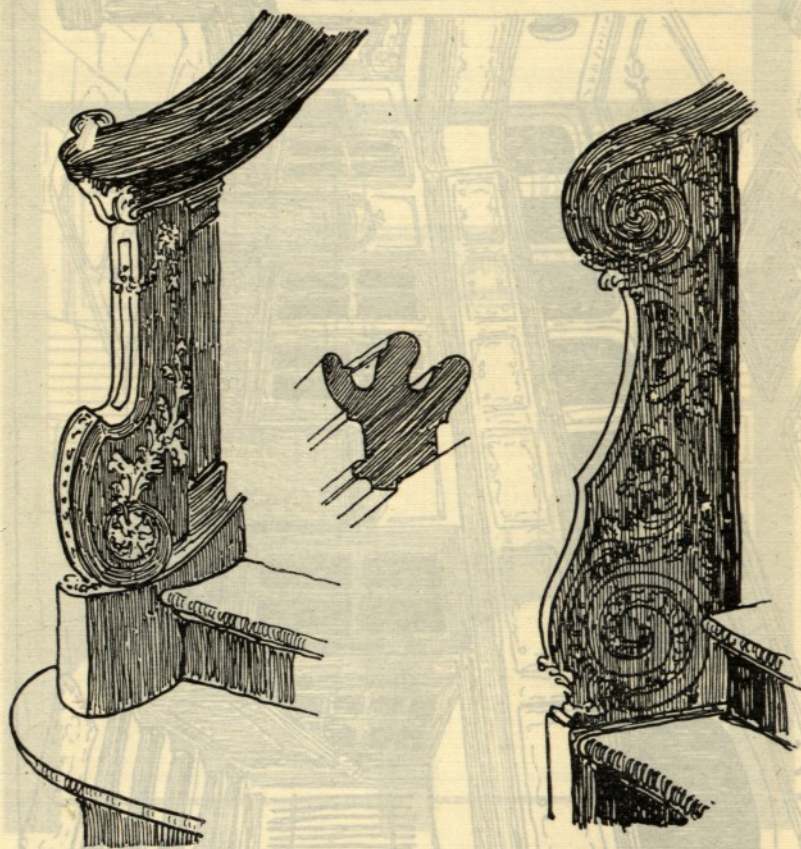


Abb. 79.

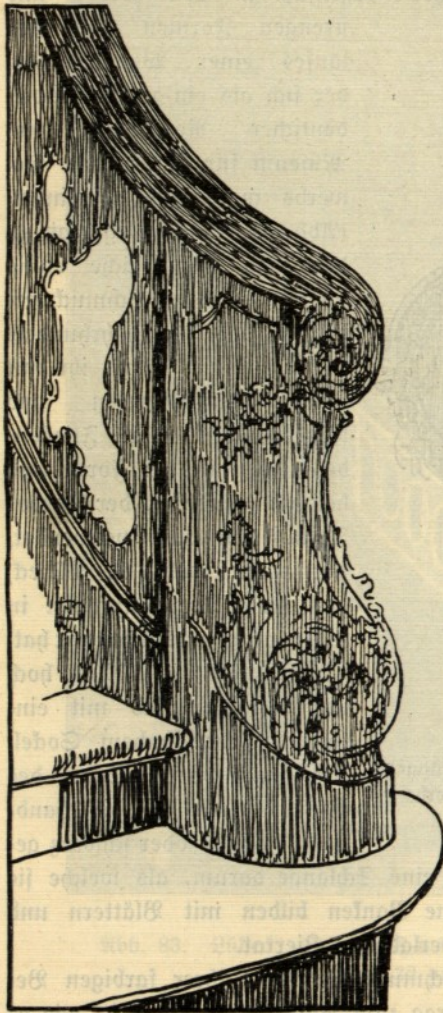
Abb. 80.

Hamburg. Treppenanfänger. (Museum für Kunst und Gewerbe.)

und sein künstlerisches Empfinden. Im biedereren Bürgerhaus war ihre Gestaltung naturgemäß eine andere wie im vornehmen Hause des Kaufherrn. Die Mannigfaltigkeit der Kunst des 17. Jahrhunderts und die Fülle ihres Formenreichtums offenbaren sich an

ihr und zeigen, daß Tischler und Schnitzer im bildsamen Holz die Schwere des Materials überwunden haben.

In Lübeck, das lange schon von der lichten Höhe seiner Größe als Haupt der ehemaligen Hanse herabgesunken war, sind diese



Bildungen nicht sonderlich reich. Was sie an Reichtum entbehren, besitzen sie dafür an Natürlichkeit. Ihre einfachen Formen sind durchaus materialgerecht gebildet.

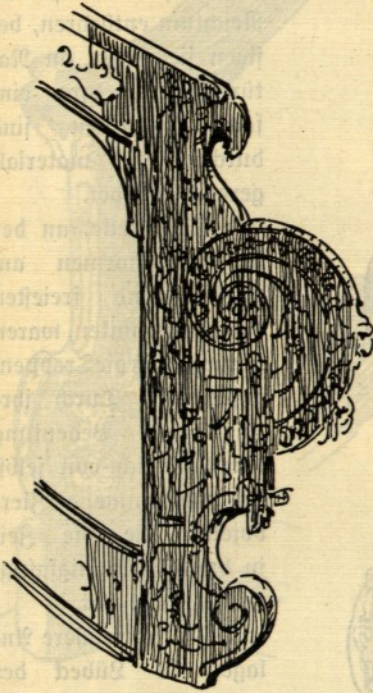
Die Stelle, an der sich Kunstformen am ehesten und freiesten entfalten konnten, waren naturgemäß die Treppenanfänger. Durch ihre Lage und Bedeutung boten sie sich von selbst als willkommene Zierobjekte, die die Zeit in bunter Mannigfaltigkeit gebildet hat.

Treppenanfänger.

Ist für reichere Anlagen in Lübeck der runde Pfosten typisch (Abb. 66, 69), so ist es für Hamburg und Bremen der aus dem Brett geschnitzte „Mätkler“. In glatten, elegant geschwungenen Beluten rollt sich dort die Handleiste, die mit glatten Profilen dem Treppenauf folgt. (Abb. 79,

Abb. 81. Hamburg. Treppenanfänger.
(Museum für Kunst und Gewerbe.)

80, 81.) Geschweifte Linien, lockeres Gehänge und leichtes Schnitzwerk geben dem Mätkler Form und Charakter und bedingen seinen feinen, reservierten Reiz. Die krausen Bildungen des ausgehenden Barock, das Rokoko mit seinen Schnörkeln und Kartuschen sind ein weichlicher Gegensatz zu den herben und



strengen Formen des Anlaufes einer Wendeltreppe, der sich als ein gutes Beispiel deutscher Renaissance im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg befindet. (Abb. 82.) Im Gegensatz zu dem hier die Fläche völlig überwuchernden Schmuckwerk betonte das 17. Jahrhundert nur die Linie, folgte ihr mit feinen Schnitzereien und leichtem Rankenwerk. Fließendes Leben in der Form und heitere Freude in der Farbe! Denn Farbe wurde verwendet, vor allem wohl in Lübeck, das seine Treppenspösten in seltener Eigenart behandelt hat.

Sie sind 90—100 cm hoch und allseitig rund mit einfachem, sehr flachem Sockel. Um das obere Ende des Pfostens legt sich die Hand-

Abb. 82. Hamburg. Treppenansänger.
(Museum für Kunst und Gewerbe.)

leiste. Braun oder schwarz gestrichen, schlingt sie sich wie eine Schlange darum, als welche sie oft endigt. Zierliche, grüne Ranken bilden mit Blättern und Blumen einfachen oder überladenen Zierrat.

Diese naturalistische Schmuckweise ist in ihrer farbigen Bemalung ebensogut ein Beitrag zum Verständnis der Zeit, wie es die erstaunliche Sauberkeit und Sorgfalt der Ausführung für die Höhe handwerklichen Könnens sind.



Abb. 83. Lübeck. Schabbel-Haus, Haupttreppe der Diele
(vgl. Abb. 32 und 33).

Als eine Schöpfung von reizvoller Originalität sei der Treppenanfänger des Hauses Königstraße 89 in Lübeck erwähnt, der als



Abb. 84. Lübeck. Königstraße.

Fabelwesen ausgebildet ist, das sich mit seinem Fischleib an die Treppenwange schmiegt. (Abb. 84.)

Fast überall legt sich die erste Stufe, die breiter als jede andere ist, oder auch die beiden untersten um den Treppenhof und bilden so einen freien, einladenden Antritt. Die Wirkung wird gesteigert in Anlagen wie in der Wachstraße und Langenstraße in Bremen, wo sich die Stufen in gefälligen Kurven zwischen die Pfosten legen. (Abb. 34, 50.)

Reich wie die Bildung ihrer Anfänger ist die Brüstung selber! Sie ist materialgerecht gebaut, täuscht Fremdes vor oder überwindet die Gesetze des Materials, wenn sie den Launen des Rokoko folgt. Treppenbrüstung.

Zum Begriff des Renaissance- bzw. Barockgeländers gehört die Vorstellung der Dogge. Solche Reminiszenzen monumentaler Bauweise, die dem italienischen Palazzo entstammen, fanden sich natürlich in der norddeutschen Diele auch. Sie sind aber nur in geringen Resten auf unsere Zeit gekommen. Die beste, vielleicht überhaupt die einzige Brüstung dieser Art zeigen Abb. 95 und 96.

Der massive Charakter des Steines wird hier durch das Holz erheuchelt; man gibt ihm Formen, die denen des Steines gleichkommen sollen. Man hatte sich von dem Wahrhaftigkeitssinn der Gotik soweit entfernt, daß man die Doggen am Anlauf der Treppe, der fast immer frei lag, kubisch bildete — ganz steingerecht —, die oberen dagegen, die an der Galerie und dem Hängewerk dem Auge entfernter lagen, in naiver Weise aus dem Brett schnitt.

Dem Wesen des Holzes entsprechend ist die Brettbrüstung. Sie hatte sich vorwiegend in Lübeck ganz allgemein durchgesetzt und ist dort noch in manchen Häusern erhalten. In ihrer Natur liegt die Einfachheit ihrer Erscheinung begründet. Die Brüstung wird durch vertikal stehende Bretter zusammengesetzt, die unter sich meist vernietet sind. Sie stecken oben in der Handleiste und unten in der Wange. Die ganze Brüstung ist von aufrechten, schlanken Ovalen durchbrochen, die sich aneinander reihen wie die Perlen an einer Kette (Abb. 35, 66, 69, 77, 83). In reicheren Ausführungen ist die ovale Öffnung wohl von mehr oder weniger profilierten Leisten umzogen. Eben solche folgen dem Sockel und der glatten Handleiste

und laufen sich am Treppenhofen tot. Wie dieser ist auch die Brüstung mit hellen, freudigen Farben bemalt. Gelb ist hierfür

sehr beliebt. Es steht in reizvollem Gegensatz zu den durchbrochenen Ovalen, die als dunkle Flecken erscheinen.

Die gleiche Brüstung, die der Steigung der Haupttreppe folgt, besitzt auch die Nebentreppe (vgl. die Abbildungen aus dem Schabbelhause in Lübeck) und die wenigen Stufen, die nach den höher gelegenen Räumen des Anbaues hinführen. Häufig findet man für diesen Zugang eine Brüstung aus glatten Brettern, die sich nach Art einer Papierrolle aufwickelt. (Abb. 85.)

Statt reichen Schmuckes und gefehlter Handleiste treten hier als oberer Abschluß der völlig

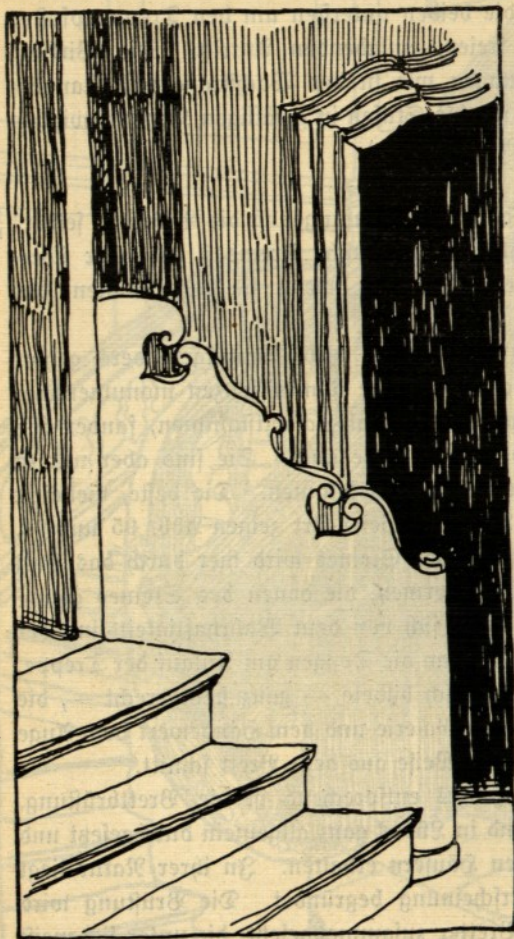


Abb. 85. Bremen. Langenstraße.
Eingang zum Anbau.

glatten Fläche Kurven in bewegter Linienführung auf.

Appiger und prunkender sind die Brüstungen in Bremen. Als eine der Heimstätten nordischer Holzschnitzkunst hat sich Bremen

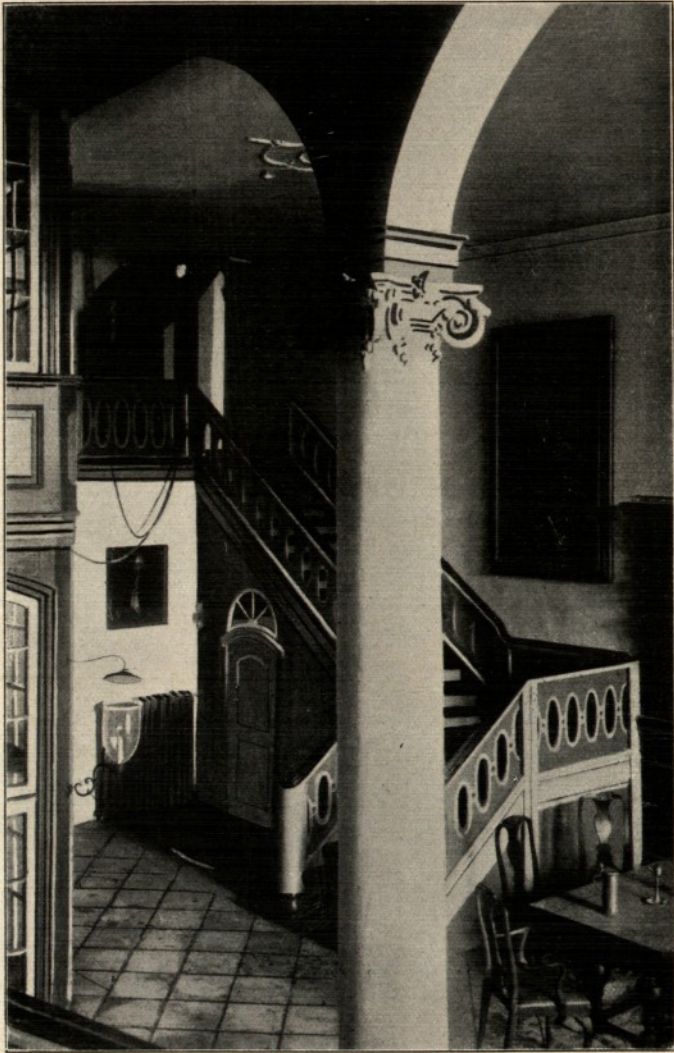


Abb. 86. Lübeck. Schabbel-Haus, Nebentreppe der Diele
(vgl. Abb. 32 und 33).

um die Ausgestaltung der Brüstung mit phantastischem Schmuck eifrig bemüht. In der Erfindung von Zierformen war die Zeit unerschöpflich.

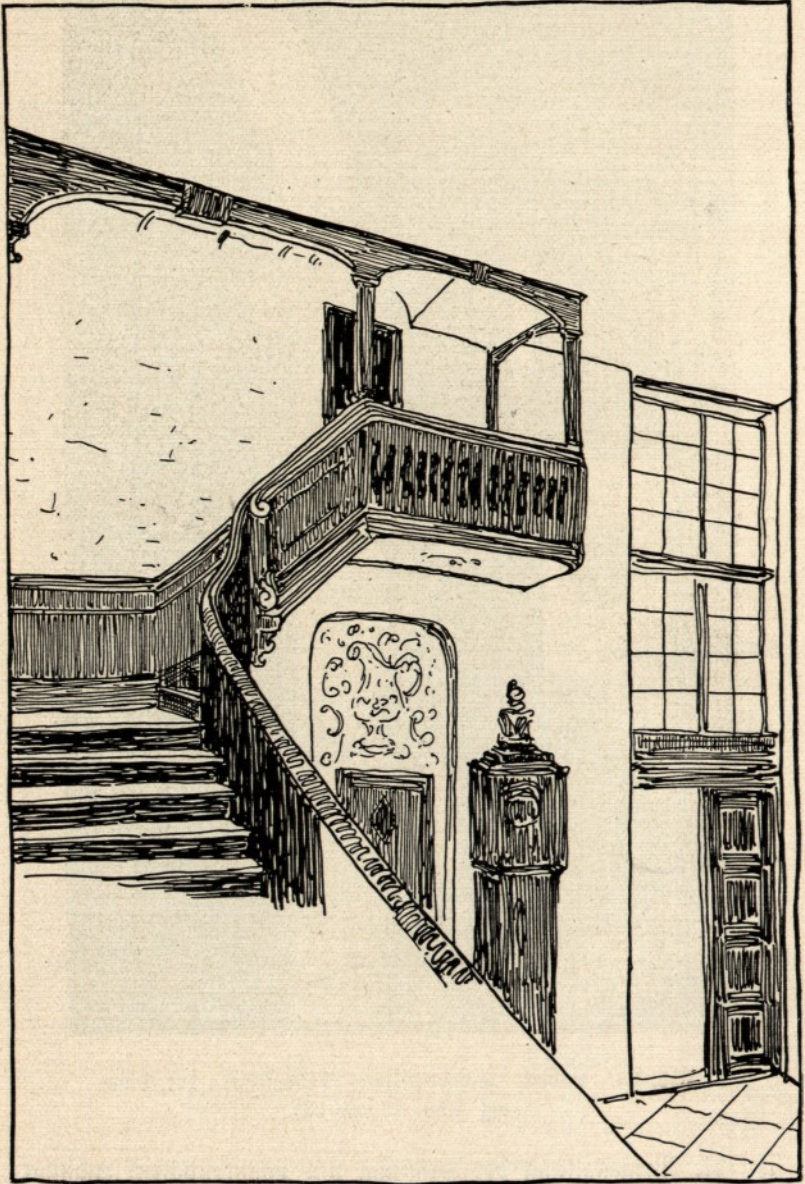


Abb. 87. Bremen. Wachstraße (vgl. Abb. 34).

Geist und Anmut liegen in den lebensvollen, flüssigen Bewegungen, in kapriziösen Formen spielt leichtes, gefälliges Leben. Im ganzen Raum schwebt Rhythmus. Es liegt auch in den

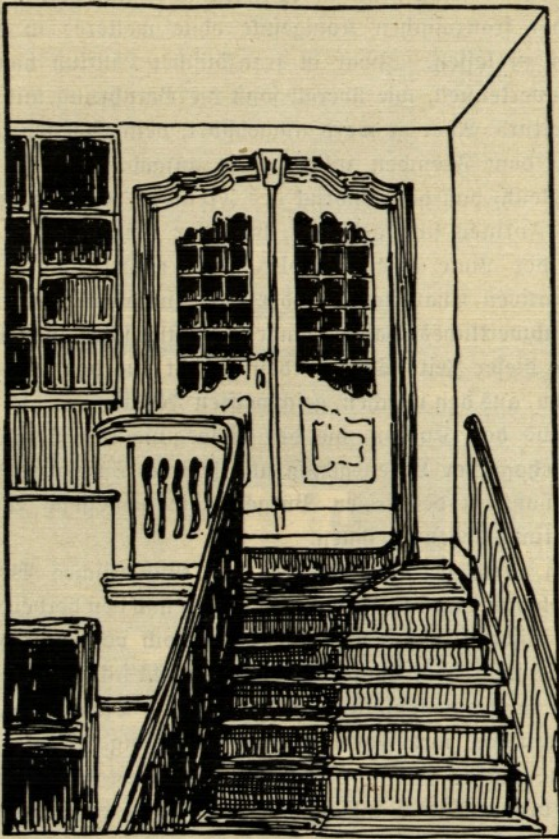


Abb. 88. Bremen. Wachstraße (vgl. Abb. 34).

leichten, zierlichen Ornamenten, die Künstlerhände freihändig und wunderbar fein an wenigen bevorzugten Stellen der Diele angetragen haben. Die Fläche über der Eingangstür zum Flügelbau (Abb. 87), der Plafond oder die Untersicht des obersten Treppen-

podestos sind dafür gern benutzte Stellen. Aber immer finden sich nur Ornamente, selten oder nie Figuren.

Das Licht, das durch das große Dielenfenster auf die Diele drang, war ein zu trübes, die Stimmung eine zu nüchterne, die nordische Welt selbst eine zu demokratische, um den Prunk und Pomp der französischen Königsstile ohne weiteres in die Diele einziehen zu lassen. Zwar ist französischer Einfluß hier ebenso wenig zu verkennen, wie überall sonst die Berührung mit gallischer Lebenskultur. Aber er ward umgebildet, dem Eigenen angepaßt, das man dem Fremden zuliebe nicht aufgab. Und so innig ist der Ausgleich, daß der Eindruck des Fremden verschwindet.

Die Formen sind gediegen, bei aller Leichtigkeit ist die Bewegung der Linie eine maßvolle. Sie wahrt und betont den repräsentativen Charakter, der der Diele in dieser Zeit eigen ist. Nicht handwerkliches Bauen, sondern künstlerisches Gestalten schuf die Diele dieser Zeit. Trotz alledem spricht aus den schmuckfrohen Bildungen, aus den weichen, geschweiften Formen, die die Brüstung bilden, aus den Kurven, die der Bewegung des Treppenlaufes folgen, behaglicher Lebensgenuß und heitere Sinnenfreude. Das Selbstbewußtsein des freien Bürgers, die gemessene Würde des Patriziertums leben in ihnen.

Vom Besitz getragen, konnte sich künstlerisches Wollen frei und ungehemmt an der Brüstung entfalten und den herben, strengen Eindruck mildern, der dem Dielenraum noch von altersher eigen war. Sie folgt dem Laufe der Treppe, zieht sich über das Hängewerk und folgt den Galerien, die sich um die Diele legen. Flüssig und elegant wie ihre Form ist ihre Bewegung. Nirgends bricht sie sich in scharfen Ecken. Richtungsänderungen nimmt sie immer in der Kurve. Die Wandseite der Treppe ist der Brüstung entsprechend einfach verkleidet.

Kohl sagt in seiner Chronik über das Bremer Bürgerhaus von der Brüstung: „Die in Arabesken und Girlanden des Schnitzwerkes verwebten Figuren und Skulpturen zielten zuweilen auf das Gewerbe des Hauseigentümers. Wenn er und seine Vorfahren — denn zuweilen wurde dasselbe Geschäft von Generation auf Generation in demselben alten Gemäuer lange fortbetrieben — Weinhändler waren, so war die Galerie reich mit hölzernen Trauben



Abb. 89. Das Bremer Essighaus. Blick auf die hintere Diele.

und Neben behangen, zwischen denen bekränzte Bacchusköpfe und muntere Genien hervorblicken, und die oft ebenso lange bestand wie das in dem Hause betriebene Weingeschäft selbst, nämlich ein paar Jahrhunderte. In der Mitte der Ballustrade einiger Galerien

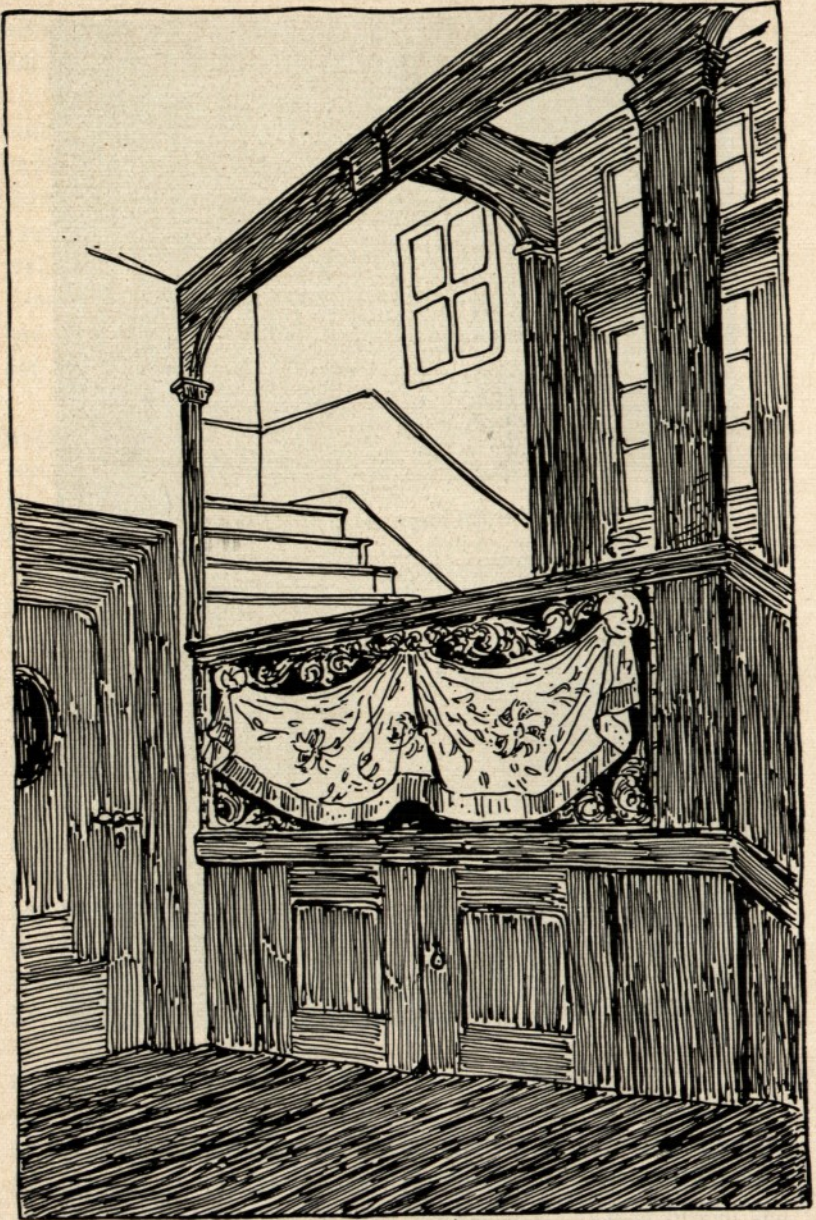


Abb. 90. Bremen. Langenstrasse.

habe ich wohl auch rote, mit goldenen Treppen besetzte, in Holz nachgeahmte und ausgeschnitzte Teppiche gefunden und denke mir, daß sie den Platz anzeigen, wo die Stadttrompeter und Musikanten plaziert wurden, um von da herab zu blasen und unten in der Halle (Diele) die Hochzeitsgäste tanzen zu machen.“

Diese sehr schöne Vermutung Kohls dürfte wohl etwas zu phantastisch sein. Denn derartige Stoffgehänge finden sich auch da, wo das Zwischengeschoß der Diele durchgebaut und der Blick

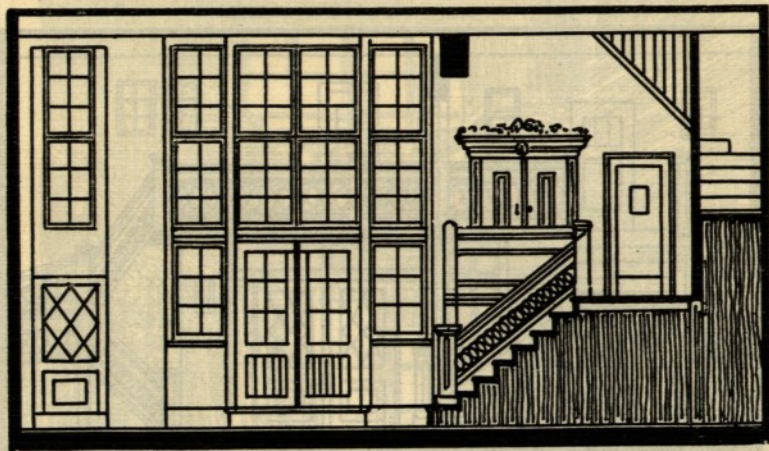


Abb. 91. Lübeck. Wahmstraße. Querschnitt (vgl. Abb. 30, 31).

auf die Diele gar nicht möglich ist. Eine solche Anlage befindet sich noch in Bremen, Langenstraße 121. (Abb. 90.)

Wahrscheinlich zu Ende des 18. oder Beginn des 19. Jahrhunderts wurde für die Lübecker Diele ein Treppengeländer typisch, das aus geraden, edigen Stäben besteht. (Abb. 58, 60, 61, 63.) Sie sind 2—3 cm stark und stehen nüchtern in handbreiten Abständen hintereinander, weisen oben oder unten noch eine wagerechte Zwischenteilung auf oder werden zu mannigfachen Figuren zusammengesügt. Werden die Stäbe zu ineinanderhängenden Ringen, so entsteht ein lebendiges Spiel von Kreislinien. (Abb. 68, 91, 92.) Aber bei alledem bleibt das Ganze herb und streng

wie der Klassizismus, von dem diese Brüstungen ein schwacher Widerschein sind.

In nüchterner und unverstandener Weise wurden gelegentlich die Treppenhölzer dieser Zeit gebildet. Sie sind, obwohl aus Holz, oft so behandelt, als wären sie aus Quadern mit breiten, tief zurückspringenden Fugen zusammengesetzt. (Abb. 60.) Der Kopf ist dann mit einer meist dunkelfarbigen, vorspringenden Platte abgedeckt. Der Eindruck des Massiven kann täuschend sein, aber der Geist ist der des Verfalls — des Tiefstandes.

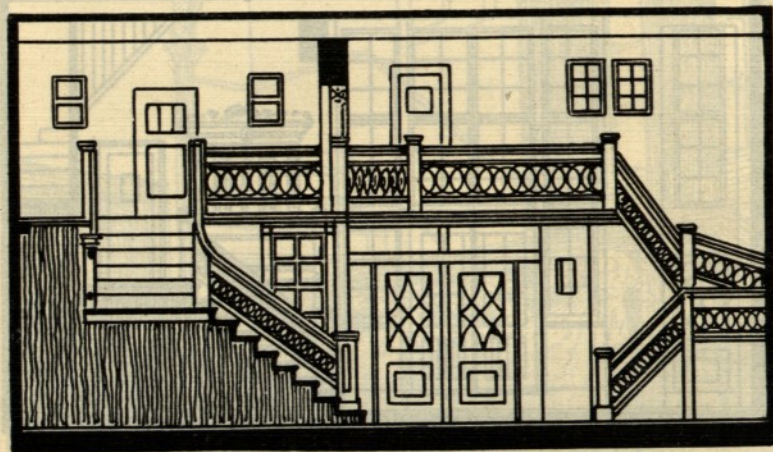


Abb. 92. Lübeck. Wahrenstraße. Querschnitt (vgl. Abb. 30, 31).

Im Zusammenhang mit der reichen Behandlung, die die Brüstung in Bremen erfahren hat, steht eine Erscheinung, die nirgends anders beobachtet worden ist.

Noch immer hatte sich auch in Bremen die alte Konstruktionsweise des Hängewerkes erhalten. Noch wie vor Jahrhunderten wurde es an der Decke aufgehängt. Die künstlerisch gestaltende Zeit des Barock hat hier aus der Not eine Tugend gemacht. Sie ließ die runden Eisenstangen nicht mehr roh stehen. Sie fühlte das Unorganische, das in der unmittelbaren Vereinigung zweier so verschiedener Materialien liegt. Deshalb verhüllte sie die Stangen, indem sie sie dielenwärts mit einem mehr oder weniger



Abb. 93. Bremen. Rolandstraße.

breiten Brett verkleidete (Abb. 87), das als Pfeiler ausgefägt wurde und dessen Vorderfläche durch aufgesetzte Profilleisten Sockel und Kapitell erhält. Unter sich werden die einzelnen

Pfeiler durch Stich- oder Korbhogen, die gleichfalls aus dem Brett geschnitten sind, verbunden. Häufig ist ihr Scheitel schlußsteinartig betont. Die ganze Bogenkonstruktion reicht bis dicht unter die Decke, so daß vom Bogenscheitel bis zu ihr nur wenige Zentimeter sind. Nach rückwärts ist das Hängeeisen ebenfalls durch eine Deckleiste dem Blick entzogen.

In einfachen Dielen begnügte man sich mit entsprechend schlichten Formen (Abb. 93, 94), die ohne jedes Detail nur durch ihre Erscheinung wirken. Besitz und künstlerisches Empfinden haben hingegen in Patrizierhäusern das Motiv überall fruchtbar verwertet und mit ihm eine reizvolle Wirkung erreicht. Kunstfertige Schreiner haben durch Profile und Verzierungen die Pfeiler säulenartig ausgebildet, gut geschnitzte Zwickel eingesetzt und die Bogenlinie zierlich und leicht geführt. Durch Schnitzwerk oder Profile haben sie sie da betont, wo es für nötig erachtet wurde.

Das Motiv war so beliebt, ließ sich so leicht zu gefälligen Wirkungen führen, daß es noch Brauch war, als die Konstruktion sich geändert hatte, als das Hängewerk nicht mehr an der Decke hing. Dann wird es zum rein dekorativen Element, das, nicht mehr an eine Stelle gebunden, überall verwendet wird. Es umzieht die Galerie, folgt dem Treppenlauf, wird an der Wand im Stuck wiederholt und korrespondierende Pfeiler werden durch Gurtbögen verbunden, zwischen die sich flach gewölbte Stuckdecken spannen. In dieser Weise ist das Motiv in Bremen, Langenstraße 121, verwendet. (Abb. 87, 90.) Es ist zu einem architektonischen Moment geworden, das in allen möglichen Arten variiert wird und sich überall findet. Es geht vom Tischler auf den Stuckateur über und verrät schließlich in nichts mehr seine Herkunft.

Zu seiner vollen Wirkung wird der in ihm ruhende architektonische Gedanke aber erst da geführt, wo es vom Architekten bewußt als architektonisches Glied benutzt wird. In großartiger Weise ist das in Bremen in der Stoevesandtschen Diele geschehen. (Abb. 78.)

Die Brüstung des Hängewerkes, die sonst aus durchbrochenen Holzfüllungen besteht, ist hier massiv und als geschlossene Fläche behandelt. Auch die Pfeiler sind massiv und entsprechend stark

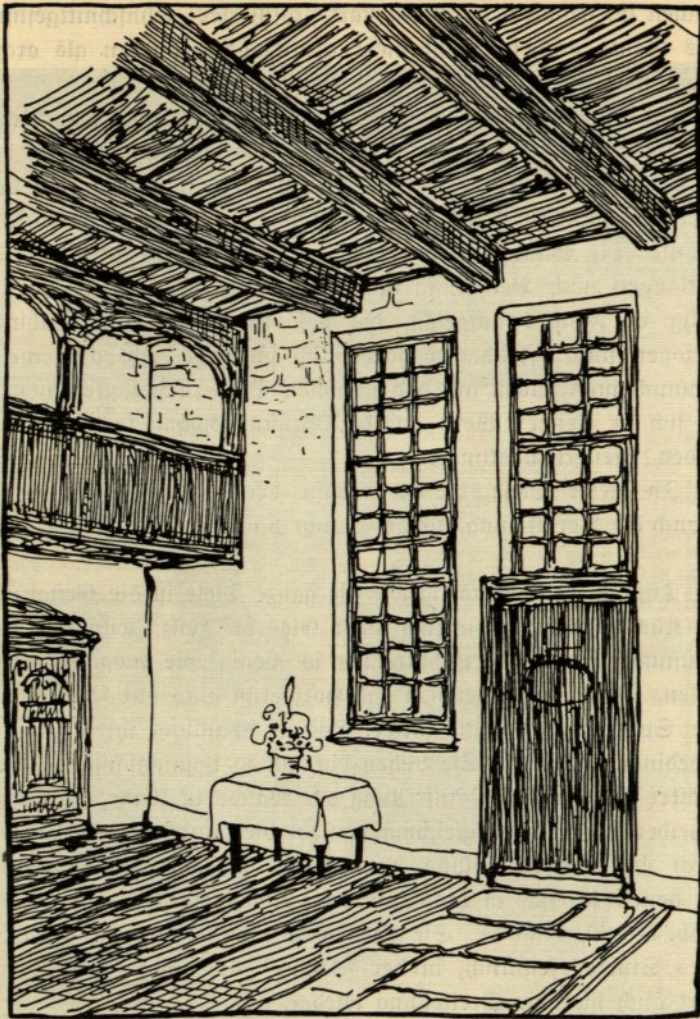


Abb. 94. Bremen. Rolandstraße.

dimensioniert. Untereinander sind sie durch Korbbögen verbunden. So entsteht eine fortlaufende Bogenstellung, die bei der Stärke der Pfeilerabmessungen einen schweren Eindruck macht. Der Anschluß an die Decke, die von der nie fehlenden Lude durch-

brochen ist, geschieht durch ein stark profiliertes Zahnschnittgesims. Das Ganze erscheint nicht mehr als Einbau, sondern als architektonischer Aufbau.

Auch die Aufteilung der die Pfeilerstellung tragenden Wand ist architektonisch und entspricht in ihrem Rhythmus dem der Bogenstellung. Der vorwaltende Sinn für Symmetrie, der den Dreiflang sucht, ist durch die großflächigen Zimmertüren markant betont. Die Wandfläche zwischen ihnen ist bei dem ausgeprägten Verlangen nach Belichtung der Räume bis auf schmale Pfeiler völlig in Fenster aufgelöst, die von schwerprofiligen Rahmen umzogen sind. Früher wahrscheinlich plastische, jetzt aufgemalte Schmuckleisten bilden auf den schmalen Pfeilern schlanke Lisenen, die sich in gleicher Weise auf der Brüstungswand fortsetzen und in den Pfeilern ausklingen.

In dieser Diele, die die reichste der noch vorhandenen ist, ist auch die Vertäfelung, die die Wände umzieht, noch gut erhalten.

ntwand.

Typisch und eigenartig wie die ganze Diele ist die Gestaltung der Küchenwände. Sie sind mehr Glas als Holz, denn ihre Bestimmung ist es, die Lichtstrahlen so wenig wie möglich aufzuhalten. Dementsprechend ist das Holzgerüst auch nur sehr schmal. Die Sprossen sind nicht stärker, als zur Erfüllung ihres Zweckes unbedingt nötig ist. Sie bilden ein um so feinmaschigeres Netz, je älter sie sind. Die Aufteilung der Wände in kleine, rechteckige Scheiben erstreckt sich gleichmäßig über die ganze Fläche. Weder durch ihre Sprossenteilung, noch durch ihre unteren Füllungen, mit denen sie sich in die Brüstung einpaßt, ist die Tür betont. (Abb. 56, 60, 67, 68.) Sie steht unauffällig, nur durch die Lage ihres Sturzes kenntlich, in der Fläche. (Abb. 69.) Wie überall kehrt auch hier die Dreiteilung wieder.

Gern wird bei den Küchenbauten, die gegen 1800 entstanden sind, für die Verzierung der horizontalen und vertikalen Rahmenstücke, in denen die eigentlichen Fenster liegen, die Rannelierung verwendet. (Abb. 68.) An den Ecken, wo sich deren Richtungen treffen, ist dann eine dünne, quadratische Platte aufgesetzt. Der sonst durchaus rechtwinklige Bau erfuhr im Spätbarock gelegentlich Abrundung seiner Ecken. (Abb. 84.) Fehlt die Dielensäule, so



Abb 95. Lübeck. Glockengießerstraße.

ist oft auch die Ecke der Küche, an der sie zu stehen pflegt, abgerundet. (Abb. 32.)

Wann der Einbau der Küchenwände erfolgte, ist nicht sicher festzustellen, wie überhaupt Datierungen sehr unsicher sind. Wahrscheinlich sind sie um die Wende des 17. Jahrhunderts zum 18. oder später entstanden, früher dürfte es kaum geschehen sein.

Gleichviel, ob mit oder ohne ihre Glaswände, die Küche war, wie überall im deutschen Hause, der besondere Stolz der Hausfrau. Sie setzte viel darein, ihr zinnernes Küchengerät immer blühsauber zu haben. So schreibt Griesheim 1760 in seinem: „Tractat über die Stadt Hamburg“:

„Je älter die Mode, wenn es nur blank und viel ist (Zinngerät), desto gewisser ist der immer lang gedauerte glückliche Zustand des Hauses. Bei jeder Aussteuer wird noch an deren Vermehrung gedacht. Sie studieren recht darauf, wie sie diesen Prunk in der Küche und auf der Diele kunstmäßig aufstellen wollen. Ja, es sind wohl zwei Küchen, die eine zum Prunken, die andere zum Kochen. Sie ahmen gern den holländischen Geschmack nach. Ganz Niedersachsen hat diese Weise.“

„Die meisten großen Familien stellen den Reichtum an Kupfer-, Messing- und Zinngeräten, der sich bei jeder Generation angesammelt hat, auf ihren Dielen zur Schau. Bei jeder Verheiratung werden den ererbten Geräten neue hinzugefügt, und so wird die Anzahl und Schönheit der Geräte so recht eigentlich als ein Beweis des Alters und des steten Wohlergehens der Familie angesehen — der Geizige dagegen wird auf seiner Diele nichts als schwere Kaufmannsgüter ohne einige Ordnung haben, der Gang dazwischen wird so schmal sein, daß auch eine Mannsperson seinen Regenrock dort schmutzig macht.“

Aber auch anderes Gerät konnte auf der Diele stehen. So schreibt Griesheim:

„Wer Equipage hat und besitzt nicht soviel Hofraum, daß er den Wagen in seine Schauer stellen kann, da steht er oft noch auf der Diele.“

„Küche und Diele sind mit viereckigen Steinen, die aus Schweden zu Wasser kommen, zierlich gepflastert und werden durch das öftere Flatschen spiegelglatt erhalten.



Abb. 96. Lübeck. Glodengießerstraße.

In vielen Häusern bedeckt man diese Fliesen mit Strohmatte von der Breite der Diele oder mit wollenen Teppichen, beides in Hamburger Werkstätten angefertigt.

An vielen Orten ist das Wohnzimmer lange nicht so reinlich als die Küche der Hamburger. Es ist auch das Sprechzimmer des Gefindes.“

Unter der Nachahmung holländischen Geschmacks meint Griesheim den Kachelbelag, mit dem die inneren Kuchentwände und der Herd mit Vorliebe überzogen wurden.

Die Verwendung der Kacheln mag wohl zu Beginn nur Modesache gewesen sein. Sehr bald wurde die Verbreitung aber allgemein. Nicht deshalb, weil sie holländisch, sondern sehr vortheilhaft war. Denn neben der hellen Farbe, deren Reflex die Belichtung erhöhte, waren die Leichtigkeit der Instandhaltung und die Sauberkeit wohl von größtem Wert.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Dielenwände gelegentlich in gleicher Weise mit Kacheln belegt wurden, wie das im Flett des Bauernhauses auch geschehen ist.

obiliar.

Der ursprüngliche, leichte Einbau des alten Hängewerks hat sich allmählich zu einem Organismus ausgewachsen, der mit der Diele immer engere Verbindung eingeht. Er ändert seine Form, wechselt sein Aussehen, aber er behält sein Wesen. Wie ihre Gestaltung eine andere geworden ist, so auch ihre Benutzung. An Stelle der alten Hängekammern treten Schränke und Ausstattungsstücke, die der Gebrauch bedingt und der Luxus verschönt. So sagt Kohl unter seinen Aufzeichnungen von der Galerie:

„Sie war so weit, daß ganze Schränke darauf Platz hatten, ohne daß die freie Zirkulation behindert worden wäre. Sie war oft ganz mit Mahagoni-, Kleider-, Glas- und Porzellanschränken garniert, und diese waren ihrerseits reichlich mit blauen Töpfen, Krügen und Vasen besetzt und geschmückt, die aus Holland verschrieben worden waren. Auch findet auf dem Hängewerk, wenigstens seit Lessing, Schiller und Goethe zu schreiben und zu dichten angefangen hatten, ein kleines Bücherregal Platz ...“

Diese Zierschränke und Vitrinen, die sich dort oben befanden, standen sicher auch schon auf der Diele. Wenigstens dann, als ihre



Abb. 97. Bremen. Eßighaus.

Benutzung zu Geschäftszwecken zurückgetreten war oder ganz aufgehört hatte.

Auf dem Treppenpodest befanden sich gelegentlich auch fest eingebaute Schränke, die vermutlich als Schlafschränke benutzt wurden. (Bremen, Geeren 33.) (Abb. 36.)

Nie aber durfte auf der Diele jener mächtige Schrank fehlen, der — das Gegenstück zur Truhe der Bauerndiele — sich von Generation auf Generation vererbte und der Stolz der Diele war. Er war ein so volkstümliches Möbel, daß er häufig eine eigene Benennung erfahren hat. So rühmte ihn der Hamburger als sein „Schapp“, der auch anders gebaut ist, als der Bremer und Danziger Dielenschrank.

Die früher auf der Diele befindlichen Bettschreine sind, wenn sie im Wandel der Zeiten nicht ganz verschwunden sind, zu flachen Nischen geworden, die durch Türen verschließbar sind. Sie haben in ihrem unteren Teil der Vertäfelung entsprechende, meist geschweifte Holzfüllungen und sind darüber verglast. Um das Ganze zieht sich eine Verkleidung, so daß der Eindruck einer Tür entsteht. Hinter den leicht und anmutig geschweiften Sprossen standen auf Regalen blaues Porzellan und bunte Fayancen, zierliche Tassen und farbige Gläser, Dinge, für die die Zeit in Folge französischen Einflusses eine ausgesprochene Vorliebe besaß.

tung.

Die abendliche Beleuchtung der Diele geschah durch das „Trankrüfel“, das die verschiedenen Zeiten auf ihre Weise gebildet haben. Es hing meist an einer Kette von der Dielendecke. Im Gegensatz hierzu sind Anlagen bekannt, wie Bremen, Wachstraße 32, wo je eines dieser Leuchtgeräte zu beiden Seiten der Tür befestigt war, die nach dem Anbau führt. Meist stand neben dieser Tür vor dem Pfeiler ein anderes unentbehrliches Gerät der Diele. Das ist die hohe Standuhr. (Abb. 87.)

amig.

Die Wohnlichkeit der Diele, die Behaglichkeit ihrer Stimmung konnten zum guten Teil durch einen auf der Diele stehenden Kamin erhöht werden. Er scheint aber nur in reichen Hamburger Patrizierhäusern Brauch gewesen zu sein. Das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg besitzt einen derartigen Kamin, der auf einer Hinterdiele gestanden hat.

Eine andere Eigenart, wohl nur der Hamburger Dielen, war der sogenannte Handstein. Das ist ein Wasserbecken, das in die Wand eingelassen ist und meist eine architektonische Umrahmung trägt. Seine Innenwände sind mit holländischen Kacheln verkleidet. Das einzige derartige bekannt gewordene Stück befindet sich in Hamburg auf der Diele des Hauses Stedelhörn Nr. 17 an der Längswand dicht neben dem Ausgang zum Hof und trägt die Jahreszahl 1697. Der Handstein ist 1,50 m hoch, 1,40 m breit und liegt zirka 90 cm über dem Dielenfußboden*). Er ist einer der stummen Zeugen längst verblichener Glanzes, der in die Gegenwart ragt als Mahner einer großen Vergangenheit.

Schlußbetrachtung.

In den Tagen der Hanse, in denen kaufmännische Macht die Meere beherrschte, Schiffe den Orient mit dem Abendlande verbanden, wurden auf der Diele die Waren aufgestapelt, bis sie verladen wurden. Deshalb mag sie wochentags wohl oft mehr den Eindruck eines Warenlagers und Packraumes gemacht haben als den eines Wohnraumes. Fässer, Kisten, Ballen und sonstige Kaufmannsgüter mögen sie damals ebenso eingeengt haben wie heute noch gelegentlich Tabakballen und allerhand kleines Gut.

Nur an den Sonntagen war sie frei und wurde nett und sauber hergerichtet und mit frischem Sand bestreut, in den die Hausmagd mit dem Besen allerlei Figuren zeichnete**), ein Brauch, der sich noch heute auf dem Flett des Bauernhauses findet. Da wird sie wohl auch als Tanzplatz und Festsaal für kleinere Familienfeste benutzt worden sein.

Aber auch sonst war die Diele der Repräsentationsraum des Hauses, wo man Besuch empfing, wo Tanten und Vettern sich begrüßten, Hochzeiten und Kindtaufen gefeiert wurden. Hier seien Worte Melhops wiedergegeben (Althamburgische Bauweise):

„Für die Kinder waren die Dielen der Tummelplatz aller ihrer Spiele, wie für die Erwachsenen der gegebene Raum

*) Abbildung bei Melhop: Althamburgische Bauweise, S. 277.

**) Vgl. Kohl: Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses in Bremen.

zur Feier fröhlicher Feste. Und wenn nach tatenreichem, arbeitsvollem Leben der Vater des Hauses die Augen zur ewigen Ruhe schloß, dann stand auf dem Schauplatz seiner Kinderspiele, auf der schwarz verhangenen Diele unter Blumen und Lichtern der Sarg, ehe man ihn zur ewigen Ruhe bestattete.“

So läßt die Diele die Frucht der Arbeit erkennen, spiegelt die Freude eines genußfrohen Lebens und spricht von der Empfänglichkeit für künstliche Bildungen. Sie ist ein Raum voll Gehalt. In ihrer besonderen Art war sie der wahre und ehrliche Ausdruck der jeweiligen Zeit. In keinem anderen Raum profaner, bürgerlicher Baukunst hat sich die Kultur in gleichem Maße projiziert. Keiner ist ein so kraftvoller Ausdruck seiner Zeit, keiner so individuell wie sie. Nicht aus phantastischer Willkür, sondern aus einfacher, nüchterner Selbstverständlichkeit, aus den realen Bedingungen des praktischen Gebrauches ist sie entstanden. Durch eine sachliche Konstruktion und vernunftgemäße Anwendung des Materials sind Formen entstanden, die durch ein hochentwickeltes Kunsthandwerk verschönt und verziert wurden.

Dabei ist für die Galerie- und Treppeneinbauten immer Holz verwendet worden, das in Zeiten mit künstlerischer Überzeugung niemals verleugnet wurde, sondern stets bewußt in Gegensatz zu dem Mauerwerk gebracht wurde. Charakter des Raumes und Wesen des Materials wurden gewahrt und betont. Durch die Großzügigkeit ihrer Linienführung unterstützen die Einbauten die Wirkung des Raumes, bestimmen im Verein mit der Farbe seinen hohen, festlichen Eindruck.

Die Diele ist aus dem umgebenden Leben des Alltages entstanden, dessen architektonischer Niederschlag sie ist. Und damit hatte die Baukunst ihre Aufgabe gelöst, deren Wesen die volle Hingabe an den Zweck ist.

Die alte, norddeutsche Diele ist ein Raum, der der Kunstgeschichte angehört. Die Zeit ist um ein Jahrhundert weitergeschritten. Nationale Zustände, wirtschaftliche und soziale Neubildungen haben pietätlos das Alte, das nicht mehr entwicklungsfähig war, entfernt. Die neue Zeit brachte neue Forderungen, die

zu anderen Ausdrucksformen führten. Deshalb ist ein Versuch, die alte Diele wieder aufleben zu lassen — so verlockend er in künstlerischer Hinsicht ist — ein Anachronismus. Ihre alte Form ist für den modernen Raumgedanken nicht verwertbar, aber ihr Wesen sollte es sein. Die Fülle von Anregungen, der Reichtum an Raumstimmungen, ihr Gehalt an künstlerischen Werten, die Größe der Raumidee — das ist das Erbe der hansischen Diele an die Gegenwart.

Auszug aus einer Baubeschreibung für ein zum Verkauf gestelltes Haus. Vom 14. May dieses 1781 stammenden Jahres.

(Bremen.)

1. An der Haustür ein messing Klopfer und messing Handgriff, des Hauses mittellänge 67 Fuß, 4 Zoll, Vorderbreite 12 Fuß 10 Zoll, Hinterbreite 24 Fuß 9 Zoll, forun auf der Hauß-Diele befindet sich ein von Dielen abgetheiltes Waschhaus mit einem (unleserlich) mit eisern Schwengel, hierin befindet sich der ersterwehnte Pump (?) und ein liegender und stehender Grauwerkzathenstein, wovon das Wasser nach der Straße läuft, auch ein fester Tisch hinten auf der Hauß-Diele ins Süden, pannelt und 5 feste Schränke.
2. ferner kommt man von der Hauß-Diele durch eine Thüre mit doppelt messing Handgriffen in die Vorderstube.
3. ferner kommt man von der Hauß-Diele durch ein gläsern Thüre wieder in eine Stube.
4. nächst diesen kommt man durch eine Thüre in die Küche lang 13 Fuß 7 Zoll, breit 8 Fuß 6 Zoll und Feuerherd und Schornstein, der feuerherd mit Grauwerk eingefast und 3 liegenden und 3 stehenden eysern Platen und ein feste Torfkiste und ein fester Tisch, die Küche teils mit Floren besetzt.....
5. kommt man von der Hauß-Diele nach hinten durch ein doppelt gläsern Flügel Thüre mit doppelt messing Handgriffen und messing Schloß in eine Stuben unter dem Anbau.

7. kommt man hinten von der Hauptdiele über eine Treppe, worunter eine Schlafstelle sich befindet auf einen Vorplatz, von da durch eine Thüre mit doppeltmessing Handgriffen und messing Schloß auf einen Saal über den Anbau.
8. Ferner kommt man wiederum nach forun von der Hauß-Diele über eine Treppe auf einen Vorplatz, von da nach forun durch eine gläserne Thüre auf die Kanthorstube mit der Auslucht auf den Vorplatz befindet sich das Böthhäusgen.
9. nach hinten kommt man von den Vorplatz durch eine Thüre in eine Kammer, lang mit der Mfcoje 12 Fuß, breit 7 Fuß 2 Zoll.
10. kommt man von den Vorplatz über eine Treppe auf den ersten Boden zweiten Boden.
17. Wiederum kommt man nach hinten von der Hauß-Diele unter der Treppe über eine Treppe in den Keller, welcher des Hauses Länge hat.
19. nach hinten von des Hausses-Diele kommt man durch eine Thür auf den steinernen Hofplatz mit einem Sootbrunnen mit eisern Schwengel.

Literaturübersicht.

- Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Dresden 1906.
- R. Meiborg. Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. Schleswig 1896.
- W. Pöfner. Das niedersächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.
- Chr. Rank. Kulturgeschichte des Deutschen Bauernhauses. Leipzig 1907.
- Rudolf Henning. Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. 1892.
- R. G. Stephani. Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Leipzig 1903.
- H. Sohnrey. Die Kunst auf dem Lande.
- Justus Möser. Patriotische Phantasiaen.

Der Heliand.

August Meitzen. Das deutsche Haus in seinen vollstümlichen Urformen. Berlin 1882.

E. Lachner. Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Leipzig 1887.

K. Mielle. Das Bauernhaus in der Mark.

H. Pfeiffer. Die Dörfer und Bauernhäuser im Herzogtum Braunschweig 1886.

Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte.

Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

Geschichte der freien Hansestadt Lübeck.

Mühlke. Von nordischer Volkskunst.

v. Bippen, Wilhelm. Aus Bremens Vorzeit.

Hansische Geschichtsblätter. Band 5 und 7.

v. Heß, Jonas, Ludwig. Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben. Hamburg 1787.

v. Griesheim, Christian Ludwig. Tractat über die Stadt Hamburg. Hamburg 1760.

Kohl. Geschichte des bürgerlichen Wohnhauses in Bremen. 1872.

Bremen und seine Bauten. Herausgegeben vom Ingenieur- und Architekten-Verein. Berlin 1900.

Melhop. Althamburgische Bauweise. Hamburg 1908.

Dr. Rudolf Struck. Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck. 1908.

Daenell. Die Blütezeit der Deutschen Hanse. Berlin 1896.

Karl Schaefer. Bremen. Band 3 aus: „Stätten der Kultur“.

Handbuch der Architektur. Teil 2, Band 4, D. Stiehl: Der Wohnbau des Mittelalters. Leipzig 1908.

Sesselberg. Frühchristliche Kunst der germanischen Völker.

III.

Theodor Storm in Lübeck.

Von

Friedrich Krüger.

Derigen Weisheit zu ... Jahre verfloßen, lebend ein junger, achtungsvoller Mensch den Boden unserer Stadt betrat, um hier ... des Kaiserthums zu betreten und sich für die ... vorbereiten. Das war Theodor Storm, der spätere ... 185 ...

Auch in dieser ... es sich erst, nach einem Dreiwerteljahrhundert Denn der Historiker denkt bei dieser ... nur an eine Periode der Niedergang, an die traurigen Nachwehen der französischen Fremdherrschaft, an die damals noch ohnmächtige Nachbarstadt. Dabei vergißt man aber, daß gerade in jener Zeit in unsern Mauern reiches geistiges Leben fröhlich seine Schwingen regte. In dieser Beziehung haben die folgenden Ausführungen eine Ergänzung zu der politischen und wirtschaftlichen Geschichte und, wie ich hoffe, eine willkommene heilere Note zu jener traurigen Zeit des materiellen Leffendens.

Von besonderem Interesse sind die oben erwähnten Jahre aus Storms Leben für den Biographen. Lassen wir, um dies zu erkennen, die eingehende Geschichte dieses Dichterlebens kurz an uns vorüberziehen und fragen wir darauf, inwiefern sie durch seine Werke wiederspiegelt werden, welche der Dichter selbst als Zeugnisse seines Lebens bezeichnet hat!

Wie oft freut sich seine Jugendzeit in der „alten grünen Stadt am Meer“ in seinen Werken wieder! In den „Verstreuten Steinen“ schildert er geradezu Episoden aus seiner Kindheit und Schulzeit in Gohum (1817–1830); aber auch für jene viele Novellen gibt sie den überausvollen Hintergrund an. Ich möchte

Vorigen Michaelis waren 75 Jahre verflossen, seitdem ein junger, achtzehnjähriger Mensch den Boden unsrer Stadt betrat, um hier die Prima des Katharineums zu besuchen und sich für die Universität vorzubereiten. Das war Theodor Storm, der spätere berühmte Dichter. Er verlebte in Lübeck die Zeit vom Herbst 1835 bis Ostern 1837, also anderthalb Jahre aus seiner Jünglingszeit, welche für die Entwicklung jedes Menschen von so großer Bedeutung ist.

Auch in diesen Blättern verlohnt es sich jetzt, nach einem Dreivierteljahrhundert, auf diese Jahre zurückzublicken. Denn der Historiker denkt bei dieser Zeit in der Regel nur an eine Periode des Niedergangs, an die traurigen Nachwehen der französischen Fremdherrschaft, an den dänischen Druck auf die damals noch ohnmächtige Nachbarstadt. Dabei vergißt man aber, daß gerade in jener Zeit in unsern Mauern frisches geistiges Leben fröhlich seine Schwingen regte. In dieser Beziehung bilden die folgenden Ausführungen eine Ergänzung zu der politischen und wirtschaftlichen Geschichte und, wie ich hoffe, eine willkommene heitere Folie zu jener traurigen Zeit des materiellen Tiefstandes.

Von besonderem Interesse sind die oben erwähnten Jahre aus Storms Leben für den Literaturhistoriker. Lassen wir, um dies zu erkennen, die einzelnen Abschnitte dieses Dichterlebens kurz an uns vorüberziehen und achten wir darauf, inwiefern sie durch seine Werke wiedergespiegelt werden, welche der Dichter selbst als Zeugnisse seines Lebens bezeichnet hat!

Wie oft kehrt nicht seine Jugendzeit in der „alten grauen Stadt am Meer“ in seinen Werken wieder! In den „Zerstreuten Kapiteln“ schildert er geradezu Episoden aus seiner Kinder- und Schulzeit in Husum (1817—1835), aber auch für sehr viele Novellen gibt sie den stimmungsvollen Hintergrund ab. Ich möchte

diese Vorliebe für seine Jugend als den Zug bezeichnen, welcher ihn am meisten mit den Romantikern verbindet. Denn wie diese sich gern aus der poesiearmen Gegenwart in ein fernes Wunderland flüchten und sich am liebsten in das ritterliche Mittelalter versenken, so träumt sich auch Storm gern in längst vergangene Zeiten zurück. Aber als realistischer Norddeutscher wählt er selten das entlegene Mittelalter — wiewohl auch dieses ihm nicht fremd ist, wie das im vierzehnten Jahrhundert spielende „Fest auf Haderslevhuus“ beweist — er bevorzugt auch hier das Reale, das Selbst-erlebte und findet in seiner eigenen Jugendzeit das entschwundene Zauberland. Mit dieser Liebe zu seiner Jugend hängt seine tiefe, rührende Heimatliebe eng zusammen. So ist er der berühmte Heimatdichter und zugleich der Meister der Erinnerungsnovelle geworden.

Auf diesen ersten überaus wichtigen Lebensabschnitt folgt seine Primanerzeit in Lübeck (1835—1837), von welcher wir später eingehender sprechen wollen. Dann bezieht er die Universität in Kiel und Berlin (1837—1843), und diese Zeit finden wir in seinen Werken wieder. Der zweite Teil der Novelle „Auf der Universität“ schildert das Studentenleben in Kiel; und in Berlin, wohin er auch später von Potsdam aus oft kam, spielt die letzte größere Hälfte von „Psyche“.

Hierauf lebte er ein Jahrzehnt (1843—1853) als Advokat in Husum und schafft hier seine ersten berühmten Werke, besonders Immensee, welche alle in seiner Heimaterde wurzeln.

Nach der mißlungenen Erhebung Schleswig-Holsteins sieht sich Storm gezwungen, seine Heimat zu verlassen und als Gerichtsassessor für drei Jahre nach Potsdam zu gehen, was für ihn gleichbedeutend mit der schmerzlichsten Verbannung war. Aber auch dieser Aufenthalt (1853—56) hat seine Spuren in Storms Dichtung hinterlassen. Die kleine Novelle „Im Sonnenschein“ ist auf seinen Mittagsspaziergängen im Park von Sanssouci entstanden, „wo vor der Gemäldegalerie noch die alten Burgbaumschnörkel der Rokokozeit schimmern und duften“. Hierher hat also das Werk seinen stimmungsvollen Rokokocharakter, wenn es auch im übrigen eine Geschichte aus seiner eigenen Familie in Husum ist.

In „Veronika“ wird das katholische Heiligenstadt, wo er von 1856—1864 als Kreisrichter lebte, und ein auf diesem Boden erwachsenes religiöses Problem sehr stimmungsvoll geschildert.

Daß auch sein dritter Aufenthalt in Husum (1864—1880), wohin er als Landvogt nach der Befreiung seines Heimatlandes von der Dänenherrschaft zurückberufen wurde, in den zahlreichen dort entstandenen Novellen wiederklingt, ist selbstverständlich; aber auch Hademarschen, der Wohnsitz seines Alters von 1880 bis 1888, ist in der Einkleidung von John Kiew leicht wiederzuerkennen.

Schon aus dieser kurzen Zusammenstellung sehen wir, daß alle Orte, in welchen Storm gewohnt hat, in seinen Dichtungen ihre Spuren hinterlassen haben. Ist es da nicht auffällig, daß Lübeck bei keiner einzigen seiner Novellen den Hintergrund bildet? Denn die Schilderung der alten, in der Wahnstraße gelegenen Patrizierhäuser in John Kiew und die darauffolgende kurze Unterredung zwischen dem Lübecker Reeder und dem Kapitän ist zu unbedeutend, als daß sie hier in Betracht kommen könnte. Wie erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Hat unsre alte Hansestadt so wenig Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie in seinen Lebenszeugnissen übergehen konnte? Dem widerspricht, daß er das altertümliche Lübeck und die ganze „durchgeistigte Atmosphäre“, welche ihn dort umgab, sein ganzes Leben lang wohl zu schätzen wußte. Ja, als er Lübeck (1837) mit der Landesuniversität Kiel vertauschte, war es ihm, „als ob er damit eine Stufe niedriger träte“.

Auffällig ist ferner, daß wir von seinen persönlichen Verhältnissen aus der Lübecker Zeit so wenig wissen. Die Briefe, die er damals geschrieben, sind nicht mehr vorhanden, und so kann man diese anderthalb Jahre in des Dichters Leben mit Recht als ein Problem in der Stormforschung bezeichnen. Versuchen wir nun auf Grund der vorhandenen Quellen, soweit es uns möglich ist, Licht in dieses Dunkel zu bringen!

Zunächst sind wir über die damaligen Verhältnisse in Lübeck und am Katharineum gut unterrichtet. Ich brauche nur an

die schönen Bücher von Classen und Rochus von Lilienkron¹⁾ zu erinnern.

Unsre alte Hansestadt trug damals noch ein viel altertümlicheres Gepräge als heute. Sie war auf der Süd- und auf der Westseite noch von einem Kranze malerischer Wälle umgeben, welche sich vom Krähenteiche westlich bis zum Burgtore herumzogen, und selbst auf der Wakenitzseite war noch der Rosen- und der Hundewall erhalten.

Auch das Katharineum machte damals einen gemüthlichen und stimmungsvollen Eindruck, welcher an dem jetzigen langgestreckten Bau in der bei der Erneuerung beliebten gotischen Renaissance nicht mehr zu spüren ist. Allerdings sind heute die Innenräume und der Schulhof viel größer, weiter und freier geworden. Wo jetzt der große Vorderhof ist, erstreckten sich damals, parallel zur Hundestraße und im rechten Winkel zum Hauptgebäude, zwei mit gotischen Giebeln versehene Flügel quer gegen die Königstraße, so daß der Spielplatz sehr eingeschränkt war. Ein Stück desselben ging noch für den Garten der Professorenwohnungen ab, welche sich in dem linken Flügel befanden. An diesen lehnte sich ein kleiner Giebelvorbau, der als Kustoswohnung diente und unmittelbar an die Katharinenkirche stieß. So war der alte Bau verwickelter und heimlicher als der heutige. Er muß malerische Winkel, Ecken und Gänge genug besessen haben, welche auf Storms dafür sehr empfängliches Gemüt ihren Eindruck nicht verfehlten.

An die Spitze der Anstalt war vor gerade vier Jahren eine hochbedeutende Persönlichkeit getreten, welche ihr weit über die Grenzen Lübecks hinaus einen bedeutenden Ruf verschafft hatte. Das war der Direktor Friedrich Jacob, welcher damals im 43. Lebensjahre, also im besten Mannesalter stand.

Wenn wir uns von dem Wesen dieses seltenen Mannes eine Vorstellung machen wollen, so müssen wir zunächst seine Bedeutung als Gelehrter hervorheben. Durch angestrengte Studien hatte er sich eine gründliche philologische Durchbildung erworben,

¹⁾ Classen, Friedrich Jacob. Jena 1855. Rochus von Lilienkron, Frohe Jugendtage. Leipzig 1902. Nach beiden die folgenden Charakteristiken von Jacob und Classen.

von welcher eine Reihe von gelehrten Schriften zeugen. Seine Schüler fühlten in seinen Unterrichtsstunden „das Übersprudeln einer tiefen, unerschöpflichen Quelle, die nur ihr eigenstes lebendig klares Wasser ausgießen und nicht das notdürftig Eingelernte wieder mittheilen wollte“. Aber diese gelehrte Seite war nicht das, was ihm in erster Linie die allgemeine Achtung erwarb. Die Hauptsache war seine Begeisterung und Hingabe an seinen Beruf, welcher ihm durchaus im Mittelpunkt seines Daseins stand. Der Grundzug seines ganzen Verhaltens gegen seine Schüler war Liebe. Das sah man an allem, was er tat und sprach. Die Schule war für ihn eine notwendige Erweiterung der Familie und der Lehrer der Stellvertreter der Eltern, was Jacob so ausdrückte: „Der Lehrer ist dem Schüler Vater und Mutter in einer Person.“ „Darum genügte es ihm nicht,“ sagt Classen S. 52, „einer großen, wenn auch noch so gespannt aufhorchenden Schar lehrend oder mahnend gegenüberzustehen und sie im ganzen und großen anzuleiten und anzuregen; sondern zu jedem einzelnen mußte er ein Verhältnis gewinnen: die Individualitäten zu durchschauen, die Anlagen des Verstandes und die Richtung des Gemüthes... in dem Kinde, das ihm zuerst zugeführt wurde, wie in dem heranreisenden Jünglinge, mit dem er täglich in näherem Verkehr stand, scharf zu erkennen und danach sein eigenes Verhalten gegen ihn zu bemessen, das war ihm die größte Lust, das war das Ziel seines unablässigen Strebens. Er erreichte es durch diese nie ruhende, obgleich ganz in der Stille wirkende Aufmerksamkeit und Beobachtung der ihn umgebenden Jugend, daß er von allen einzelnen Schülern sich eine bestimmte Anschauung ihrer Persönlichkeit gebildet hatte.“ Dabei kam ihm sein „feiner Sinn für physiognomische Unterscheidung zu statten. Es war ihm zur andern Natur geworden, Gesichtsbildung, Mienenspiel, Körperhaltung und Bewegung, Sprache und Ausdrucksweise, kurz die ganze äußere Erscheinung jedes Menschen, mit dem er zusammentraf, aufs genaueste wahrzunehmen und seine psychologischen Schlüsse daraus zu ziehen.“ Mit diesem liebevollen Eingehen auf die Schüler und mit seiner herzwinnenden Freundlichkeit vereinigte sich sehr wohl eine feste und stramme Bestimmtheit, und „ein freundliches Lächeln auf seinem gewöhnlich tiefem Gesicht war für den, dem es

galt, die höchste Genugthuung.“ So wurde er „von den besseren Schülern verehrt und geliebt, von den Schwächeren gefürchtet, von allen hochgeachtet.“ Dabei widerstrebte ihm nichts mehr, als an ihre Leistungen nur den Maßstab äußerlicher Geselzlichkeit zu legen und nur zu verbieten, „wo nicht auch ein Belebendes an die Stelle zu setzen war; alles, was einer bloß äußerlichen Dressur ähnlich sah und nach seinem Gefühl mit einer Polizeikontrolle Verwandtschaft hatte, war ihm in der Seele zuwider.“ So war er auch beim Unterricht allem äußerlichen Wesen abhold. „Beim Studieren der römischen Altertümer legte er weniger Gewicht auf die Genauigkeit in der äußeren Form als vielmehr auf den inneren Geist. Er sucht den Geist der Altertümer, der römischen Denkweise aus den Schriftstellern bis in die zartesten Feinheiten aufzudecken“, so daß seine Schüler ein feines Gefühl für die Schönheit der Sprache und eine lebendige Anschauung römischer Zustände und Sitten erhielten.

Eine besonders glückliche Ergänzung zu Jacob bildete Classen, der Lehrer des Griechischen in Prima, wo er außerdem noch in der deutschen Literatur und in der Geschichte unterrichtete. Auch er war ein hochbedeutender Philologe, „dabei ein Mann von rastloser, sprudelnder Lebendigkeit, von feinsten Geistesbildung, großer Herzensgüte, der sich auch persönlich seiner Schüler sehr wohlwollend annahm. Diese betrachteten es als eine große Auszeichnung, wenn sie an den Tectisch seiner liebenswürdigen Frau, einer älteren Schwester Wilhelm Wattenbachs, geladen wurden“. Während Jakob Ernst und Strenge in seinem Auftreten zeigte, „war Classens Persönlichkeit in ihrem feurigen, alles andere ver-gessenden Eifer keineswegs dazu angetan, strenge Zucht zu halten. Aber die Primaner übten sie aus Anstandsgefühl von selbst, sie fühlten sich bei ihm nicht mehr als Schulbuben, sondern als strebende Jünglinge“.

Dies waren die beiden Männer, welchen das Katharineum damals in erster Linie seine Blüte verdankte. Aus ihrem Unterricht gingen Männer wie Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius, Wilhelm Wattenbach, Kurt von Schläzer und Rochus von Lilienkron hervor. In der Zeitung wurde kürzlich darauf hingewiesen, daß letzterer seinen 90. Geburtstag feierte. Er ist der älteste von den

noch Lebenden, welche zu Jacobs Zeit die Prima des Katharineums besuchten.

Um zu zeigen, wie sehr damals die Primaner an ihrem Direktor hingen, will ich eine Stelle aus einem Briefe anführen, welche der siebzehnjährige Ernst Curtius an seine Cousine Viktorine Boissonnet richtete. Er schreibt unter dem 31. Oktober 1831, bald nach der Anstellung Jacobs in Lübeck: „An dem Direktor Jacob hat unser Lübeck und namentlich unsre Schule einen großen Schatz gewonnen. Er ist ein Mann von Geist und Talenten, von ausgezeichnete Gelehrsamkeit und offenem, sanftem, christlichem Gemüte. Sein Bestreben als Lehrer geht dahin, zu uns in ein Freundesverhältnis zu treten, uns recht geistig anzuregen zu kräftiger Selbsttätigkeit und harmonischer Ausbildung aller Talente und Kräfte und uns vor Einseitigkeit zu bewahren. Ganz besonderen Wert legt er auf offene vertrauliche Mitteilung und forderte uns gleich auf, bei jedem inneren Zweifel, bei jeder Ungewißheit uns ihm anzuvertrauen. Mit welcher Freude gehe ich in seine Lektionen: in jeder hört man so unendlich viel Neues und Wahres, bringt jedesmal neue und fruchtbare Gedanken und Kenntnisse nach Hause. In seiner Religionsstunde habe ich ihn am liebsten gewonnen. Hier zeigt er sich uns weniger als Gelehrten und mehr als Menschen und Christen und hier wahrlich noch achtungswerter. Durch diesen Mann hat nun mein ganzes Leben eine andre Richtung gewonnen. Ich bin mit der Schule ganz ausgesöhnt, und sie ist der Mittelpunkt meines wissenschaftlichen Lebens, das dadurch einen ganz andern Impuls erhalten hat¹⁾.“

In diese Anstalt trat Michaelis 1837 auch Theodor Storm, von welchem damals wohl niemand ahnte, daß er der Zahl der berühmten Schüler des Katharineums einen neuen hinzufügen würde. Er hatte vorher die Gelehrtenschule in Husum besucht, welche damals der Rektor Friedrichsen leitete, „der allverehrte Greis“, wie Storm ihn nennt. In den „Zerstreuten Kapiteln“ beschreibt er die alte, schmucklose, jetzt niedergelegte Gelehrtenschule mit dem mächtigen Kastanienbaume davor. „Wie oft,“

¹⁾ Fr. Curtius, Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1903. S. 4—5.

sagt er, „wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Repos oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rotgesprenkelten Blütenkerzen, die aus den jungen lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren.“ So erhalten wir von ihm das Bild eines träumerischen Knaben, der sich lieber in die Natur, auch wohl in sich selbst als in die Schulschriftsteller versenkt. Der Sitte gemäß wurde die Schulzeit mit einer Redeseierlichkeit im großen Rathausaale abgeschlossen, welche für die kleine Stadt offenbar ein großes Ereignis war. Denn der Saal war an diesem Tage dicht gedrängt voll von Husumer Bürgern, welche mit Frauen und Töchtern dort erschienen. Dann hielten die Primaner ihre Abschiedsreden, und Theodor Storm selbst trug eine Dichtung in Jamben vor über Matathias, den Befreier der Juden. Als er vorher das Gedicht dem Rektor vorlegte, gab dieser es ihm ohne Korrektur zurück und fügte lächelnd hinzu, er sei kein Dichter. Storm erzählt, daß ihn damals so etwas von einer exklusiven Lebensstellung überrieselt habe und daß er in jenem Augenblicke seinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher getragen habe.

Was den dortigen Unterricht anbetrifft, so gesteht er selbst, daß sein Schultisch nur mit geistiger Hausmannskost besetzt war und daß auch die deutsche Poesie lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben war. „Und dieser Geschmack“, fügt er hinzu, „war äußerst unerheblich. Unfern Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts gesehen als einmal Ludwig Tiecks Porträt auf dem Umschlage eines Schreibbuches.“

Um die noch vorhandenen Lücken in seiner Bildung auszufüllen, ließ sein Vater ihn anderthalb Jahre das Lübecker Katharineum besuchen, welches sich auch in Husum eines besonders guten Rufes erfreute. Der Dichter selbst drückt es einmal so aus, er habe seiner Schulbildung auf dem Lübecker Gymnasium die letzte Politur geben lassen. Von andern Äußerungen über diese Schule und ihre Lehrer ist mir nichts bekannt, nur in seiner lateinischen Examensarbeit bemerkt er, daß er seinen Lehrern in so kurzer Zeit so Vieles und so Großes verdanke und daß er auch ihre Nach-

sicht oft erfahren habe, was in Theodor Storms Munde durchaus keine Phrase gewesen sein wird.

Außer der eben erwähnten lateinischen Prüfungsarbeit kennen wir nur sein Abgangszeugnis und einige Notizen über ihn im Zeugnisbuche der Jacobschen Prima, welche im Archive des Ratharineums aufbewahrt werden.

Damals war noch niemand gezwungen, eine Entlassungsprüfung zu bestehen. In der Regel unterzog man sich ihr nur, wenn man Stipendien oder ähnliche Vergünstigungen erlangen wollte. Es wurde nur eine einzige und zwar eine lateinische Prüfungsarbeit von 40—50 weitgeschriebenen Seiten verlangt. Jeder durfte das Thema völlig frei wählen und erhielt reichlich Zeit, um es zu Hause ausarbeiten zu können. Jetzt müssen bekanntlich in einer Reihe von Fächern dieselben Themata unter Klausur innerhalb weniger Stunden angefertigt werden. Jene alte Weise hatte jedenfalls den Vorteil, daß die einzige gelieferte Arbeit sich durch Sorgfalt und Gründlichkeit vor den unseren auszeichnete.

So macht auch das eben erwähnte vergilbte Heft Theodor Storms, welches man nicht ohne Rührung in die Hand nehmen kann, schon äußerlich einen sehr sauberen, sorgfältig geschriebenen Eindruck. Er behandelt ein geschichtliches Thema: *Quibus causis Philippo II. regnante dilapsae sint Hispaniae opes auctoritasque.* (Weshalb sank unter Philipps II. Regierung Spaniens Macht und Ansehen?) Zuerst entwickelt er in einer längeren Einleitung, wie übermächtig Spanien im Anfange von Philipps Regierung dastand, und dann, wie traurig es dort bei Philipps Tode aussah. Durch diesen überraschenden Gegensatz führt er schnell — man glaubt hier keinen Schüleraufsatz, sondern die Abhandlung eines Schriftstellers zu lesen — unsre Erwartung auf den Höhepunkt, da wir gespannt sind zu hören, wie sich dieser überraschende Umschwung erklärt. Dies entwickelt Storm im Hauptteile der Arbeit aus dem Charakter des Königs selbst. Nachdem er zuerst auch seinen guten Eigenschaften wie seiner Standhaftigkeit im Unglück hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, schildert er die finstere Herrschaft, die Grausamkeit und den religiösen Fanatismus des Königs. Dies zeigt er an dem niederländischen Aufstande; und wie er später für die Befreiung seines engeren Vaterlandes vom Dänenjoch

eintrat, so verfolgt er hier eingehend mit innerer Wärme den Freiheitskampf der tapferen Niederländer. Mit derselben Teilnahme schildert er die Vergewaltigung der unglücklichen Mauren. Diese Kämpfe der beiden unterdrückten Völker scheinen den Schleswig-Holsteiner besonders gefesselt zu haben. Hatte doch auch sein engeres Vaterland damals schon unter dänischer Vergewaltigung zu leiden, und vielleicht ist es gerade dieser dem jugendlichen Alter so angemessene Tyrannenhaß und Freiheitsdurst gewesen, der ihn dies Thema wählen ließ. Denn die übrigen Fehler Philipps, seine finstere Unnahbarkeit, sein Mißtrauen, seine Treulosigkeit, die Grausamkeit gegen seine eigenen Verwandten, behandelt er kürzer; und nachdem er bis hierher alles aus dem Charakter des Königs abgeleitet, stellt er zum Schlusse seine ungeheuren Verluste bei diesen unglücklichen Unternehmungen übersichtlich zusammen.

Man kann nicht behaupten, daß das Thema besonders schwer ist, dennoch macht die einfache und gründliche Art, wie er den Gegenstand behandelt, einen sehr angenehmen Eindruck. Der lateinische Stil ist in der Arbeit des Primus Friedrich von Bülow wohl noch besser, aber auch Storm zeigt ein richtiges Gefühl für den Geist der lateinischen Sprache. In der Einfachheit des Ausdrucks lehnt er sich an Tacitus an, welchen auch Jacob bevorzugte. Der oft gehörte Vorwurf, daß der lateinische Aufsatz die Schüler zum Phrasenmachen erziehe, trifft bei diesem sicherlich nicht zu. Im Gegenteil zeigt sich hier schon die schlichte, allem Schein und allem Gemachten abholde Darstellungsweise des späteren Dichters. War ihm doch nichts mehr zuwider als die Phrase, welche er in der Einleitung zu seinem Hausbuche als eine „weltbeherrschende Krankheit“ bezeichnet.

Weniger günstig ist das Ostern 1837 ausgestellte Abgangszeugnis. Von den 27 Schülern der vereinigten Unter- und Oberprima, unter welchen Storm der erste war, haben sich sechs der Prüfung unterzogen, und unter diesen stehen die Leistungen des Dichters an letzter Stelle. Zwar im Lateinischen und im Deutschen hat er „gute“ Leistungen aufzuweisen, aber dem steht ein „Ziemlich gut“ im Griechischen und in der Geschichte und sogar ein „Mittelmäßig“ in Französisch und Mathematik gegenüber.

Nun kann man geltend machen, daß man in den neuen Sprachen bis auf den heutigen Tag am Katharineum, dem Bedürfnisse der Handelsstadt Rechnung tragend, höhere Anforderungen gestellt hat, so daß von auswärts kommende Schüler auch jetzt noch leicht in diesen Fächern abfallen. Was die Mathematik betrifft, so scheint es ein Schicksal der werdenden Dichter zu sein, daß sie mit dieser nüchternen Zahlenwissenschaft nicht fertig werden. Storms Freund Mörke hat sich auch nicht mit ihr befreunden können, und selbst bei Emanuel Geibel, welcher ein guter Schüler war, stehen die mathematischen Leistungen hinter den übrigen zurück. Von Storms niederdeutschem Landsmanne John Brinckmann, der drei Jahre vor ihm die Prüfung in Rostock ablegte, heißt es in einer Lebensbeschreibung wörtlich: „daß er an der den meisten Poeten so gefährlichen Klippe der Mathematik fast gescheitert sei“.

Wenn man auch diese Entschuldigung gelten lassen will, so bleiben noch immer die schwachen Leistungen im Griechischen und in der Geschichte übrig¹⁾.

Auf die richtige Fährte führt uns eine Bemerkung in seinem Abgangszeugnisse, daß „das Ergebnis seiner Kenntnisse zum Teil die Folge unzureichender Vorkenntnisse sei“, die mangelhafte Vorbildung ist zum großen Teil aus seiner ganzen Natur zu erklären.

Berwandte des Dichters, welchen ich auch sonst für wertvolle Mitteilungen zu großem Danke verpflichtet bin, erzählten mir, daß er ein schwächlicher, weicher Knabe gewesen ist, der viel die Schule veräumen mußte. Seine Eltern hatten dieser Veranlagung Rechnung getragen und den zarten Knaben sich völlig frei entwickeln lassen, genau so, wie er es später mit seinen eigenen

¹⁾ Angesichts dieser Tatsache könnte man versucht sein, eine andere Auffassung ins Gefecht zu führen, die man öfter hören kann. Man könnte nämlich behaupten, dies beweise wieder einmal, daß gerade die schlechtesten Schüler später im Leben am meisten leisteten, während aus den sog. Muster-schülern selten etwas Rechtes werde. Nun ist aber statistisch nachgewiesen, daß diese Ansicht irrig ist. Auch das oben erwähnte Jacobsche Zeugnisbuch beweist das Gegenteil. Denn nach diesem sind Emanuel Geibel, Georg Curtius und Rochus von Lilienkron gute Schüler gewesen; Ernst Curtius und Wattenbach haben als Gesamtzeugnisnummer sogar eine I gehabt.

Hindern machte. Einer solchen Natur, die irgendwelchen militärischen Drill nie kennen gelernt hatte, mußte es schwer fallen, regelmäßig und stramm zu arbeiten, und so ist für ihn die Zensur, welche er im Fleiß erhielt: „regelmäßig und im ganzen angestrengt“ noch alles Mögliche. Bei dieser Veranlagung ist es zu verstehen, wenn er klagt, daß er eigentlich nie etwas Ordentliches gelernt habe, daß alle Storms Mangel an Sprachtalent hätten, daß er das Arbeiten erst als Schriftsteller gelernt habe usw.; dazu kam, daß in der neuen Anstalt höhere Anforderungen gestellt wurden als in seiner Heimat und er also vieles nachzuholen hatte.

Jeder Schulmann kennt ähnliche Schüler, welche sich nur schwer in den regelrechten Schulbetrieb einfügen. Er war eben eine zarte und tief empfindende Natur, welche sich mit mimosenhafter Empfindsamkeit in sich selbst zurückzog, wenn ihr etwas nicht paßte. Andererseits aber war er trotz dieses weichen Gefühlslebens außerordentlich selbständig und selbstbewußt; und so sträubte er sich unwillkürlich gegen die ihm nicht kongenialen Fächer, welche ihm von der Schule aufgedrungen wurden.

Zu bedenken ist auch, daß Storm in Husum sehr liebe und angenehme Verhältnisse verlassen hatte. Wenn die alte Hansestadt auch noch so schön und noch so altertümlich war, so entbehrte er doch sein Meer, seinen Deich und die ganze stille Marschlandschaft, in welcher, wie die Novellen zeigen, seine Seele lebte und webte. In Husum wurde er schon wegen seiner Familie überall gern gesehen — er gehörte mütterlicherseits einem alten Husumer Patriziergeschlechte an. Hier kannte den Schleswiger oder den „Dänen“, wie man damals in Lübeck sagte, niemand. Seine neuen Freunde hielten sich für überlegen und ließen ihn auch, wie es auf jener Altersstufe selbstverständlich ist, ihre Überlegenheit gerne merken.

Nach allem diesem könnte es scheinen, als ob er sich in Lübeck nicht besonders wohl gefühlt habe. Aber das war durchaus nicht der Fall. Die gesunde Spannkraft der Jugend setzt sich noch über ganz andere Leiden hinweg als die, welche ich eben schilderte.

Vor allem wußte er mit der jugendlichen Annäherung seiner neuen Bekannten vortrefflich fertig zu werden. Er setzte ihnen

das schon vorher erwähnte echt friesische Selbstbewußtsein entgegen, welches ihm im Blute lag. Er hat sich unter seinen Freunden stets Geltung zu verschaffen gewußt und oft sogar den Ton an gegeben, wenn er auch lieber in kleinerem Kreise als in größerer Gesellschaft verkehrte. Nun hatte er in Lübeck das Glück, einen solchen kleinen Kreis zu finden. Das war ein literarischer Abend, dem mehrere Primaner angehörten und auf dem auch Classen zuweilen erschien. Dieser stand ihm von seinen Lehrern am nächsten; noch als Achtzigjähriger hat er später den Dichter in Hademarschen mit Frau und Tochter besucht und dort mit ihm Lübecker Erinnerungen ausgetauscht. Zu jenem Kreise gehörten vor allem Ferdinand Köse, ferner Lukas Dehniko aus Lüneburg, Markus Heise, der Nefse des Lübecker Appellationsgerichtspräsidenten, später Baron und Gutsbesitzer in Mecklenburg, außerdem in den Ferien auch Emanuel Geibel, welcher schon Ostern 1835 abgegangen war und jetzt in Bonn studierte. Unter diesen neuen Bekannten hat Storm sich sehr wohl gefühlt und mit ihnen wahre Orgien jugendlicher Lustigkeit gefeiert. Geibel preist in dem bekannten, auch in Storms „Hausbuch“ aufgenommenen Gedichte „Gutin“ „jene hohe Stunden, da sehnsüchtig uns des Herzens Überfülle schier die Brust gesprengt“. Das sind die Stunden, welche er in jener wogenden, schwärmenden Jugendzeit im Verein mit Storm und andern gleichgesinnten Freunden verlebte. Besonders dem Verkehr in diesem Kreise ist es zuzuschreiben, daß Storm so leidenschaftlich gern in Lübeck war und auch später mit solcher Freude an diese Zeit zurückdenkt.

Die Primaner traten damals, wo Lübeck viel kleiner und die Verhältnisse noch beschränkter waren als heute, überhaupt mehr hervor und führten ein Leben wie heute etwa die Studenten. So erzählt Storm in den „Zerstreuten Kapiteln“, wie er in Lübeck seine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit ein anderer Freund, Ludwig Scharff, in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauspielhause besuchen sollte. „Mit dem Bambusrohr und der Pillenschachtel“, sagt er, „stapfdest du wacker im Saale umher; und als der spanische Grande dich wegen der Donna Ines konsultierte, die zart und schwächlich an seinem Arme hing, da versichertest du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an

den Würmern leide, was dir seltsamerweise mehr Entrüstung als Dank von dem Gemahl der hohen Patientin eintrug.“

Von seinen Mitschülern hat Storm sich am meisten an den oben erwähnten Ferdinand Röse angeschlossen, über welchen wir deshalb hier eingehender sprechen müssen. Dieser war einer von den Menschen, welche durch ihre Liebenswürdigkeit, ihr reiches Wissen und ihre glänzenden Anlagen auf die andern eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben und bald unter ihnen eine bevorzugte Stellung einnehmen. Trotzdem war Röse ein unausgeglicherer Charakter, und da es ihm insbesondere an Selbstbeherrschung und der Kunst, sich unterzuordnen, fehlte, so haben ihm alle diese Vorzüge nichts genützt. Er ist trotz seiner hervorragenden literarischen und philosophischen Veranlagung später in wahrhaft tragischer Weise zugrunde gegangen. Röse stand auch Geibel sehr nahe, und wer den merkwürdigen Menschen näher kennen lernen will, möge in Lizmanns Geibelbuche über ihn nachlesen. Auch Storm hat für dieses Werk einen wertvollen Beitrag¹⁾ geliefert; derselbe ist für seine innerliche und doch greifbar anschauliche Schilderkunst charakteristisch, und ich will ihn deshalb wörtlich mittheilen:

„Etwa 18 Jahre alt, trat ich nach dem Willen meines Vaters aus der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum in die Prima des Lübecker Gymnasiums, wo damals Friedrich Jakob Direktor und Classen erster Lehrer war. Geibel war eben zur Universität abgegangen, hinterließ mir aber seinen nächsten Freund unter den Zurückgebliebenen, Ferdinand Röse, von uns „Wanst“, auch wohl „Magister Wanst“ genannt.

„Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränklicher Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts Jugendlisches. Sein Antlitz war gelblich fahl, sein dürrtiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte.

1) Lizmann, S. 18—21.

„In seinem Wesen, besonders auf seinem Zimmer, wo die Schriften alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein anderer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen, etwas überlegenem Lächeln auf den Lippen; doch konnte dies Wesen auch mitunter von einer etwas forcierten Karnevalslustigkeit abgelöst werden; mir klingt noch das: „Hei, hei!“ in den Ohren, das er dann wohl ausstieß.

„Die Husumer Schule wußte so wenig von neuerer deutscher Literatur, daß mir Uhland, dessen Namen ich einmal gehört hatte, derzeit als ein alter Minnesänger vorschwebte; hier aber hatten Röse und Geibel, letzterer als L. Horst, schon zum Chamisso'schen Musenalmanach 1834 ihren Beitrag geliefert; an den alten Fouqué hatten sie Huldigungsgedichte geschickt und eine Antwort erhalten; Rösés Gedicht, das mir von ihm vorgelesen wurde, hieß: „Die Bleichen“ (Die Toten auf dem Schlachtfelde) und machte einen großen Eindruck. Sie wollten auch später Fouqués gesunkenem Ruhm wieder zu seinem Rechte verhelfen. Der Zurückgebliebene erschien mir von einem Dunst geheimnisvollen Wissens und Könnens umgeben, aus dem ihm nur mitunter in geweihter Stunde beliebte, einen Brocken an Auserwählte mitzuteilen. So munkelte es, daß er ein großes Drama „Ahasver“ begonnen habe; aber es verging eine lange Zeit, bis er es endlich aus dem Schranke, worin das Manuscript verschlossen war, hervorholte und mir eine oder einige Szenen daraus vorlas. Ich hatte dabei die Empfindung, als wenn ich einer ganz ausnahmsweisen Gunst gewürdigt wurde. Es gefiel mir sehr und schien mir unter dem Einflusse von Goethes Faust abgefaßt, den ich damals zuerst kennen gelernt hatte.

„Zu Rösés inneren Schätzen schien mir besonders ein vertrautes Verhältnis zu seiner Vaterstadt, dem alten heiligen Lübeck, zu gehören. Wenn er aus der Vergangenheit der alten Hansehauptstadt berichtete, nahm seine Stimme eine Würde an, als ob er Heiliges zu verkünden habe, und der Ausdruck des Gesichtes entsprach dem.

„Zu dem alten Lübeck gehörte auch sein Vaterhaus an der Trave, das mir unvergeßlich geblieben ist. Das kleine Zimmer, das ich damals allein besuchte, lag nach der Trave hinaus hinter

der Haustreppe; ein Tages- oder Kerzenschimmer, der durch das grüne Vorhängsel des Türfensters schimmerte, zeigte den Besuchenden den Weg. Ich habe es auf das oft mit einer Art Mutwillen oder mit ermunterndem Klang gerufene „Herein!“ stets mit dem Gefühl betreten, ich komme als ein Jüngerer und Wanderer zu einem wesentlich schon Gewordenen, wenn auch freundlich mir Geneigten. Soviel ich mich entsinne, war kein Sofa in dem Stübchen; und doch war es mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrat und den allerlei Büchern der behaglichste Raum. Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder“ einweihete. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Oberteil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstauwe sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte“, „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“, „Über die Berge steigt schon die Sonne“ und so eines nach dem andern; zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause und schauten nach der See“. Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen, und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich, das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr“, da war mir, als seien die Tore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder“, und zwar auf Velin-Papier. — Köse gehörte zu denen, welchen ich es verdanke, Kritik ertragen zu können und sie an mir selbst zu üben; er schrieb quer über meine Gedichte sein: „Denique sit, quid sit, simplex dumtaxat et unum“ und sagte mir mehr als einmal: „Du bist geistig tot“; ob letzteres mit Recht, ist mir später zweifelhaft geworden. In der Poesie freilich war es bei mir nur noch ein Flügelprüfen; über meine zuerst 1852 erschienenen Gedichte hat er mir später mit Begeisterung geschrieben, daß er sie morgens und abends lese.

„In den Ferien kam Geibel, und wir gingen dann zusammen ins Theater, in den Weinkeller oder machten Ausflüge auf die Dörfer. Köse klagte, daß ihm das Talent der schönen Form-

gebung fehle, das nach seiner Ansicht Geibel in vollem Maße besaß; daher er denn auch, wo er in seiner Prosa Lieder bedurfte, seinen Mangel gern aus dessen Reichtum deckte, wie in seinem Märchen „Das Sonnenkind“, das im „Pilger durch die Welt“ 1845 erschien. Einmal trafen wir Geibel in seinem Zimmer, ein Gedicht niederschreibend; „seht!“ sagte Röse und hielt mich an der Thür zurück, und wir warteten ruhig, bis Geibel fertig war und uns begrüßte.

„Vor seinem Abgang zur Universität schenkte Röse mir ein Exemplar der Uhländschen Gedichte, in das er hineinschrieb: „Meinem Confident, obgleich's ein — ist, zur freundlichen Erinnerung.“ Der Gedankenstrich sollte „Schuckelmeyer“ bedeuten, ein politischer Schimpfname für die Dänen, von denen wir Schleswiger derzeit nicht unterschieden wurden. Die vergriffenen Exemplare jenes „Liederbuchs“ und der „Uhland“ stehen noch in meinem Bücherschrank.“

In dieser Schilderung gedenkt Storm seines Verkehrs mit Emanuel Geibel. Obgleich dieser damals schon Student war, hing er doch mit ganzem Herzen an seiner Lübecker Schulzeit. Es gefiel ihm ebenso wie später Storm anfänglich nicht auf der Universität, und er spricht in der schönen Rheinstadt, wo er studierte, von einer „wenig behaglichen Existenz nach dem geistig verwöhnten Leben in Lübeck“. In seinem hiesigen Bekanntenkreise wurde seine Bedeutung als Dichter schon damals allgemein anerkannt. Er hat sich offenbar weit schneller entwickelt als Storm. Bei dem jugendlichen Alter beider Dichter ist es begreiflich, daß der zwei Jahre ältere, respektvoll behandelte Student sich über den jüngeren Genossen erhaben dünkte, und Schüze erzählt in seiner Stormbiographie, daß er die „dichterischen Versuche des jungen Friesen mit einer Art ironischer Überlegenheit behandelte, die jener in dem Gefühl ungerechter Herabsetzung nie ganz zu verwinden vermochte“. Es ist hier jedoch nicht der Ort, auf das persönliche Verhältnis zwischen beiden Dichtern näher einzugehen. Wehl hat in seinem Buche über Theodor Storm ausführlicher darüber gesprochen.

Jedenfalls hat Storm seinem älteren Bekannten gegenüber stets seine volle Selbständigkeit gewahrt. Bezeichnend hierfür

ist seine Stellung zur Antike. Er ist gewiß niemals ein Feind des klassischen Alterthums gewesen, aber er wurzelte zu fest in seinem Heimatboden und in seiner nordfriesischen Stammesart, als daß er sich in dem Maße wie Emanuel Geibel und Ernst Curtius klassizistischen Neigungen hingeben konnte. Der oben erwähnte Spitzname „Schuckelmeyer“ bezieht sich wohl nicht nur auf seine politische Staatsangehörigkeit, sondern auch auf seine innere Selbständigkeit, seine spröde, abge sonderte, echt friesische Eigenart.

Dagegen nahm er mit großer Begierde alles auf, was seinem Wesen kongenial war. In der Prima des Katharineums lernte er unter Classens vortrefflicher Leitung die deutsche Nationalliteratur bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kennen. Am meisten begeisterte er sich für die neuesten deutschen Dichter. Er schilderte uns selbst, welchen gewaltigen Eindruck Heines „Buch der Lieder“ auf ihn machte. Aber auch E. T. A. Hoffmanns phantastisch-geniale Erzählungen, Stifters erste Schilderungen, Körners und Uhlands Lyrik, die Gedichte Brentanos und der anderen Romantiker lernte er kennen und lieben. Aber von den letzteren ist ihm niemand so nahegetreten als Eichendorff mit seinen von frischer Waldesluft und echter Poesie erfüllten Liedern. In seinem Romane: „Dichter und ihre Gesellen“, welcher kurz vorher (1834) erschienen war, tat sich das ganze Zauberland der Romantik mit seinen Schlössern, Burgen, Bergen und Felsen, seinen Fürsten, Grafen, Schauspielern, Malern und Dichtern vor ihm auf. Hier lernte er auch die literarischen und künstlerischen Anschauungen der Romantiker kennen. „Und Eichendorff, Heines Buch der Lieder und — Goethes Faust“, den er eben selbst erwähnte, „sind dann“, wie Schüke sagt, „die poetische Trias geworden, die, vor allem in jüngeren Jahren, am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt hat.“

Es war in der That eine ganz neue geistige Welt, welche sich vor Theodor Storm in Lübeck auftrat. Erinnern wir uns nur, mit welchen mangelhaften literarischen Vorkenntnissen er hithergekommen ist! Hier ist der Augenblick, wo wir auch am ersten verstehen werden, daß Lübeck für keine seiner Novellen den Hintergrund abgegeben hat. Denn eine Natur wie die unsers Dichters brauchte jedenfalls Zeit und Ruhe, um die Eindrücke einer neuen Um-

gebung tief und fest genug in sich aufzunehmen, so daß er sie später zu umfassender dichterischer Verwendung hervorholen konnte. Nun dauerte aber sein Lübecker Aufenthalt überhaupt nur anderthalb Jahre, er war also kürzer als der an sämtlichen anderen eingangs erwähnten Orten. Außerdem ließen ihn die neuen Verhältnisse, die erhöhten Anforderungen in der Schule und die zahlreichen eben geschilderten Anregungen, welche auf ihn einströmten, schwerlich zur Ruhe kommen.

War er doch außerdem auch noch dichterisch tätig! Diese poetischen Versuche erschienen ihm selbst später „wie ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem innern Drange nach künstlerischen Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen“. Eine strenge, aber im ganzen nicht unrichtige Selbstkritik! Eine Auswahl seiner Jugendgedichte ist herausgegeben in dem „Liederbuch dreier Freunde“, welches am Ende seiner Studentenzeit 1843 erschien. In diesem sind die in Lübeck entstandenen nicht besonders bezeichnet. Wenn wir diese Gedichte durchlesen, die also auch später, nämlich auf der Universität, entstanden sein können, so finden wir manche Anklänge an seine Lieblingsdichter. So erinnert die Ballade „Ritter und Dame“ an Heines „Don Ramiro“. Bei den folgenden „Liedelliedern“ müssen wir an Eichendorffs lustige, tief poetische Spielmannsweisen denken¹⁾:

Musikanten wollen wandern —
Durch die Saiten streicht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern —
Auf die Reige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

Solche Anklänge lassen sich selbstverständlich in den Anfängen sämtlicher Dichter finden. Auch bei Emanuel Geibels Jugendlyrik hat sie kürzlich Johannes Weigle nachgewiesen. Aber ebenso

1) Liederbuch dreier Freunde, S. 47.

wie Geibel findet Storm schon früh eigene Töne, sogar schon in seiner Primanerzeit. Von den beiden Proben, die Schütze aus seiner Lübecker Zeit anführt, scheint mir die zweite besonders bemerkenswert, welche „Dahin!“ betitelt ist:

Wie in stille Kammer
Heller Sonnenschein
Schaut in stille Herzen
Mild die Lieb' hinein.

Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein,
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein.

Hier klingt bereits ein Gedanke und eine Stimmung an, welcher in seiner späteren Lyrik öfter wiederkehrt und die er in einem Briefe an Erich Schmidt so ausdrückt:

„Ich habe oftmals eine starke Empfindung von der Furchtbarkeit, daß wir so aus dem Staube auftauchen, teilweise bis zur Verehrung gut und groß oder zum Entzücken schön werden und dann welken, verwesen und am Ende der letzten Spur nach in dem Staube wieder verschwinden. Wenn ich so lese, was sie Liebes vor Zeiten geschrieben haben, und nach allen jenen hinhorche, die damals so still oder so laut, so selig oder erzürnt ihr Wesen getrieben haben, dann graut mir vor der ungeheuren Stille, die jetzt darüber liegt.“

Freilich hat Storm dieser Empfindung von der Vergänglichkeit des Irdischen, übertragen auf die Liebe, später als gereifter Dichter einen weit vollendeteren Ausdruck verliehen. Man höre nur!

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich fest an deinem Mund'
In schmerzlich hangender Begier;
Du gibst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose gibst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten gold'nen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen sink' ich hin,
O fühl's, du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Welch ein ungeheurer Abstand zwischen dem Primaner-
gedichte und diesem ergreifenden Liede! Hier fühlt man am
besten, welche gewaltige Entwicklung er seit den Lübecker Tagen
noch zu durchlaufen hat, um zu dem großen Dichter zu werden.

Als Primaner hat er noch, wie Schütze mitteilt, eine lübeckische
Sage „Der Bau der Marienkirche in Lübeck“ poetisch behandelt.
Das Gedicht wurde später in dem Biernacktschen Volksbuche für
Schleswig-Holstein und Lauenburg veröffentlicht; ich habe es aber
trotz meiner Bemühungen in den mir zugänglichen Bibliotheken
nicht aufreiben können.

Dieses erzählende Gedicht möge uns zu seinen Novellen
überleiten, an welchen sich seine überraschend günstige Entwicklung
gleichfalls zeigt und zwar noch deutlicher als in seiner Dicht.
Begreiflicher Weise ist er in Lübeck noch nicht mit solchen Werken
hervorgetreten. Seine ersten novellistischen Veröffentlichungen
fallen in die zweite Husumer Zeit, wo er sich nach Beendigung
seiner Studien als Rechtsanwalt niederließ, und „Zimmensee“,
diejenige Novelle, welche vor allem seinen Ruhm begründete,
erschien erst zwölf Jahre nach seinem Abgange aus Lübeck. In
diesen ersten Erzählungen wiegt die lyrische Stimmung vor, die
Umrisse sind weich und verschwommen, es liegt wie ein Traum
über dem Ganzen. Erst als ihn der Kampf und die Not des Lebens
packt, als er aus seiner Heimat verbannt wird und vor allem als
er seine inniggeliebte erste Frau verliert, verschwindet dieses Weiche,
die psychologischen Schilderungen werden klarer und bestimmter,

und in den Novellen aus dieser späteren Zeit treten uns scharf umrissene Gestalten und wundervolle Heimatgemälde entgegen. Das Träumerische bleibt nur wie ein ferner leichter Duft zurück. Dabei entfaltet sich trotz körperlicher Kränklichkeit seine schöpferische Kraft mehr und mehr, und wir erleben an ihm das seltene Schauspiel, daß er noch kurz vor seinem Tode als Siebzigjähriger sein gewaltigstes und vollendetstes Werk, die fast zu einem Romane ausgewachsene Novelle „Der Schimmelreiter“, schaffen kann.

Ebenso hat sich der äußere Erfolg seiner Dichtungen ganz allmählich entwickelt. Storm war eine zu eigenartige und in sich abgeschlossene Persönlichkeit, welche dem Publikum nur wenig entgegenkam. Er gehörte keiner literarischen Richtung an und trat politisch nur wenig hervor. So stand er ebenso wie sein Freund Mörike zuerst den Zeitströmungen und dem Zeitgeschmack fern. Man hätte es dem Dichter persönlich wünschen können, daß ihm die Gunst des Publikums auch zu Anfang mehr entgegengekommen wäre; aber für seine Poesie ist es so besser gewesen. Sie ist reiner, echter und ungetrübt durch fremde Einflüsse geblieben. So hatte er bei Lebzeiten nur eine kleine, aber stetig wachsende Gemeinde, und erst nach seinem Tode hat sich sein Ruhm ausgebreitet. Wie man aus mancherlei Anzeichen schließen darf, ist er noch immer im Steigen begriffen, und das deutsche Volk erkennt mehr und mehr, daß Theodor Storm auf seinem besonderen Gebiete als Lyriker, Novellist und Heimatdichter den Großen im Geiste beizuzählen ist. — — —

Wir sind Storms Lübecker Jahren weit vorausgeeilt, aber es war notwendig, seine innere Entwicklung kurz zu skizzieren, um die Stellung der Lübecker Periode innerhalb derselben bestimmen zu können. Soviel haben wir erkannt: Seine Entwicklung ist eine langsame, aber gesunde gewesen. Er gehört nicht zu denen, welche wie einige unter den Modernsten schon in sehr jungem Alter umfangreiche Werke in die Welt senden. Dafür ist ihm das beneidenswerte Los zuteil geworden, daß sich seine Schaffenskraft bis zu seinem Ende in aufsteigender Linie bewegt.

In dieser Entwicklung nimmt die Lehrzeit in Lübeck eine wichtige Stellung ein. Hier durfte er unter der Leitung vor-

trefflicher Lehrer seine Schulkenntnisse vervollständigen. Hier verlebte er im Verkehr mit hochgestimmten Freunden, vor allen mit Emanuel Geibel und Friedrich Röse, unvergeßliche Stunden — Stunden übersäumender Jugendlust und reichster geistiger Anregung. Hier erschloß sich vor ihm eine Welt, von welcher er in Husum kaum eine Ahnung gehabt hatte, die Welt der neuen deutschen Dichtung, besonders der Romantik. Ohne diese Lübecker Lehrzeit würde seine fernere Entwicklung kaum so günstig verlaufen sein. Wenn wir jetzt nach einem Dreivierteljahrhundert auf jene geistig so rege Zeit zurückblicken, so haben wir alle Ursache, uns darüber zu freuen, daß unsre alte Hansestadt unter einer Reihe von andern bedeutenden Männern auch diesen hervorragenden Menschen innerhalb ihrer Mauern beherbergt und ihn so bedeutsam gefördert hat.

IV.

Berein für Lübedifche Gefchichte und Alttertumsfunde.

Bericht über das Jahr 1909.

Dem Verein für Lübedifche Gefchichte und Alttertumsfunde gehörten am 1. Januar 1909 zwei Ehrenmitglieder (Geheimrat Prof. Dr. Frensdorff in Göttingen und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer in Berlin-Steglitz), 8 korrespondierende, 14 auswärtige und 113 hiefige, im ganzen 137 Mitglieder an. Durch den Tod verlor der Verein den Hauptlehrer Cleemann (Mitglied feit 1908), ausgetreten find Kaufmann Hermann Lange, Oberst von Ditmann, Senior D. Ranke, fortgezogen Hauptmann Möller. Dafür find eingetreten Pastor Becker, Goldfchmied Buchwald, Hauptlehrer Gottfchalk, Hauptlehrer Johannfen, Dipl.-Ingenieur Oberlehrer Mahn, Professor Schneermann, Kaufmann Woltmann und Kaufmann Rehwoldt, und auswärts Regierungsrat Blund (Berlin), Verlagsbuchhändler Karl Curtius, Oberlehrer Dr. Pretorius (Schleswig), Stadtbauinspektor Grube (Stettin). Demnach zählte der Verein am 31. Dezember 1909 zwei Ehrenmitglieder, 7 korrespondierende, 117 hiefige und 18 auswärtige, im ganzen 144 Mitglieder. Aus dem Vorstand fchied im Herbst 1909 auf eigenen Wunsch Prof. Dr. Ohnesorge; feine großen Verdienfte um den Verein, die Verwaltung der Bibliothek, die Einrichtung des Bezirfels, feine Kenntniffe der Lübedifchen Gefchichte, feine Verdienfte um die Ausgrabung der Wälle von AltLübeck laffen uns hoffen, daß wir auch in Vorstand uns feiner Unterftützung bald wieder erfreuen dürfen.

An Prof. Ohnesorges Stelle wurde in der Novemberfifung Direktor Dr. Hartwig zum Vorftandsmitglied gewählt.

Eine sehr erfreuliche Anerkennung wurde dem Verein dadurch zuteil, daß Ein Hoher Senat zunächst für drei Jahre dem Verein eine jährliche Beihilfe von 250 M bewilligte.

Trotz dieser erheblichen Förderung wird der Verein darauf Bedacht nehmen müssen, seine Einnahmen dauernd zu steigern, wenn er seinen Mitgliedern die Zeitschrift in dem bisherigen Umfange erhalten will; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir bald dem Beispiel aller andern Vereine werden folgen und für die Beiträge zur Zeitschrift Honorar zahlen müssen. Wir sind allen Freunden Lübedischer Geschichte dankbar, die uns bisher ohne Entgelt ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt haben. Band XI konnte ausgegeben werden und umfaßt 410 Seiten mit manchem erfreulichen Beitrag zur Geschichte Lübeds.

Für Band XII (1910) fehlt es auch nicht an Material. Inzwischen befindet sich ein Inhaltsverzeichnis zu Band I—IX der Zeitschrift und Heft 1—12 der Mitteilungen, verfaßt von Regierungsrat a. D. Dr. jur. Eduard Hach, im Druck, das für alle Benutzer der Zeitschrift und der Mitteilungen eine schon lange schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen wird.

Entsprechend der Veränderung, welche der Verein allmählich dadurch erfuhr, daß aus einem Ausschuß für Geschichte sich eine große Vereinigung von Freunden vaterstädtischer Geschichte bildete, in welcher der Vorstand mit seinen besonderen Mitarbeitern jenem Ausschuß etwa entsprechen mag, haben zwei Einrichtungen des Vereins zu bestehen aufgehört, von denen wenigstens die eine vielen Mitgliedern sehr lieb geworden war. Das ist der Lesezirkel, der die historischen Zeitschriften, die dieser Verein erhielt, in einem norddeutschen und einem süddeutschen Kreise umfaßte. Um seine Einrichtung hat Prof. Dr. Ohnesorge sich große Verdienste erworben, und alle Teilnehmer am Lesezirkel sind ihm dafür zu Dank verpflichtet. Wenn schließlich die Aufhebung des Lesezirkels trotzdem beschlossen wurde, so hat nicht die Rücksicht auf die Kosten, die ja schließlich zum Teil von den Teilnehmern getragen wurden, und auch nicht die Rücksicht auf die Bücher, die freilich nun einmal für den Zirkel geheftet und beschnitten und dann für die Stadtbibliothek noch einmal gebunden wurden, den Ausschlag gegeben, sondern der Gedanke, daß auf diese Weise die Zeitschriften auf Jahre hinaus

der Benutzung entzogen wurden; es gehört aber zum Wesen der Zeitschriften, daß sie den Interessenten möglichst bald nach Erscheinen zugänglich gemacht werden. Die Zeitschriften, etwa 140 an Zahl, werden jetzt als besondere Abteilung im Lesezimmer der Stadtbibliothek auf sechs Monate ausgelegt und bilden dort zusammen mit den historischen Zeitschriften, welche von der Stadtbibliothek gehalten werden, einen gelehrten Apparat, der recht umfangreich und nun allgemein zugänglich ist. Der Verein glaubt auf diese Weise auch gemeinnützig zu handeln.

Den Mitgliedern des Vereins steht vierzehn Tage nach der Auslage ein Vorzugsrecht bei der Entleihung zu.

Nach Beendigung der Auslagezeit gehen die Zeitschriften in den Besitz der Stadtbibliothek über und sind dort allgemein zugänglich.

Wie der Lesezirkel hat im Berichtsjahre auch die Bibliothek des Vereins zu bestehen aufgehört. Waren schon vor Jahren die besten Stücke der Sammlung, namentlich zahlreiche Handschriften, der Stadtbibliothek oder dem Staatsarchiv zugeführt, so war der immerhin noch beträchtliche Rest so gut wie ganz der Benutzung entzogen. Jetzt ist der Bibliothek der Gesellschaft zur Beförderung gem. Tätigkeit überwiesen, was dort gewünscht wurde, im übrigen der Stadtbibliothek, was dort fehlte, der Rest meist dem Staatsarchiv für seine Handbibliothek, zum Teil auch dem Museum zugeführt. Auf diese Weise ist die Stadtbibliothek als wissenschaftliche Zentrale der Stadt mit unsern Büchern und Zeitschriften unterstützt und das übrige Material an den geeigneten Orten der Wissenschaft zugänglich gemacht.

Um die Arbeiter des großen Gebietes, dem auch unsere Vereinsarbeit gilt, einander näherzubringen, doppelte Bearbeitung derselben Fragen zu verhindern, das Vergleichsmaterial für verwandte Dinge zu vermehren und den Bearbeitern leichter zugänglich zu machen, ist der Abschluß eines Kartells einiger Geschichtsvereine des wendischen Viertels eingeleitet.

Es ist mit dem schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen, dem hamburgischen und lauenburgischen Geschichtsverein über ein Abkommen verhandelt, nach dem die einzelnen Vereine gegenseitig ihren Mitgliedern den Bezug ihrer Veröffentlichungen erleichtern.

Die Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen, versprechen aber günstigen Fortgang.

Abgesehen von den Vorstandssitzungen fanden fünf Versammlungen statt; am 20. Januar sprach Direktor Dr. Reuter über die Baugeschichte Lübeck's; da die Ergebnisse der weiteren Arbeiten über diesen Gegenstand voraussichtlich im XII. Bande der Zeitschrift veröffentlicht werden, darf von einer genaueren Angabe hier abgesehen werden.

In der Februarversammlung sprach zunächst Dr. Friedrich Bruns über den Lübecker Drucker Hans von Getelen, dessen Übereinstimmung mit einem der fünf ältesten Lübecker Drucker jetzt festzustehen scheint. Dr. Jsaak Collijn hat nämlich in einem Drucke des „Lübecker Unbekannten“ oder des „Druckers mit den drei Mohnköpfen“, dessen Person bisher in völliges Dunkel gehüllt war, ein Schlußwort mit dem Akrostichon „Hans von Getelen“ gefunden, der von 1480 bis 1528 als Bürger der Stadt nachweisbar ist und nach einem Zollregister von 1494 ein Faß mit Büchern zur Ausfuhr nach Stockholm verzollt hat. Die Frage nach dieser Persönlichkeit wird dadurch besonders interessant, als es sich um den bisher unbekanntem Drucker des niederdeutschen Meineke Boß handelt.

In derselben Versammlung sprach Prof. Dr. Curtius über die „Münzgeschichte Lübeck's“ und behandelte zunächst die herzogliche und die kaiserliche Münze, die in Lübeck wohl seit 1158 bestand und erst im Jahre 1226 durch die städtische Münze ersetzt wurde. Herzogliche und kaiserliche Münzen, Denare und Brakteaten, sind selten; ein schöner Brakteat mit dem Bilde des thronenden Kaisers ist noch kürzlich erworben. Trotzdem Lübeck die erste deutsche Stadt an der Ostsee gewesen ist, die das Münzrecht besaß und gewiß mehr Geld ausgemünzt hat als alle andern zusammen, hat es lange gedauert, bis man die sog. Kopfbrakteaten als lübisch erkannte; der erste war der Rasteburger Münzkennner W. Schmidt, dessen Vermutung dann durch Lüneburger Archivalien bestätigt wurde. Der Redner besprach dann die späteren Typen, Blasserte und Hällinge, dann die Witten, die Goldgulden, die seit 1341 in großer Anzahl kraft kaiserlichen Privilegs (bis 1371 fast 800 000) geprägt wurden.

Im Oktober sprach der preussische Landesgeologe Prof. Dr. *Wagel* über den geologischen Aufbau des Gebietes zwischen Travemünde und Lauenburg. Besonders dankenswert war es, daß charakteristische Stücke nicht nur beschrieben, sondern auch gezeigt wurden.

An den Vortrag schloß sich ein einfaches Abendessen. Wenige Tage später hatten wir die Freude, unser Ehrenmitglied, Geheimrat Dr. *Schäfer*, hier zu begrüßen, der auf Einladung der Vorsteherchaft der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit über „Geschichte und Bestand der deutschen Sprachgrenzen“ vortrug.

Im November sprach Dr. *Friedrich Bruns* über die lübische Ratschronik im 15. Jahrhundert und ihre Verfasser und machte gleichzeitig die erfreuliche Mitteilung, daß der Druck des vierten und fünften Bandes der lübischen Chroniken demnächst in Angriff genommen werde.

In der letzten Versammlung legte Prof. Dr. *Curtius Thesen* zu einer Disputation vor, die im hiesigen Franziskanerkloster am 31. August 1527 über die Willensfreiheit des Menschen gehalten wurde. Der Vortrag wird im XII. Bande der Zeitschrift gedruckt werden.

Sodann sprach Direktor Dr. *Hartwig* an demselben Abend über Anfang und spätere Geschichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Der Vortragende arbeitet an einer umfänglichen Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit und ihrer Institute; wir dürfen hoffen, in absehbarer Zeit eine vollständige Geschichte unseres Vereins zu erhalten, der zu den ältesten seiner Art in Deutschland gehört und auch eins der ältesten Institute der Gesellschaft ist (gegründet am 4. Dezember 1821).

Eine gemeinsame Sitzung mit dem Verein von Kunstfreunden fand in diesem Jahre nicht statt.

Da vielfach die Beobachtung gemacht wurde, daß das geschichtliche Interesse sich auf die Stadt Lübeck beschränkte und auch Ausflüge selten von den gewohnten Bahnen abwichen, wurde im Juni ein Ausflug nach den lübischen Enklaven *Russe*, *Rigerau* und *Behlendorf* unternommen, an dem auch Mitglieder des Vereins von Kunstfreunden und des Vereins für Heimatschutz teilnahmen.

Der Weg führte uns von Mölln über Mannhagen nach Ruffe, wo wir Mittagsrast hielten und im malerischen Pfarrgarten gastliche Aufnahme fanden, und weiter über Rixerau nach Behlendorf, wo Kirche und Pfarrgarten uns freundlichst gezeigt wurden, und schließlich über Rakeburg zurück.

So lernten wir einige der sübschen Enklaven kennen, sahen landschaftlich schöne Gegenden und konnten zugleich einen Blick in die Zeit der Kleinstaaterie tun, indem wir von Mölln aus bald herzoglich lauenburgisches, bald bischöfliches (Fürstentum Rakeburg), bald städtisches Gebiet betraten.

Der nächste Ausflug im Sommer 1910 soll uns nach Bardowik und Lüneburg führen.

Der Kassenbericht zeigt bei 4620,75 *M* Einnahme und 4509,81 *M* Ausgabe einen Bestand von 110,94 *M*. Die ungewöhnliche Höhe von Einnahme und Ausgabe ist durch die besonderen Umstände, unter denen Band IX der Zeitschrift herausgegeben werden mußte, veranlaßt.

Bericht über das Jahr 1910.

Dem Verein für Lübedische Geschichte und Altertumskunde gehörten am 1. Januar 1910 zwei Ehrenmitglieder (Geheimrat Prof. Dr. Frensdorff in Göttingen und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer in Berlin-Steglitz), 8 korrespondierende Mitglieder, 117 hiesige und 18 auswärtige Mitglieder an.

Von diesen Mitgliedern verlor der Verein zwei Männer, die sich um die Lübedische Geschichte in hervorragender Weise verdient gemacht haben, durch den Tod. Am 1. Juni starb Prof. Dr. phil. Max Hoffmann, der nach Wehrmanns Tode den Vorsitz übernommen und auch zuletzt wieder dem Vorstande angehört hatte, und am 17. November Prof. Dr. jur. Theodor Sach. Den Verdiensten beider Männer sind in den Versammlungen Nachrufe gewidmet, die auch in der Zeitschrift abgedruckt sind. Außerdem verlor der

Verein durch den Tod Professor Dr. Ernst Schmidt, Baurat Wilhelm Fischer, Kaufmann P. J. A. Meßtorf, Kaufmann Carl Johann Beyrowitz, Amtsgerichtsrat Dr. Gaedecke, Rentner Joh. Friedr. Gottl. Schütt und sein auswärtiges Mitglied Geh. Justizrat Dr. Deiß in Leipzig. — Ausgetreten sind Amtsrichter Dr. Gebhard, Pastor Schulze und Prof. Dr. Raehler in Husum.

Dafür sind eingetreten: Rechtsanwalt E. Brehmer, Rechtsanwalt P. Brehmer, Baurat Deditius, Kaufmann A. Erasmi, Buchdruckereibesitzer J. Heise, Oberlehrer Dr. Schneider, Privatmann Fr. Wortmann; als auswärtige Mitglieder: Kirchenrat Rahtgens (Cutin) und Gymnasialdirektor Künne-
mann (Cutin).

Demnach zählte der Verein am 31. Dezember 1910: 2 Ehrenmitglieder, 8 korrespondierende, 114 hiesige und 18 auswärtige, zusammen 142 Mitglieder.

Zum Vorstandsmitglied gewählt wurde an Stelle des verstorbenen Prof. Hoffmann Konsul W. Scharff.

Das Leben im Verein vollzog sich im Berichtsjahre in ruhigen Bahnen. Ereignisse von besonderer Wichtigkeit sind außer den erwähnten Personalveränderungen nicht zu verzeichnen.

Außer zahlreichen Vorstandssitzungen fanden folgende Versammlungen statt: Im Januar sprach Oberlehrer Dr. Hofmeister über eine wiedergefundene Stadt aus vorchristlicher Zeit bei Kassel, im Februar Bibliothekar Heinrich Wohlert über Deedes lübeckische Sagen und Geschichten, im Oktober berichtete Staatsarchivar Archivrat Dr. Kreschmar aus den Studienjahren des Senators Dr. Wilhelm Brehmer nach autobiographischen Aufzeichnungen und Briefen, im November Schulrat a. D. Schöppa über Bruchstücke aus der lübeckischen Geschichte nach der Chronik der nordelbischen Sassen, aus der Sammlung des Johann Russe von Lunden um 1540, im Dezember Oberlehrer Dr. Wilmanns über den Entwurf eines niederdeutschen Lesebuches für Schulen. Dieses Lesebuch soll Auszüge aus den wichtigsten Quellen der Geschichte Lübecks im Mittelalter enthalten und im Geschichtsunterricht die Freude an der heimatlichen Geschichte beleben. Sehr erfreulich wäre es, wenn durch die Aufnahme einiger niederdeutscher Ab-

schnitte und ihre Behandlung an den höheren Schulen die Pflege des heimischen Niederdeutschen auch an den übrigen Schulen und damit in weiteren Kreisen den Platz gewönne, der ihr zukommt. Denn ohne Zweifel hat die Schule und namentlich die Volksschule zu einem reichlichen Anteil schuld an der Vernachlässigung des Plattdeutschen, und das ist um so bedauerlicher, als die Scheidung der Stände in Norddeutschland gerade deshalb soviel schroffer ist als in Süddeutschland, weil im Norden den sogenannten Gebildeten vielfach oder meistens die Kenntnis des heimischen Dialekts fehlt, dessen völlige Beherrschung im südlichen Deutschland Stadt und Land, hoch und niedrig einander nahebringt.

Von Veröffentlichungen des Vereins verdient das Register zu Band I bis IX der Zeitschrift und Heft 1 bis 12 der Mitteilungen, bearbeitet von Dr. Eduard Hach, hervorgehoben zu werden. Hauptsächlich folgt dem Sachregister bald der langersehnte Index nominum et rerum, zu dessen Abfassung niemand so berufen ist wie der verdienstvolle Herausgeber des ersten Teils.

Von der Zeitschrift ist Band XII, Heft 1 ausgegeben. Heft 2 ist in Vorbereitung. Auch für Band XIII und XIV liegt schon Material vor, so daß der Verein zuversichtlich hoffen darf, seinen Plan, alljährlich einen Band der Zeitschrift liefern zu können, auszuführen. Immer mehr bestätigt sich freilich die Richtigkeit unsrer Auffassung, daß wir auf die Dauer nicht imstande sein werden, wertvolle Aufsätze unsrer Zeitschrift ohne Honorarzahlang zu sichern.

Die vom Bibliothekar Wohlert in Aussicht gestellte Literaturübersicht konnte in diesem Jahre noch nicht geliefert werden; der Verfasser war durch die Neuauflage von Deekes Lübishe Sagen und Geschichten in Anspruch genommen. An dem Plan selbst halten wir fest.

Die Verhandlungen mit den Geschichtsvereinen des wendischen Viertels, über die im Vorjahre berichtet wurde, sind noch nicht weiter gediehen.

Eine gemeinsame Sitzung mit dem Verein von Kunstfreunden, die seit alters im März stattgefunden hat und auch für dieses Jahr ins Auge gefaßt war, ist nicht zustande gekommen. Ebenso mußte der geplante Ausflug nach Lüneburg und Bardowiek unterbleiben.

Die im Vorjahre getroffene Einrichtung, die Zeitschriften, welche der Verein im Austausch erhält, gleich nach Erscheinen in der Stadtbibliothek auszulegen, hat sich gut bewährt.

Mit Spannung sieht der Verein, dem durch Senatsdekret vom 23. März 1844 die Aufgabe zugewiesen ist, bei der Erhaltung der Kunstdenkmäler mitzuwirken, dem Gesetz über Denkmalspflege entgegen, das voraussichtlich demnächst die gesetzgebenden Körperschaften beschäftigen wird.

Die Jahresrechnung schließt bei einer Einnahme von 2349,— *M* und einer Ausgabe von 1473,94 *M* mit einem Bestand von 875,06 *M*. Der Kassenbestand ist aus dem Grunde außerordentlich hoch, weil die Druckkosten für das zweite Heft des 12. Bandes der Zeitschrift erst im Jahre 1911 bezahlt werden können.
